Lg.o.296

30.372

50

2 M v Kerler n. 394

Ueber Göthe

vom

menschlichen Standpunkte.

Karl Grün.

Für und wider zu dieser Stunde,
Quängelt Ihr nun schon seit vielen Jahren:
Was ich gethan, Ihr Lumpenhunde!
Werdet Ihr nimmermehr erfahren.
Göthe.

Darmstadt.
Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske.

1846.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Einleitung.

— — Rosen und Kamelien hatte ich mir in's Zimmer gesetzt, Reseda und Veilchen in's offene Fenster. Die Kamelien sind abgeblüht, aber die Rosen öffnen sich zum zweiten Male. Die Veilchen welkten alle, aber die Reseda duftet fort und fort. Hier in Paris will ich über Göthe schreiben. —

Göthe! Was verdanke ich ihm nicht! Er ist der Schutzgeist meiner Jugend gewesen, der stille, weise Meister, der mir das Ewige in großen Bildern entgegenhielt, wenn ich an der Richtigkeit der öffentlichen und Privatverhältnisse verzweifeln wollte; der Lenker, dessen Zügel ich empfand, wenn ich im Ueberschwenglichen und Unförmlichen mich zu verlieren drohte. So lange ich fühle, habe ich Göthe geliebt, so lange ich denke, weiß ich warum. Nehmt Ihn in Euer Wesen auf, und er wird Euch sicher und wohlbehalten durch die engherzigen und einseitigen Parolen hindurch führen. Wen Er geweiht

hat, bei dem muß alles Schöne und Große den reinsten Anklang finden. Jetzt, da wir die Anhöhe erklommen haben, von wo aus sich die Entwicklung der Menschheit bequem überschauen läßt, jetzt, da zu einer abgeschlossenen und klar umschriebenen Gestalt geworden ist, was der Genius der Zukunft sein sollte: wie lächeln wir den Befangenen und Afterweisen, die uns gerne haben wollten, wie ihrer Einen! Göthe ist mit uns. Hegel und Börne, Deutschland und Frankreich, Göthe und die Revoluzion, Vaterland und Welt: diese Gegensätze sind unfähig geworden, unser Inneres zu zerreißen; wir verschmelzen sie zu dem Vollgefühle menschlicher Bestimmung, der unsere Seele gehört — und ging' es in die Hölle.

In Paris will ich über Göthe schreiben. Und vor Allem keine Kommentare! Keinen Enk und keinen Löwe, keinen Deyk's und keinen Göschel, keinen Hinrich's und keinen Riemer, keinen Carus und keinen Eckermann! Sondern hier, die sämmtlichen Werke auf den Tisch, und etwas Rosen- und Resedaduft in's Zimmer! Wir wollen sehen, wie weit wir damit kommen. — —

Es handelt sich um das Verhältniß der Kunst zur wahren Gesellschaft, um die Kritik ihrer Stellung zur bisherigen Anordnung, um die Auflösung dieser Stellung und um die Versöhnung der wahren Kunst mit dem wahren Leben. Hier ist ein weites, noch ganz brachliegendes Feld, hier ist noch Alles zu thun.

Ich will den Anfang machen; Stärkere werden nach mir kommen, und ich will ihnen die Schuhriemen lösen. Wir bringen Alle, was wir haben und können. Ein Schuft gibt mehr als er hat, sagt das Sprichwort. Die Kunst muß in die Debatte hereingezogen werden, ich glaube nicht, daß dies Eulen nach Athen tragen heißt.

Die Tugendkommunisten wollten der Kunst den Abschied geben. Mably behauptete, in der Gütergemeinschaft handele es sich um gute Sitten, nicht um Gemälde. Der Babouvismus war nicht ganz im Klaren über die Zukunft der Kunst: er sagte auf der einen Seite, die Künste könnten unter der Herrschaft der Gleichheit erst recht blühen, auf der anderen Seite meinte er aber, wenn die Künste die Ungleichheit befördern sollten, so müßte man die Gemälde, Statuen und Vasen zum Lande hinaus werfen. Plato wollte in seiner Republik die tragischen Dichter nicht leiden, weil sie die Menschen zu Thränen rührten und dadurch verweichlichten.

Auch in der neueren sozialistischen Debatte spielt die Aesthetik eine sehr untergeordnete Rolle — man spricht nicht von ihr. Die Künstler läßt der Sozialismus kalt, weil sie den Konsul Mummius in Korinth

zu wittern glauben, und die sozialistische Gemeinde, die von Tage zu Tage wächst, kümmert sich wenig um Künstler und Kunst. Es könnte der Verdacht entstehen, als ob man deren Wesen für ein frivoles Ding hielte, das man mindestens mit Indifferenz behandeln dürfe. Hier waltet ein Mißverständniß und ein Irrthum ob.

Ein Mißverständniß nennen wir es, wenn die Ausartungen der Kunst, ihr Verfall, ihr Verfolgen untergeordneter Zwecke mit der wahren und wirklichen Kunst verwechselt werden, wenn man die Fehler des Euripides, die Misère der französischen Plastiker, die Ungenießbarkeiten der romantischen Schule in Deutschland, der Tragödie überhaupt, der Bildhauerei überhaupt, der modernen Poesie überhaupt zur Last legt. Der Protest wider die falsche Kunst sollte immer nur der Panegyrikus der wahren Kunst sein. Dieses Mißverständniß ist leicht zu heben.

Schwieriger ist der Irrthum zu erörtern. Wenn man die Religion und die Philosophie anthropologisch aufgelöst, wenn man nachgewiesen hat, daß die Politeia, der Staat, der lebendige Widerspruch mit sich selbst ist, und zwar derselbe Widerspruch im Leben der Gesellschaft, in welchem Religion und Philosophie theoretisch befangen sind, wenn man endlich die Kritik bis dahin vollzieht, daß von den theoretischen Abstrakzionen nur der Mensch, von der politischen Abstrakzion nur das gesellschaftsfähige, soziale Wesen

übrig bleibt: so hat das freie Bewußtsein fürder nichts mehr mit Religion, Philosophie und Politik zu schaffen, es ist ihrer baar und ledig ein für alle Mal, und es kann zur rechten Zeit und Stunde beweisen, daß es an die Stelle der versteinerten Lüge einen blühenden, frischen Organismus zu setzen vermag. Religion, Philosophie und Politik sind gewesen, und werden sich aus ihrer Auflösung niemals wieder erheben. — Anders ist es mit der Kunst, und grade mit der wahren Kunst. Auch die Kunst hat in unserer bisherigen, auf den Kopf gestellten Welt ein abstraktes Leben geführt, auch sie hat, wie Kirche, Schule und Staat dem Menschen etwas Wesentliches genommen und es jenseits seiner zur Darstellung gebracht; aber weder ist die Kunst so tyrannisch gewesen, den Menschen zur vollendeten Selbstzerfleischung zu bringen, noch kann ihre Kritik ihre zukünftige Auflösung bedingen. Die Kunst war im Gegentheil des Menschen einziger, ehrlicher Tröster, sie hat einzig die Nacht der Geschichte mit freundlich lichten Bildern erhellt, mit Bildern, die keine Traum- und Trugbilder waren; die einzigen Thaten der Menschheit, die wir, wie Aeneas seine Götter, freudig mit in das neu zu gründende Reich hinübernehmen wollen, sind die künstlerischen Thaten. Nur in der Kunst war die Menschheit jemals positiv. Die jedesmalige Kunst einer Epoche ist die Seite, durch welche die Menschheit mit der Wahrheit zusammen-

hängt. Die Griechen bildeten ihre Götter menschlich in Dichtung und Skulptur; menschliche Schönheit, Leidenschaft, Ruhe und Majestät lebte auf ihren marmornen Gesichtern; diese Vermenschlichung der höheren Lebensmächte protestirte gegen die Staatsreligion, lange vor Sokrates und Aristoteles. Die Malerei des Reformazionszeitalters war über den Dualismus und Spiritualismus Luther's weit hinaus; diese schönen Jungfrauen Maria, diese reizenden weiblichen Heiligen, selbst diese büßenden Magdalenen predigen kein Sündenbewußtsein und keine Erlösungsbedürftigkeit. Dem Christenthum selbst in den ersten Jahrhunderten brauchte der Ernst der Entmenschung nur so lange geglaubt zu werden, als die Gemeinde der Heiligen in unterirdischen Höhlen und Katakomben ihren Kultus trieb; sobald sich über den Schädelstätten der Märtyrer einmal prachtvolle Tempel erhoben, waren diese Tempel im Widerspruch wider die Theorie der Entmenschung. Jeder mit Sorgfalt und Fleiß behauene Stein in den rohesten Zeiten der christlichen Architektur ruft es laut aus: Die Erde ist doch schön, jede künstliche Arbeit an dem heiligsten Reliquienkasten verdammt die Anbetung der Reliquien selbst. Die Christen merkten das nicht; was sie in majorem *Dei* gloriam bauten, meißelten und malten, war eigentlich immer in majorem *hominis* gloriam. Was geht den christlichen Gott die ästhetische Form an, wenn die Menschen nur einsehen,

daß er sich für sie hat kreuzigen lassen? Luther hatte ganz Recht, wenn er behauptete, der Papst sei der Antichrist: Leo X. ließ die St. Peterskirche bauen! — Das achtzehnte Jahrhundert rettete sich in die Kritik und die Poesie; wo man zu handeln gedachte, wie in Frankreich, da wog die Kritik vor; wo man nicht handeln wollte, da baute man den „Staat des schönen Scheins", wie in Deutschland. Es war freilich nur ein Staat des Scheins, die deutsche Wirklichkeit unserer beiden letzten Jahrhunderte darf man nicht ansehen, ohne schamroth zu werden; aber es war doch der schöne Schein, der die Menschen beglückte, es war die Kunst, welche zugleich das Urtheil über die abscheuliche Wirklichkeit sprach, und welche von ihrem luftigen Throne aus schon damals den Untergang jener Wirklichkeit prophezeite.

An der Hand der Kunst hat die bettelnde Menschheit die Zeit durchschritten, durch den Athem der Kunst ist sie belebt worden, wenn ihr die Lazarusglieder zusammenbrechen wollten: die Kunst wollen wir behalten. Wir wollen auch ferner singen, was unsere Brust erschüttert und besänftigt, wir wollen malen, was sich Großes und Denkwürdiges zuträgt, wir wollen die Menschengestalt in Marmor darstellen, wenn man erst wieder wagt, nackt zu sein, und wenn die Nacktheit nicht mehr den Schleier von einer verkommenen Generazion abwirft, wir wollen Paläste bauen, die in majestätischer Schönheit durch die Lüfte

predigen, was in ihrem Innern geschieht, wir wollen das ganze Vollgefühl menschlich-zartester Empfindung in Töne übersetzen, wir wollen tanzen, um die Musik der menschlichen Glieder wieder zu Ehren zu bringen. Die Abstrakzion der Kunst muß aufhören. Keine lebendigere Kunst ohne ein kunstgemäßes Leben, keine Theorie der Aesthetik ohne ästhetische Praxis, keine Schönheit des Bildes, ohne schöne Originale! Die Kunst war auch in der Vergangenheit nicht der Akt der Selbstzerfleischung, nicht die böse dualistische That; aber sie vermochte der Konsequenz der Selbstzerfleischung, dem Einflusse des Dualismus sich nicht zu entziehen; sie wurde nicht über das Leben, wohl aber dem Leben entgegengesetzt. Die Kunst, hieß es, habe nichts mit der Sitte, mit der Moral zu thun, die Kunst habe das Privilegium des Epikuräismus, nur das Leben sei zum Stoizismus verdammt. Derselbe Stoff, den die Kunst aus dem Leben sammelnd aufgesogen hatte, wurde, als durch die Kunst geweiht, heilig gesprochen, während er, als dem Leben angehörig, von der Hand der Sitte das Brandmal erhielt. Das große und richtige Gesetz der Entwicklung, die Regel aller Kunst, vor der alle Einzelheiten und Bedenklichkeiten ohne Weiteres Absoluzion erhalten, im Leben selbst ward es beanstandet, verlästert, verworfen. Im Leben selbst sollte eine Entwicklung stattfinden, die von einer bornirten Autorität vorgeschrieben wäre, ähnlich wie sich die Wissen-

schaft im Katholizismus, die Lehrfreiheit innerhalb des Eichhorn'schen Gutdünkens entwickeln soll. Die Kunst lebte von dem Besten, Edelsten, Zartesten, was die Menschheit zu produziren vermochte, aber sie schloß sich damit in ihren Kunsthimmel ein, sie läugnete den Zusammenhang mit der Erde, sie läugnete, daß sie weiter nichts ist, noch sein kann, als die Rose im Garten des Lebens, oder als das geordnete Beet aller der Gewächse, die auch sonst der Boden des Menschlichen mit Lust nur ohne Regel hervorbringt; sie sperrte sich vornehm vom Leben ab, und das Leben stieß sie rigoristisch zurück. Diese Absperrung, diese Isolirung, diese adlige Sucht der Kunst, in den Himmelsstand erhoben zu werden, und dieser Rigorismus des Lebens, unästhetisch sein zu wollen, diese Abstrakzion der Kunst und diese andere Abstrakzion des Lebens müssen durchbrochen werden; und dadurch entsteht für die Kunst erst die Möglichkeit, ganz Kunst, ganz wahre Kunst, ganz Rose, ganz Blumenbeet zu sein. Fortan werden ihr, wie dem Riesen der Fabel, alle Säfte der Mutter Erde ungehindert zufließen, fortan werden ihre Zweige stark von den Quellen des Bodens, freier in die Lüfte sich strecken, und erst wirklich die schöne Blüthe des Daseins zur Erscheinung bringen. Fortan wird aber auch der Mensch, nur das Gesetz der Entwicklung, das Gesetz der Schönheit bethätigend, oder da dieses Gesetz kein Gesetz, sondern eine Nothwendigkeit ist, gesetzlos

lebend, erst den wahren Kunststoff produziren, nicht um ihn zu produziren, sondern weil sein Dasein selbst ästhetisch geworden ist.

Diese Bewegung hat ihre zwei Seiten. Das Leben selbst ästhetisch zu gestalten, vermag die Kritik nicht, sie ist der Gräber des Kanals, durch den das Wasser fließen wird und muß, sie ist nicht das Wasser; sie ist der Ingenieur der Belagerungsarmee, nicht die Armee selbst. Die ästhetische Gestaltung des Lebens wird erst eintreten, wenn die Hindernisse umgestürzt sind, die der Gestaltung des Lebens überhaupt im Wege stehen; sobald wir unser menschliches Recht zu leben verwirklichen, werden wir auch Raum gewinnen, *schön* zu leben. Das wahre Menschenrecht ist das Recht der schönen, menschlichen Entwicklung. Dieser allgemeine Sturm wider die politischen Versteinerungen, dieses trotzige Durchbrechen unserer Isolirungszellen wird zugleich das Signal sein zur ästhetischen Gestaltung des Lebens. Der andere Theil der Bewegung ist die Kritik, die Aufweisung des menschlichen Inhaltes in den unmenschlichen herrschenden Verhältnissen und Theorieen, das Erwecken des heißesten Durstes nach einer Umkehrung der Dinge, die Entzündung des Muthes, der mit den Schätzen des Gehirnes nicht mehr zufrieden ist, sondern dem Bedürfniß des Herzens Sättigung verschaffen will, der die unterirdische Mine immer dichter anfüllt, so daß, wenn der entscheidende, scheinbar zufällige Funke sie

berührt, es nicht bei einer dumpfen Erschütterung unter der Erde verbleibe, mit Einem Worte die Propaganda.

Diese Propaganda besteht nicht in einem geheimen symbolischen Zeichen, in einer Verschwörungsparole, hier werden keine Statuten und Paragraphen kolportirt — die geheime Polizei der gnädigen Herren ist lächerlich geworden. Es handelt sich um die ehrliche und aufrichtige Betrachtung aller Lebensäußerungen der bisherigen Menschheit, darum, für jeden offenen Kopf, für jedes verständige Bewußtsein nachzuweisen, welche Verkehrung mit ursprünglich reinen und guten Trieben vorgenommen worden ist, ja wie die Geschichte jener Lebensäußerungen nur die Geschichte der menschlichen Verkehrtheiten ist. Bei dieser Propaganda kann der Kunst nichts geschenkt werden, es muß gesagt werden: „Seht da, der schönste Trieb des Menschen, der Trieb sogar, der sich am Schwersten von der Wirklichkeit losreißen läßt, weil er seinen Stoff und seine Nahrung in dieser Wirklichkeit findet, selbst dieser Trieb hat auf den Kopf gestellt werden sollen, selbst diesen Trieb hat man versucht zu theologisiren. Habt Ihr Lust dazu, Euch noch länger dieses Pfaffenthum gefallen zu lassen, oder wollt Ihr den Schatz der theologisirten Kunst in Euer Inneres zurücknehmen, wollt Ihr das Recht der ästhetischen Entwicklung auch auf der Erde einbürgern? Die Kunst soll nicht abgeschafft, nicht aufgelöst werden,

wie Religion und Philosophie, die Kunst soll nur ihre religiösen Privilegien aufgeben."

Was ist die Kunst, was ist das Schöne? Göthe meinte, das Schöne ließe sich besser empfinden als definiren, und Er hat uns Gelegenheit gegeben, daß wir es empfinden können. Wenden wir uns an die Philosophie, so heißt es, das Schöne sei die Ineinsbildung des Idealen und Realen, diese Erklärung genügt nur nicht, wie alle Erklärungen, aus der Entwicklung der Kunstgeschichte könne sich erst das wahre Wesen der Kunst herausstellen. Was jene Ineinsbildung des Realen und des Idealen betrifft, so stoßen wir uns von vorn herein daran, daß wir weder ein Reales noch ein Ideales kennen, sondern blos ein Reales, das deßhalb noch nicht empirisch platt zu sein braucht. Es bleibt uns von dem ganzen Wörterkram der Spekulazion nichts mehr übrig; wir haben nur noch den Begriff des Menschlichen, über dem wir nichts mehr anerkennen. In dieses Menschliche legte schon Göthe alle Kunst, und zwar in die menschliche Anschauung. Wollte man nun eine kurze Erklärung der Kunst suchen, so könnte man, ohne viel Gewicht auf diese Formel als Formel zu legen, sich so ausdrücken: die Kunst sei die menschliche Empfindung, die menschliche Anschauung in die klarste und entsprechendste Form gebracht. Allerdings, nicht jede menschliche Empfindung und Anschauung ist jener Form fähig, diese Formfähigkeit entscheidet darüber,

was ästhetisch und unästhetisch ist, kunstgerecht oder nicht kunstgerecht. Die eine Empfindung entspricht der einen Form der Darstellung, die andere einer anderen, daher verschiedene Künste, in denen die Form sich verschiedener Ausdrucksweisen bedient. Aber alle diese verschiedenen Ausdrucksweisen kommen darin überein, daß sie menschlichen Inhalt gestalten, daß sie menschliches Wesen mit dem Anspruch auf Form enthalten. Die Kunst ist sonach die eigentlich menschliche Sprache, die wahre Offenbarung des Menschenthums, eine Sphäre, in der uns nichts Fremdes, nichts Jenseitiges begegnet, aber auch nichts Hartes, Sprödes, blos Stoffliches, sondern nur unser Eigenthum, der höchsten Kraft des Menschen, seiner Bildungskraft würdig, und durch diese höchste Kraft geformt, die schönste Frucht aus der schönsten Hand, goldene Früchte in goldenen Schalen. Die wahre Kunst kann man den Kultus der Zukunft nennen, der Kunstgenuß kann zu dem Augenblicke werden, wo wir uns zum höchsten Bewußtsein unseres Gattungswesens sammeln, wo alle Halbheiten, alle Unzulänglichkeiten, alle kleinen Unzufriedenheiten in dem großen Akkord des Menschenbewußtseins verschwinden. In der schönen Form die schöne Seele, Höheres kannte schon Schiller nicht. Was auf dieser Erde möglich ist — und was sonst noch möglich ist, dafür haben wir weder Maßstab noch Interesse — das ist menschlicher Inhalt in der ihm entsprechenden Form.

Deutschland hat einen Dichter besessen, der von allen Dichtern der Welt sich sowohl auf den menschlichen Inhalt als auf die schöne Form verstand, wie Keiner vor ihm noch nach ihm. Um der größte Dichter auch für alle Zukunft zu werden, dazu fehlte Göthe'n blos ein besserer Stoff als das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland, und eine glücklichere Form als die deutsche Sprache. Berücksichtigt man diese beiden Umstände, so ist Göthe der größte Künstler, von dem wir Kunde haben. Es ist nichts als menschlicher Inhalt in Göthe, pulsirender, aus dem Leben gegriffener Inhalt; und wie der Dichter diesen Inhalt griff, wie er ihn mit seinen Meisterhänden formte, davon gibt noch immer jenes Entzücken kund, das uns beim Lesen der Iphigenie oder des Tasso durchbebt. — Und dennoch stand diese Göthe'sche Kunst in einem totalen Mißverhältnisse zu seiner Zeit, ja bis heute noch zur Nachwelt. Die Göthe'schen Dichtungen, aus dem Leben hervorgegangen, von den keuschen Fingern des Genius aus Fleisch von unserm Fleisch gebildet, hatten und haben mit der Wirklichkeit, mit dem Leben nichts zu thun. Sie sind ein himmlisches Reich geworden, das nach eigenen Gesetzen in Freiheit regiert wird, ewig groß und ewig schön über unseren Häuptern erbaut, während wir als trübe Gäste immer noch über die dunkle Erde hintappen, und jene schönen Gesetze der Form in Polizei, Gensd'armerie, Verbrechen, Elend, Selbstmord, Justizmord, protestantischen

und katholischen Jesuitismus, Asberg, Magdeburg und Spielberg übersetzen. Als sich jener Genius den ästhetischen Stoff aus unseren Herzen holte, da schliesen wir, und heute — fangen wir an, uns die Augen zu reiben.

Ich weiß, daß die Kunst keine moralischen, keine parănétischen Zwecke hat: Ihr sollt nach der Aufführung des Götz so wenig Ritter werden, als nach der Lektüre des Werther Selbstmörder; ich verlange weder, daß Ihr mit den brüsseler Bürgern auf Freiheiten und Privilegien besteht, noch daß Ihr mit Wilhelm Meister das älterliche Haus desertirt, um Menschen zu werden. Aber welcher schneidende Hohn ist es, welches jüngste Gericht über unser sämmtliches Leben, wenn auf der einen Seite ein Dichter steht, der alles Menschliche zur Anerkennung bringt, während sein Jahrhundert und das unsrige den Molochsdienst der Unmenschlichkeit betreibt, wenn jener Dichter seine Form bis zur Durchsichtigkeit des hellen Quells fördert, während das Leben in der Unform, in der offenbaren Häßlichkeit schier erstickt, wenn mit Einem Worte die Kunst vorhanden ist und das Leben nicht. Denn daß wir in Deutschland leben, kann man so eigentlich nicht sagen; wir vegetiren. In Griechenland war einmal Leben für die freien Männer, nur nicht für Weiber und Sklaven; in Rom lebten Horaz, Mäcenas und ihre Genossen, wenn auch etwas epikuräisch. Am Versailler Hofe unter dem vierzehnten

Ludwig lebten sie auch, nur liederlich. Und das Leben in Griechenland, in Rom und in Versailles entsprach den Werken der griechischen, römischen und französischen Kunst, es herrschte wenigstens ein vernünftiger Zusammenhang, man konnte das Leben darauf ansehen, daß es ästhetische Elemente enthielt. Aber wir Hyperboräer, wie kommen wir zu Göthe?

Durch unseren fabelhaften und beängstigenden Idealismus. Wir haben Alles empfunden, Alles gedacht, wir haben Nichts gelebt. Hegel meinte: „Die Deutschen sind Bienen, die allen Nazionen Gerechtigkeit widerfahren lassen, Trödler, denen Alles gut genug ist, und die mit Allen Schacher treiben.“ Hegel hätte auch sagen können, es sei nichts so gut, daß wir es nicht als einen Wechsel im Pulte liegen ließen, wir freuten uns am Scheine der süßesten Dinge, ohne nur den Appetit zu verspüren, einmal herzhaft hinein zu beißen, wir trieben alle Dinge in thesi auf die Spitze, und forderten dann unsere Astronomen auf, uns neue Dinge vom Saturne oder Uranus herunter zu holen, die wir wieder zu einem Porzellanthurm von Kategorieen ausbauen könnten. Wir haben uns allerdings mit viel schlechtem Zeuge auch nachhaltig beschäftigt, zum Beispiel mit der Nazionaleinheit, mit den Schutzzöllen; aber wir haben auch vortreffliche Dinge geleistet, wir haben die ganze Philosophie vollendet, wir haben den Göthe gehabt. Nur gleichen wir immer den armen

Spitzenklöpperinnen, wir vergingen vor Scham, sollten wir unser kostbares Machwerk im Hausverbrauch konsumiren; unser ästhetisches Paradies hängt wie ein Garten der Semiramis in der Luft, und unten im Moraste wälzen wir uns noch immer als teutonische Bären. Wir haben bis jetzt Nichts verwirklichen können, unser Leben war die ewige Persifflage unserer Leistungen, Alles blieb bei uns eine Abstrakzion, auch die Kunst.

Dieses unser abstraktes Wesen ist eng verwandt mit einem aristokratischen Zuge, der dem deutschen Wesen tief eigen ist. Ich meine nicht die eigentlich sogenannte Aristokrazie, die sich freilich in Deutschland auch nur durch die lächerlichste Thatlosigkeit halten kann, denn nirgends ist sie fauler und schlagflüssiger als bei uns. Von dieser Aristokrazie rede ich nicht; insofern sie in Betracht kommt, gehört sie mit zu der folgenden Sorte. Wir haben in Deutschland eine geistige, ästhetisirende Aristokrazie, die sich mit ihrem Indifferentismus brüstet, so oft von allgemeinen Angelegenheiten die Rede ist. Der Idealismus der Deutschen ist natürlich nicht für Alle, wer hat Zeit und Geld, um sich zu bilden? Da aber die intellektuellen Stoffe eben nur für die Intelligenten sind, da wir nichts verwirklichen wollen, da unsere Gedanken nichts mit unseren Zuständen zu thun haben, so blicken die Intelligenten, die Gebildeten, die Eingeweihten vornehm auf diejenigen herab, die nur dem

Zustande angehören; sie machen keine Miene, sich der Masse in thatsächlicher Weise zu nähern, so nämlich, daß bessere Zustände die allgemeine Basis für die Gebildeten, wie für die Masse würden, noch suchen sie auch nur von ihrem Bildungsolymp herab einige Scheidemünzen des Trostes und der Belehrung unter die Masse zu werfen. Im Auslande suchen sich die deutschen Arbeiter zu bilden, die Verzweiflung an ihrer eigenen Unwissenheit treibt sie zu Büchern, die gar nicht für sie geschrieben wurden, und deren Verständniß sie ertrotzen, wie Demosthenes eine verständliche Aussprache, sie kauen Kieselsteine. Später werden sie dafür Feuer speien. — Die ganze bisherige Bildung in Deutschland war durchaus aristokratischer Natur. Und grade diese Aristokrazie ist es, welche die Hand auf Göthe legt, und schwört, welche gleichgültig um allen Gesammtfortschritt, um die Entwicklung und Bewegung der Masse, an diesem Koloß einen Eideshelfer für ihr Glaubensbekenntniß gefunden zu haben glaubt. Schon die politischen Velleitäten und momentanen Launen finden von jeher an diesen atomistischen Bildungsbesitzern, an diesen Götheanern oder Göthomanen den unerbittlichsten Widerstand; es mochte in der Welt vorgehen, was da wollte, sie beharrten auf ihrem Flecke, und behaupteten, die ganze Welt dürfe sich ebenfalls nicht rühren. Diesen Herren Atomisten, Götheanern und Göthomanen wollen wir das Brett unter den Füßen wegziehen,

indem wir den räthselhaften Geheimderath von Weimar als Flügelmann oder Tambour-Major direkt in unsere Reihen stellen. Sie sollen sich wundern, über die Maßen, wenn wir ihnen die große Festung im Innern ihres Reiches wegnehmen und deren Bombenmärschen direkt auf sie selbst spielen lassen. Den alten Göthe hätte man uns lassen sollen, diesen würdigen Mann, der sich immer allem Parteigetriebe fern hielt — grade wie wir, der immer seinen eignen isolirten Weg ging — grade wie wir, der ein Egoist und ein ruhiger Freiherr von und zu Bildung war — grade wie wir, dem das Freiheitsgekreisch, die Aufregung, die Unruhe, die Opposizion stets ein heller Gräuel blieb — grade wie uns. Wenn Alle untreu wurden, so blieb er dennoch treu! So wird die Stimme der Herren Atomisten lauter. Aber es kann ihnen Nichts helfen, wir müssen ihnen zeigen, daß Göthe der Dichter des Menschlichen war, welches freilich sehr weit über die Gränzen des Freiheitsgekreisches, der Aufregung, der Unruhe und der Opposizion hinausliegt, daß Göthe in seiner ästhetischen Welt bereits die ganze Entwicklung antizipirt hatte, welche eben jetzt am Gähren und Keimen ist, daß Göthe den Menschen so darstellte und dachte, wie wir ihn heute verwirklichen wollen. Göthe war der praktischen Entwicklung seiner Zeit so weit vorausgeeilt, daß er sich gegen sie nur abweisend, nur abwehrend verhalten zu können glaubte; Göthe trifft erst mit der

heutigen Bewegung zusammen. Der heutige Göthe — und das sind seine Werke — ist ein wahrer Koran des Menschenthums, ein Kodex für die radikale Umgestaltung der Gesellschaft; Göthe ist so wenig veraltet, daß er vielmehr eben erst geboren wird. Den Schiller hattet Ihr längst aufgegeben, er war ein Demagoge; den Herder mochtet Ihr nicht recht, weil er so viel von ewigem Fortschritte sprach; den Jean Paul haßtet Ihr, weil er seine Zukunftsträume sogar mit glühenden Farben ausmalte; der Wieland selbst war Euch bedenklich mit seiner lukrezischen Lebensweisheit. Der Fichte war Euch zu gewaltthätig, zu willensvoll; der Kant zu rigoristisch moralisch; den Hegel hattet Ihr in der letzten Zeit sehr in Aversion genommen, als sich der preußische Staat und der Glauben und die Treue in seinen Kategorieen gar nicht wiederfinden ließen. Der Göthe war Euer Eins und Alles; unter die Götterruhe dieser Statue dachtet Ihr Euch zu ducken. Aber seht, seine Götterruhe kam blos daher, daß er den inneren Widerstreit schon in sich durchgekämpft hatte, der Jene noch in Erregung versetzte, daß er fast gar nicht mehr berührt wurde von dem Zweifel, der Jene noch quälte, daß er ruhig, über sein Jahrhundert weg, das Ideal des folgenden an die Wand des Himmels verzeichnete. Er hat ein Jahrhundert lang unbeweglich auf seinem Piedestale gestanden; aber ich glaube jetzt, er schreitet. Und wenn er schreitet, so ist das ein sicheres Zeichen,

daß das Jahrhundert ebenfalls marschirt. Göthe's Indifferenz ist die Ruhe des Reichen, der mit Einem Schritte Allen voraus ist, und der überzeugt ist, sie werden ihm nicht nachkommen. Euere Indifferenz ist die Furcht der Zwerge, die gewiß sind, daß sie beim ersten Schritte zurückbleiben.

Aus Göthe'schem Leder sich den Riemen der Indifferenz herausschneiden, ist grade als wenn man die Indifferenz in der Natur sich zum Muster nehmen wollte. Die Natur sagt allerdings auch mit Montaigne: Que sais-je? Was weiß ich? Ich ergreife keine Partei. Da seht Ihr zu. Wenn man ihr aber in's Herz schaut, wenn man bis zu ihrem Kerne vordringt, so wird man allerdings etwas gewahr, und zwar etwas sehr Bestimmtes und Entschiedenes. Göthe ist wie die Natur, unbestimmt, universell, Alles tragend und hegend, ein Allorganismus; sieht man hm aber in's Herz, so wird man stets die entschiedene Richtung seiner Schöpferkraft auf das Menschliche hin entdecken.

Was weiß ich? Diese skeptische Frage ist heute wieder mehr als je an der Tagesordnung. Es ist so leicht zu erklären, es gebe keinen Zusammenhang und kein Ziel in menschlichen Dingen. Was weiß ich? sagen auch die Impossibilisten, die der Macht des Gedankens nicht zutrauen, eine Festungsmauer aus dem Wege zu räumen, was doch die Macht jeder Kanone vermag, sagen alle die Willigen am Geiste aber Schwachen am Fleische. Was weiß ich? auf

diesem süßen Kopfkissen der Indifferenz ruhen sie wie auf einem Lotterbette aus. Dieser absolute Indifferentismus soll sich in Göthe finden, Göthe ist die Weltbibel dieser Zweifler und Zager. Wohlan, wir wollen den Göthe einmal aufschlagen, wir wollen ihn zusammen lesen, Euere Lektüre soll kontrollirt werden, wir wollen sehen, ob Göthe gesagt hat: Was weiß ich? Wir werden aber finden, daß er immer gesagt hat: Das weiß ich. Der Indifferentismus, der sich in wichtigen menschlichen Dingen geltend machen will, findet keine Falte in Göthe's königlichem Mantel zum Versteck, keinen Winkel seines Hauses, wo er jenes Lotterkissen niederlegen könnte. Der Indifferentismus, der sich auf Göthe stützt, hat Göthe gar nicht gelesen.

Für einseitige, bornirte, egoistische Parteisucht findet sich allerdings in dem großen Humanisten keine Aushülfe; diese einseitige Parteisucht, die immer ein einzelnes Interesse vorschieben muß, um eine Gegenpartei zu bekämpfen und zu beeinträchtigen, ist vielmehr in seinem Kunstuniversum jedesmal so vernichtet, wie die Natur das Gift durch das Gegengift, die Akzion durch die Reakzion aufhebt; es ist sehr leicht zu begreifen, warum Göthe'n alles Koteriewesen, alle politische Eigensucht von jeher in solche Verzweiflung gesetzt hat. Die Menschheit aber und die Menschlichkeit, wenn man deren Wesen, deren Geltendmachung, deren Widerstreit wider das Unmenschliche noch Partei nennen will — so ist Göthe einer der strengsten und

und unerbittlichsten Parteigeister. Da ist er unbeugsam, da macht er nicht die mindeste Konzession, da geht er immer entschieden mitten durch. Aber freilich ist diese Parteinahme wieder nur idealistisch, freilich ist er nur so unerbittlich streng in dem Glauben, seine Theorie habe mit der Wirklichkeit Nichts zu thun, seine Theorie gelte nur im „Staate des schönen Scheins“. Nach dieser Seite hin fällt der Dichter mit sämmtlichen Koryphäen deutscher Bildung zusammen, nach dieser Seite hin bleibt uns ein Uebersetzungsprozeß übrig, der eben unseren Unterschied gegen ihn ausmacht. Göthe ist ein idealistisches Wesen wie die Religion, die Politik, die Philosophie. Er ist die vollendete Menschlichkeit, der vollendete Humanismus in der Kunst, aber, wie alle Idealisten, mit dem Anspruch, Theorie, Sache des Bewußtseins zu sein und zu bleiben. Diesen Anspruch können wir heute nicht mehr gelten lassen, dieser Anspruch muß aufgehoben werden, auch dieser Humanismus muß, wie jeder andere, realisirt werden. Es versteht sich von selbst, daß wir die Begründung dieses Aufhebens, die nachgewiesene Nothwendigkeit des idealistischen Humanismus, real zu werden, hier voraussetzen, wir können alles bisher Geleistete hier nicht wiederholen. Daß der Humanismus real werden müsse, dieses Bewußtsein beginnt übrigens in Deutschland populär zu werden, dieser Standpunkt ist für die öffentliche Meinung sicher gestellt. Dies ist unser ge-

waltiger Vorsprung vor Frankreich und England. In Frankreich und England ist der Humanismus selbst noch nicht einmal gewonnen, im Gegentheil man gewahrt in diesen Ländern eine offenbare Scheu und Angst vor dem Humanismus; England, das den Sensualismus und Skeptizismus geboren, Frankreich, das den Materialismus bis zu seiner letzten Spitze ausgebildet hat, beide scheuen sich vor der Vollendung des Atheismus in den Humanismus, beide machen Kehrt und tragen Besorgniß, den durch den Atheismus geleerten und gereinigten Menschen mit dem Inhalte jener höheren Mächte zu füllen, von denen sie ihn im vorigen Jahrhunderte befreit hatten, sie wollen ihrem leeren Subjekte Inhalt geben und nehmen in ihrer Verzweiflung Rekurs zu dem unmittelbaren, durch die Tradizion gegebenen, nicht zu dem vermittelten, der nach dem Kampfe der Menschen und Götter den ersteren als Beute bleiben mußte. Wenige Einzelne in jenen Ländern beginnen zu merken, daß sich in Deutschland etwas Neues, etwas Lebendiges und Lebensfähiges regt, sie bekennen z. B. Frankreichs geistiger Zustand sei in diesem Augenblicke „traurig“, sie bekennen, Deutschland bilde jetzt die Avantgarde, und trösten sich in ihrem Halbwissen, in ihrer Beklommenheit damit, Deutschland sei nur der Erbe des achtzehnten Jahrhunderts, Frankreich könne jetzt von Deutschland zurückfordern, was es ihm damals vorausbezahlt habe.

Wir unsererseits haben vor der Hand nichts zu thun, als unseren Standpunkt zu vollenden, keine Lebensäußerung außerhalb des Humanismus zu lassen sie alle vor dessen Forum zu ziehen, und mit unerbittlicher Konsequenz das ganze Gebiet geistiger und materieller Manifestazionen zu unserer Provinz zu schlagen. Wenn gar nichts mehr außer dem Humanismus steht, wenn er alle Quellen des Lebens mit Beschlag belegt hat, wenn die Armuth der Wirklichkeit so groß geworden ist, daß sie betteln gehen oder Hunger leiden muß: — dann wird wohl die Zeit erfüllet sein. Als die alte Welt bis zu dieser Hungersnoth heruntergekommen war, da erschien der Erlöser. —

In der folgenden Schrift wird Göthe zunächst als Idealist dargestellt, was er seinem deutschen Wesen gemäß sein mußte. Hierauf verfolgen wir fast chronologisch die Entfaltung dieses gewaltigen Idealisten, und untersuchen seine Stellung zur Nazionalitätsfrage, zu Religion, Christenthum und der Philosophie seines Jahrhunderts, so wie zu den gesellschaftlichen Verhältnissen dieser Zeit. Hierauf verfolgen wir ihn nach Weimar, nach Italien. Dann bietet sich uns sein Verhältniß zur französischen Revoluzion von selbst dar. Ueber die Bedeutung dieser Revoluzion zur menschlichen Freiheit schalten wir eine Zwischenrede ein. Göthe's Humanismus findet seine glänzenden positiven Belege am Faust, an Wilhelm

Meister's Lehr- und Wanderjahre. Der ästhetische Idealismus erreicht seinen Gipfel im Gedanken einer Weltliteratur. Zum Schluß stellen wir einen kleinen Kanon zusammen, der leicht in's Unendliche vergrößert werden könnte, ein kleines Credo für die Freiwilligen im Befreiungskampfe der Menschheit.

Aus der Betrachtung Göthe's, wie sie von diesem Standpunkte aus einzig möglich ist, muß es Allen klar werden, welch' unendlicher Schmerz, welches schneidende Wehe die alte Welt durchzuckt, was wir leiden, und wie sehr wir leiden. Dieses Göthe'sche Reich der transzendentalen Schönheit, diese über die Menschheit hinausgehobene Schönheit, diese transfigurirte Seligkeit des irdischen Daseins: was haben wir von ihr, was genießen wir von ihr? Wir sind ästhetische Proletarier noch in weit entsetzlicherem Grade als wir Proletarier des Bewußtseins und des Geldes sind. Unsere Welt ist nicht nur arm, nicht nur des Selbstbewußtseins baar, sie ist auch häßlich, häßlich wie die Nacht voll Gespenster. Unsere Schönheitsschätze liegen im Kunsthimmel; für wen gebetet worden ist, der kommt hinein, die Anderen bleiben draußen; und wer hineinkommt, dem ist es streng untersagt, irgend etwas anzurühren, um es mitzunehmen in's Leben. Wir sind sehr arm. Und Ihr Alle, die Ihr an zeitlichen Gütern keinen Mangel leidet, denen es vergönnt war, die Schätze des Gedankens bei sich aufzuhäufen, die Ihr nicht einsahet,

wozu grade Ihr Euch der Bewegung anschließen solltet: seht Ihr nicht, wie häßlich Euer Leben ist, wie frazzenhaft häßlich, nebel- und gespenstervoll? Und wollt Ihr diese Euere Erkenntniß schlummern lassen, wollt Ihr die häßliche Welt für die beste erklären? Das wollt Ihr nicht, das könnt Ihr nicht wollen. Auch die Schönheit hat ihre Helden, ihre Märtyrer, und sie wird auch ihre Sieger haben. Selbst der Herr der Götter und Menschen konnte durch den Gürtel der Venus bewältigt werden.

Grade während ich mitten in der Arbeit war, die sozialistischen Geheimnisse der Wanderjahre an einem einfachen Faden aufzuschnüren, berichtet der „Hamburger Korrespondent" vom einen Briefe der George Sand an Bettina, worin die männliche Dichterin Frankreichs die romantische Capricciosa auffordert, der Welt doch einmal das kommunistische Element im Wilhelm Meister nachzuweisen. Und so wird denn, wenn beide Frauen, wie verlautet, diesen Gedanken zur Ausführung bringen, unsere Darstellung als dritte sich hinzugesellen, um den Beweis zu vervollständigen, daß dieser Knecht Ruprecht der liberalen Kinder Deutschlands den Zündstoff zu einem Weltbrande angesammelt hat, daß in dem fern abliegenden Nebelheim des Ideales und der Kunst auch nicht ein Winkel ist, aus dem nicht laut und offen zur Empörung aufgerufen würde.

[illegible] auch der Bewegung entsprechend [illegible] sein. Ein anderes [illegible] Eine Liebe ist ein [illegible] zum gelegentlich[illegible] Und [illegible] Gesang [illegible] [illegible] für die [illegible] Liebe! Das weiß der Mann, der [illegible] wollte, auch die Sehnsucht [illegible] Blümchen, und [illegible] die Seele [illegible] [illegible] und Menschen [illegible] [illegible] der Mannigfaltigkeit [illegible]

[illegible] so möchte in der Arbeit nur, die [illegible] der Bedeutung [illegible] einem [illegible] verschmolzen, besonders der „[illegible]" und einen Briefe der [illegible] Gemüth [illegible] wenige [illegible] Dichterin [illegible] aufgefordert, die [illegible] noch einmal das [illegible] Element im Gefühl der Meister nachzuweisen. Und so wird denn, [illegible] Freunde, wie erfolgreich, diesen Gedanken zur Ausführung bringen, unsere Darstellung als dritte sich hinzugesellen, um den Beweis zu vervollständigen, daß dieser Kreis Ruprecht der älteren Kinder Deutschlands den Stoff zu einem Weltgewebe angesammelt hat, daß in dem fern abliegenden Weltwinkel des Spiels unserer Kunst auch nicht ein Winkel ist, aus dem nicht laut und offen zur Ermahnung aufgerufen würde.

Inhalt.

Erster Theil.

	Seite
Göthe, der Idealist	3
Göthe und die Nazionalfreisinnigkeit	19
Göthe im Verhältniß zu Religion und Christenthum und zum französischen Sensualismus	46
Göthe und die sozialen Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts	82
Göthe in Weimar	98
Göthe in Italien	112
Göthe und die französische Revoluzion	133

Zweiter Theil.

Zwischenrede über die Bedeutung der Revoluzion . .	191
Der Faust	228
Wilhelm Meister's Lehrjahre	255
Wilhelm Meister's Wanderjahre	270
Göthe und die Weltliteratur	311
Kurzer Kanon aus Göthe	317

Druckfehler.

S. III Z. 9 v. u. lies Nichtigkeit st. Richtigkeit.
= IV = 7 v. o. l. der Bef. st. den Bef.
= XXI = 6 v. o. l. Bombenmörser st. —märschen.
= XXIII = 2 v. o. l. Riesen st. Reichen.
= 10 Z. 9 v. o. l. Werk st. Werkzeug.
= 52 = 12 v. u. l. harte st. zarte.
= 58 = 9 v. u. l. Berg st. Konvent.
= 78 = 11 u. 12 v. o. l. den Glauben frisch lackirenden Herren, findet &c.
= 100 = 11 v. u. l. Tribunat st. Tribunal.
= 107 = 10 v. u. l. geründeten st. gegründeten.
= 110 = 10 v. u. l. Aufdecken st. Andenken.
= 136 = 10 v. u. l. scheinen st. schienen.
= 142 = 6 v. o. l. Sömmerings st. Sömmernigs.
= 146 = 9 v. o. l. ihn st. ihm.
= 151 = 7 v. o. l. wohlererbten st. wohlerlebten.
= 155 = 13 v. u. l. mit den B. st. auf.
= — = 6 v. u. ergänze: der Geschichte nach: Werk.
= 159 = 10 v. u. l. vertrakte st. vertraute.
= — = 5 v. u. l. ironische st. irdische.
= 161 = 6 v. u. l. Grimbart st. Grünbart.
= 163 = 6 v. u. l. Dünkel st. Dunkel.
= 164 = 5 v. o. l. mäßigem st. müßigen.
= 169 = 5 v. o. l. erhellt st. enthält.

S. 171 Z. 12 v. o. l. Idealisten st. Idealist.

= 175 = 10 v. u. l. Chladni st. Chladin.

= 176 = 4 v. u. l. den kühnst. st. die kühnst.

= 177 = 2 v. o. l. an st. von.

= — = 13 u. 17 v. o. l. mich st. auch (zweimal).

= 191 = 13 v. u. l. müßiger st. mäßiger.

= 195 = 13 v. u. l. in dem st. in die geleerten Innern.

= 197 = 11 v. u. tilge: gleich.

= 202 = 5 v. o. tilge: man.

= 212 = 9 v. o. l. Lebensbaume st. Liebesb.

= 213 = 7 v. o. l. Cuthbert Tunstall.

= 214 = 5 v. o. l. Heinrich VII.

= — = 11 v. u. l. Nutznießer st. Nutzmeister.

= 243 = 6 v. u. l. münzt st. würzt.

= 245 = 4 v. u. l. Allseitige st. Allheilige.

= — = 3 v. u. l. den Euph. st. die.

= 247 = 8 v. o. l. von ihrer st. an.

= 263 = 3 v. u. l. recht st. nicht.

= 271 = 5 v. o. l. auch Er den st. auf Erden.

= 278 = 10 v. u. l. auf dem Grunde st. mit.

= 289 = 10 v. u. l. Utopieen st. Utopinen.

= 302 = 8 v. o. l. und st. nur.

= 303 = 9 v. u. l. halten st. hatten.

= 321 = 8 v. o. l. blecket st. blicket.

Ueber Göthe.

Erster Theil.

Göthe, der Idealist.

Das Wesen deutscher Nazion ist der Idealismus. Seit unsere Geschichte stagnirt, haben wir gedacht. Luther war ein Idealist, Franz I. ein Realist. Während wir den protestantischen Lehrbegriff diskutirten, während wir die moderne Scholastik aufzimmerten, und der heißeste theologische Streit entbrannte, schoß Karl IX. aus seinem Fenster den protestantischen Lehrbegriff zusammen, belagerte ihn Richelieu in La Rochelle. Ludwig XIV. schmiedete mit despotischem Arme die Nazionaleinheit, legte den Keim zur Revoluzion, während Leibnitz die Einheit der Monaden konstruirte und den Keim des absoluten Idealismus legte. Kant, Fichte, Schelling und Hegel eroberten die geistigen Gebiete, stifteten das große deutsche Gedankenreich, **un et indivisible**, während die Republik und der Kaiser auszogen, die Gränzen der Welt zu den Gränzen Frankreichs zu machen. Frankreichs politische und Rechtsinstituzionen wurden der Kanon aller zivilisirten Völker, der Code Napoleon ein Weltkodex; Göthe's ästhetische Gesetze, sein großes Prinzip künstlerischer

Produkzion bildete eine Weltliteratur. Noch zur Stunde will der französische Sozialismus Frankreich beglücken, die deutschen Schriftsteller haben das menschliche Geschlecht vor Augen.

Die großen Männer der Deutschen waren sämmtlich Idealisten; nicht die Erscheinungen an und für sich selbst interessirten sie, sondern das Gesetz, das durch die Erscheinungen hinwaltet. Nicht das Dasein, die Wirklichkeit der Dinge sprach begeisternd zu ihrem Herzen, sondern die Regel, das Allgemeine dieser Dinge zog ihre liebevolle Aufmerksamkeit an. Gleichgültig ließen sie tausend Besonderheiten fallen, gleichgültig wandten sie dem natürlichen Einflusse derselben den Rücken; über ihre Macht und Gewalt wurden sie allmächtig und allgewaltig — durch die Idee. Was durch die Welt der Einzelheiten sich als rother Faden hindurchzieht, was ihnen der Gedanke, das Urbild der Natur bei dem Schöpfungs- und Erhaltungswerke gewesen zu sein schien, dem irrten sie nach wie ein sehnsüchtiger Bräutigam, das suchten und spürten sie aus, bis an's Ende der Welt. Und Göthe — o, über die mit ehernen Stirnbändern Begabten! Göthe war vielleicht der idealste Idealist, den die Erde jemals getragen. Fichte war der sittliche Idealist, Hegel der metaphysische, das ganze deutsche Volk der religiöse, Göthe war der ästhetische Idealist.

Deutschland hat den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verloren, weil es nur im Paradiese der

ewigen Regeln und Gesetze zu Hause war; es hat die Menschheit ausgebaut, wie sie ohne Blut, Muskeln und Nerven vollendet sein könnte; es hat alle Wahrheit gefunden, die im Wege der Theorie zu entdecken ist, und womit wir kommende Zeiten noch speisen können. Deutschland besitzt einen ungeheueren Wechsel auf die Wahrheit: dieser Wechsel muß realisirt werden, ausgezahlt, in klingende Münze umgesetzt. Die Verwirklichung der Wahrheit ist die Aufgabe der Zeit, und die alleinige Aufgabe der Zeit.

Unsere Generazion gleicht dem Gotte der Bibel, der den vollen Inhalt der Schöpfung im Busen trug, aber noch nicht: Es werde! gerufen hatte. Wir müssen: Es werde! rufen, und unser heutiges Chaos muß auseinanderfahren.

Daß durch die Religion, in ihrem wahrhaften Sinne, nicht in dem, wo sie so viel bedeuten soll, als: Anschluß an's Allgemeine, Begeisterung für eine menschliche Idee, thatkräftiger Glaube an ein Fortschreiten und Besserwerden auf der Erde — in diesem Sinne haben wir Alle Religion, sind wir Alle eifrige Bekenner — dem Menschen sein bestes Theil genommen und in einen jenseitigen Himmel verpflanzt werde; daß durch diese Religion der Mensch sich selbst bestehle, um sich nachher etwas wieder schenken zu lassen; daß diese Religion von jeher in den Händen der Pfaffen und vieler Könige nur ein bequemes Mittel gewesen ist, um den Menschen leiblich und geistig zu knechten:

das sind Wahrheiten, die sozusagen auf den Kreuzwegen umherlaufen. Es bleibt das großartige Verdienst des achtzehnten Jahrhunderts, besonders die Schmach der Knechtung durch die religiösen Vorurtheile im hellen Lichte des Tages gebrandmarkt zu haben. Weil aber das achtzehnte Jahrhundert den wichtigeren Punkt des Selbstbetruges in der ehrlichst gemeinten Religiösität nicht hinreichend erkannte und erörterte, weil die sich besinnende Menschheit vor sich selbst erröthete, der unwissenden und anmaßenden Priesterkaste die alleinige Schuld an dem langen Stillstande der Welt aufgebürdet zu haben, so ward eine Reakzion möglich, die uns mit einer fliegenden Hitze der Frömmigkeit und mit einer eiligen Scham der Reue wieder in den tiefsten Schooß der Finsterniß zurückzuführen drohte, eine Reakzion, bei der man sogar größere Philosophen als die des achtzehnten Jahrhunderts thätig erblickte. Dafür ist aber in neuester Zeit der Menschheit um so gründlicher der Staar gestochen worden, es ist allgemeines, öffentliches Geheimniß geworden, daß man sich gegen jede noch so annehmbar gemachte Religiosität abweisend zu verhalten habe, um sich nicht irdische Sklaverei und materielles Elend unfehlbar mit einschmuggeln zu lassen. Wir wollen nur noch die Religion, im Leben, in der Gesellschaft erlöst und geheiligt zu werden, wir begehren fürder kein Himmelreich als das irdische. Wir, Alle, Jeder, wollen glücklich werden, und darum unversöhn-

licher Krieg aller Religiosität, jedem Doppelsinn über unser menschlich freies Bewußtsein!

Aehnlich wie der Religion, der von der Wirklichkeit des Lebens abgezogenen Empfindung, ist es der Philosophie, dem im fernen Aether des luftigen Gedankens schwelgenden Verstande ergangen. Wie das Gemüth fortan in der lebendigen, irdischen Liebe hausen, wirklich sich selbst genießen soll, so ist der Verstand von jenen leeren Träumereien einer jenseitigen Geisteswelt auf die Diesseitigkeit hingewiesen worden, auf die Arbeit in den wirklich menschlichen Dingen, auf die Regulirung einer Gesellschaft, in welcher man ihm ein unendlich würdigeres Feld seiner Thätigkeit eröffnet, als die unerquicklichen Begriffsklitterungen des Absoluten, Unendlichen, Göttlichen. Die Gesellschaft, der freie Genuß Aller durch die freie Arbeit Aller, das ist fortan das Absolute, das ist die Stätte menschenwürdiger Gedanken. Zum anderen Male wird die Philosophie vom Himmel zur Erde herabgezogen; nur soll sie diesmal etwas Wichtigeres vollbringen, als den Menschen lehren, gewissenhaft zu sein, sie soll ihn auch aus dem Kerker des sokratischen Gewissens befreien, in die reine Luft der Hingebung an seine eigenste und wahrhafte Natur.

Eng damit zusammenhängend ist, daß die scharf ausgeklügelte Lehre vom freien Willen, von der Selbstbestimmung des Menschen, als eine nutzlose Arbeit, als eine anderweitige Verirrung des deutschen

Geistes erkannt wird, auf die unsere bestehenden Verhältnisse den bittersten Hohn herablachen. Der freie Wille bleibt so lange ein Stoff zum tollsten Lustspiele, als die edelsten Bestrebungen der Selbstbestimmung von dem schnöden Metalle, oder gar von der Ungerechtigkeit der Geburt unter die Füße getreten werden, als der Mensch nur so weit frei genannt werden kann, wie es etwa ein preußischer Freiwilliger ist, der sich aus freien Stücken auf Ein Jahr equipirt, um nicht mit einer dreijährigen Zwangsjacke beschenkt zu werden. Die ganze Freiheit in unseren jämmerlichen Verhältnissen der Abhängigkeit führt das Motto: Friß Vogel, oder stirb! Wie absolut frei ist nun nicht der Vogel, wenn er frißt. — Zertrümmert, in Scherben geschlagen werden muß der unselige Irrwahn, als könne der Mensch, wenn er nur wolle, in den drückendsten Lagen, in Ketten selbst und Banden, sich frei fühlen, bis an die innere heilige Stätte seines Willens reiche keine frevelnde Hand, die Freiheit des Willens sei über alle äußerlichen Hinder- und Hemmnisse weit erhaben. Glücklich allerdings die Seltenen, die in Zeiten großartiger Bewegung und entscheidenden Kampfes sich in dieses Heiligthum des freien Willens zurückzuziehen vermochten, die im edlen Trotze der Ueberzeugung selbst das Uebermenschliche leisteten. Aber dieses Heldenthum als Norm und Regel verlangen, ist die betrübendste Unkenntniß des Menschlichen, die infamste Kriegslist christlicher Tücke. Der

Handwerker, der in der äußersten Bedrängniß von Seiten des Lieferanten endlich seine Zuflucht zu einem falschen Wechsel nimmt: warum zahlte er seine Schuld nicht mit der Freiheit des Willens? Der Bettler, der aus Sorgen um die schreienden Kinder und das kranke Weib zum Straßenräuber wird, wie protestirt er so handgreiflich gegen den freien Willen? Eine Alfanzerei ist Euer absolutes Ich, das nicht anders will, als es will, weil es will. Die wahre Freiheit des Willens besteht in der Freiheit, einen Willen haben zu können, in dem Willen, der die Freiheit hat, sich durchzusetzen. Was hier noch absolut bleibt, ist die Unmöglichkeit, unsere gesellschaftliche Unordnung bestehen zu lassen, und die Nothwendigkeit, sie über den Haufen zu werfen.

Gilt es so, Religion, Philosophie und absolute Selbstbestimmung aus ihren idealen Sphären herauszutreiben, sie auf den Menschen zurückzuführen, sie in's Menschliche zu übersetzen, so droht der Aesthetik eine gleiche Nierenprüfung, ein gleicher Verwandlungsprozeß. Was sollen uns all' jene ewigen Schönheitsgesetze, jene mit so viel Empfindung und Scharfsinn aufgeführten Regeln, jene Allgemeinheiten im fernen Himmel der Maler, Bildhauer und Dichter, dafern nicht auch unser Leben malerisch, plastisch und poetisch gestaltet ist? In diesem Betracht ist nicht nur Deutschland das Land der Theorie, sondern die ganze moderne Welt gewährt das Schauspiel, daß sie, ganz

im Gegensatze gegen Griechenland, die That erst aus dem Gedanken erzeugt. In jenem goldenen Zeitalter der Menschheit erblühte aus dem schönen Leben die schöne Kunst und die Philosophie, welche nun freilich auch ihrerseits wieder zu Leben wurden. Wir modernen Völker, wir wußten weder, was schönes Leben, noch was schöne Kunst sei, bis der Stein vom Grabe Griechenlands weggewälzt ward, und jetzt der wahre Heiland hervorging, dessen Werkzeug Alles genannt werden muß, was die Welt von Wahrem, Schönem und Gutem jemals gekannt hat. Diese griechische Schönheitslehre, rede sie aus den ewigen Kunstwerken jenes Volkes, oder aus den Tradizionen von diesen Künstlerwerken, oder aus der Doktrin des gewaltigen Aristoteles, diese Schönheitslehre haben die Modernen in sich aufnehmen, in sich verarbeiten und ausarbeiten müssen, um nur allererst zu wissen, was das Ideal, was die reine, vollendete Form sei. Wir haben so die abstrakte Schönheit, die Schönheit der Phantasie vor der Schönheit der Wirklichkeit gehabt, ohne diese Schönheit selbst. Und die Herren Aesthetiker möchten der Welt weißmachen, weiter bringe es kein Mensch, an dieser überirdischen Schönheit habe die Macht der modernen Welt ihre Schranke, das Höchste sei allenfalls, recht viele Individuen zum Verständniß des Ideals heranzubilden? Davon kann Nichts gereicht werden. Wenn das griechische Leben mit Nothwendigkeit die griechische Kunst hervorbringen mußte,

so verlangen wir im Namen der Nothwendigkeit, die deutsche Kunst soll ein Leben erzeugen, dem gegenüber unser heutiges Vegetiren, unsere thierische Existenz eben als das erscheine, was sie ist. Auch das Reich der Schönheit wollen wir plündern, um das Reich der Menschheit zu bereichern. Menschliche Empfindung — Tod der Religion; verständige Einrichtung im menschlichen Gesammtleben — Tod der Philosophie; Zertrümmerung aller Hindernisse, aller Abhängigkeit des Einen vom Andern — Tod der absoluten Selbstbestimmung; Schönheit der gesellschaftlichen Formen — Tod der abstrakten Aesthetik, Verwirklichung der Aesthetik in einem Leben, aus dem eine neue, vom Leben erzeugte und getragene Kunst hervorblühen kann und wird.

In welchem Manne aber von deutschem Ursprunge wäre das alte, abstrakte Kunstbewußtsein mächtiger, reiner und freier gewesen, als in Göthe? Welche Natur könnte es uns eher verrathen, was die Macht des Ideals vermag, als die seine? Bei wem wäre dieses Ideal getreuer durch alle Gedanken und Empfindungen hindurchgegangen, als bei ihm? Wer repräsentirte besser, als Göthe, den deutschen Genius, der sich selbst aufgeben müßte, hätte es niemals ein Griechenland gegeben, dessen Hauch ihm belebend und erquickend durch Kopf und Busen drang, also daß er jene von den Pietisten so schmählich verzerrte „Wiedergeburt" leibhaftig an sich erfuhr? Wer endlich

eignete sich vollkommner dazu, die ganze Abstrakzion des bloßen Kunstbewußtseins zur beängstigenden Erscheinung zu steigern, als gerade Göthe, der bei allen Geschenken der Musen und Grazien, bei aller Gunst der Fürsten und der Völker, bei allem Anspruch auf eine olympische Existenz, keine sechs Wochen seines achtzigjährigen Lebens wirklich glücklich gewesen ist?

Göthe hat das Kunstbewußtsein in sich zur Vollendung gebracht, wie Hegel das metaphysische, Fichte das sittliche, das deutsche Volk das religiöse Bewußtsein. Wir brauchen seine Welt nur aufzuschließen, den hohen Damm, der sie vor der Berührung mit der Wirklichkeit schützen soll, nur zu durchstechen, so strömt uns auch hier die Fülle um unser verlangendes Herz; ja die Welt des Göthe'schen Kunstbewußtseins ist uns noch kostbarer und nützlicher, weil die Kunst in Gestalten zu denken gezwungen ist, weil wir es hier nicht mit Vorstellungen und Begriffen zu thun haben, sondern mit gestalteten Empfindungen und Anschauungen, weil wir hier vor Augen sehen, wie das Ideal existiren und in seiner Sphäre realisirt werden kann, weil es sich hier um Wesen von unserem eigenen Bein und Blut handelt.

Göthe's Dichtungen sind das Ideal der menschlichen Gesellschaft. Die Phantasie, das Gemüth, welche dieses Ideal aufzubauen vermochten, gehören Deutschland, gehören der Welt, sind unser Eigenthum, ewig zurückzufordern aus dem „Reiche

der Schatten", ewig in Thätigkeit zu setzen bei dem konkreten, irdischen Bau der leibhaftigen Sozietät. Durchdringen wir uns mit diesem Ideal, nehmen wir dieses unser Eigenthum in uns zurück, und dann ist es Zeit, eine neue Kunst, eine neue Poesie zu erwarten.

Das Christenthum hat die Religion vollendet, so daß man endlich erfuhr, was sie ist. Aehnlich hat Göthe die Kunst vollendet; er erst liefert den Stoff und die Berechtigung zur Opposizion, zur Kritik, zur Auflösung der ästhetischen Weltanschauung. Das ist Göthe's Verdienst. Aber so etwas zu wittern, war nicht die Sache jener Schreier und Quängeler, die Göthe geradezu „Lumpenhunde" nennt. Diese Herren brachten es niemals weiter, als daß sie einen Hühnerdreck auf den Plan warfen, und dann heroisch verlangten, man solle sich für oder wider diesen Dreck erklären. Göthe hat diese „Lumpenhunde" auf den Kopf geschlagen, aber schon wieder sind sie gleich Pilzen aus der Erde geschossen.

Das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland hat auch seine Revoluzion erlebt; aber eine Revoluzion, die innerhalb der Literatur blieb. Anderswo war die literarische Revoluzion nur die Einleitung zur politischen; in Deutschland wurde sie Selbstzweck. Das theoretische Deutschland wollte sich erst geistig in sich

vollenden, und erreichte in dieser Sphäre allerdings Höheres, als das Nachbarland, gegen welches es in anderer Beziehung zurückblieb. Oder wen wollte Frankreich gegen den Einen Göthe aufstellen, womit die theoretische Bildung aufwiegen, die in diesem Manne zusammengedrängt ist?

Die hohe Idee der Humanität, jene ideale Reinheit der Anschauung, jener zauberische Takt, die Dinge des Lebens und der Natur anzutasten, wo wäre in der französischen Welt etwas vorgefallen, das diesem gleichzuschätzen sei! Schiller noch, aber auch nur nach der einen Seite seines Wesens, ist der ästhetische Kommentar zur französischen Revoluzion, insofern nämlich Schiller der Dichter der politischen Freiheit war. Die Griechen aber und der Umgang mit Göthe weihten auch diesen Mann nach seiner anderen Seite in jene durchaus humane Sphäre ein, wo er auf hohem Gebirge über den Gewittern der Revoluzion stand, Hand in Hand mit seinem großen Freunde. Was denn von den Kobolden des Tages genannt wurde, Göthe habe diesen „erhabenen Lichtgeist" zu sich in seine Sphäre „herabgezogen"!!

Göthe und Schiller schlossen die poetische Bildung Deutschlands ab; was nach ihnen gekommen ist, sind Nachzügler, Plagiare und Irrlichter; die Nachzügler sind natürlich die Respektabelsten. Unser Volk wird ihnen keinen Dichter wieder an die Seite setzen, in keinem wieder sein eigenes Wesen verklärt erblicken —

bis jene Bildung That und Wahrheit geworden, bis sie in das versandete Strombett des Lebens eingemündet ist.

Vor Göthe und Schiller waren es Wieland und Klopstock, welche den Szepter auf dem Parnasse führten; das heißt: die falsche, affektirte Grazie und die falsche, athemlose Erhabenheit theilten sich in die Herrschaft. Der Eine befaßte sich mit einer platten, faden, thatlosen Glückseligkeit, er wußte wenig von dem Menschen, der sich selbst den Genuß des Glückes erst erarbeiten, der sich erst zum Herrn des Glückes zu schmieden hat. Der Andere wollte die genußlose That, die unglückselige Anspannung feiern, wo die ewige spiritualistische Erregung das Ziel alles Daseins wäre. Schiller und Göthe suchten nicht die Mittelstraße zwischen Wieland und Klopstock zu halten, sondern sie vernichteten die beiden Gegensätze, und aus dem Rauche des zerstörenden Brandes erhob sich erst der freie Mensch, wie er im Kampfe mit dem Schicksale steht und seiner Thaten Früchte genießt.

Lessing kannte den freien Menschen, oder vielmehr den sich befreienden. Er stellte den Menschen zuerst auf sich selbst, auf seine wahre Natur. Der Historiker der deutschen Nazionalliteratur sagt von ihm: „Lessing statuirte kein anderes Gesetz der moralischen Wesen, als das aus ihrer eigenen Natur genommen ist, und ihnen nach ihrer individuellen Vollkommenheit zu handeln vorschreibt. Das jenseitige Leben

ließ er auf sich beruhen, um den Tag nicht zu verderben."

Doch war Lessingen der Kampf mehr werth als der Sieg, das Suchen lieber als das Finden, die Arbeit höher als der Genuß.

Die Stellung Lessings in der deutschen Literatur ist vollständig dadurch bezeichnet, daß er als Dichter des Menschlichen auftrat, ohne überhaupt ein Dichter zu sein, was er selbst so genau wußte, daß er es geradezu sagte. Er räumte auf, er fegte die Bahn, er säuberte den Weg zum Einzuge unserer beiden großen Dichter, er, der Wackere, der Kämpfer, der Held. Erst Göthe und Schiller sind die Dichter des Menschlichen, namentlich war Göthe's Natur von Haus aus auf das Humane angelegt, er konnte nicht anders. In ihnen ist der Schatz einer Nazion und einer Bildung niedergelegt, den es Zeit ist, für den Umlauf zu reklamiren. Für Alle, für Jeden, für das tägliche Leben selbst!

Die Wahrheit, daß Deutschlands theoretische Bildung im vorigen Jahrhundert Selbstzweck blieb, weil es hier auf ein höheres Ziel angelegt war, als auf eine französische Revoluzion, tritt uns mit der Zeit selbst bei Leuten entgegen, hinter denen man sie am Wenigsten suchen sollte, bei Leuten sogar, welche die neueste Bewegung in Deutschland greisenhaft mißverstehen und mit der ganzen Mittelmäßigkeit des griechischen Chores dagegen eifern. So ist es wirklich

fabelhaft, wenn Gervinus meint, Deutschland habe nicht umsonst die Revoluzion nicht gemacht, sondern sich erst zu bilden gesucht, um nachher etwas zu haben, was sich erfreulicher in's Werk richten ließe. „Nur das politische Leben, den Staat und die Staatsformen überließen wir Frankreich umzubilden und zogen dorther wirklich in dieser Hinsicht gewisse Vortheile ohne gewisse Schäden. Dort sprang man von verkünstelten Formen des Staates und Lebens zu einfachen und natürlichen auf dem kürzesten Wege zurück, in der falschen Hoffnung, Natur und Wesen mit ihnen zu ändern; bei uns nahm man den weiten Umweg, den Geist zu verjüngen in der ungewissen Aussicht, ob ihm auch noch die Energie eigen bliebe, die Formen nach sich zu bilden."

Ob diese „Aussicht" Göthe'n in seinem Alter, nachdem er eine Weltliteratur gestiftet und den Byron hervorgerufen, noch so ganz „ungewiß" geblieben sei, wollen wir hier nicht entscheiden. Gewiß ist, daß er einer der mächtigsten Verjünger des Geistes geworden ist, und daß bis jetzt noch immer jeder lebensfähige „Geist" sich selbst die Form geschaffen hat, die er zu seiner Existenz bedurfte. Gewiß ist, daß er etwas „gethan" zu haben glaubte, und ein Historiker der Nazionalliteratur könnte wohl „erfahren" haben, was er gethan.

Und gewiß ist ferner, daß die französische Freiheit für uns gar nicht der Rede werth ist, daß man den

„Umweg" durch die „Verjüngung des Geistes" immer ergreifen müßte, selbst wenn man die Wahl hätte und die „ungewisse Aussicht" obendrein. Wer nicht das Höchste, Letzte und Beste begehrt, verdient zur Begehrungslosigkeit verdammt zu werden.

Göthe und die Nazionalfreisinnigkeit.

Die Kindheit Göthe's, seine erste Jugend, seine ganze häusliche Erziehung, liegen von allem Staatlichen weit ab. Die Republik Frankfurt am Main war nichts als ein Stück bürgerlicher Gesellschaft, worin es Leute mit Geld, Leute ohne Geld und Juden gab. Heute hat sich dieses Stück bürgerlicher Gesellschaft dahin vereinfacht, daß auch die Juden in jene beiden ersteren Klassen aufgegangen sind, entweder Geld haben oder keins, meistens jedoch das Erstere. In Göthe's Erziehung ging Alles bürgerlich, privatim zu. Jeder Hausvater hilft sich, so gut er kann, um aus seinen Kindern etwas zu machen, oder, wenn das nicht geht, sie Rathsherrn werden zu lassen. Göthe's Vater, der etwas aus dem jungen Wolfgang machen wollte, unterrichtete ihn selbst und hielt ihm Privatlehrer; wo es ihm allein zu theuer wurde, mit anderen Familien gemeinschaftlich. Der Begriff des Vaterlandes, auf dem man damals, wie jetzt, nur in Zeitungen und Büchern herumtrommelte, wurde dem Kinde von seiner Umgebung nicht eingeflößt.

Nichts erinnert den jungen Göthe an einen großen, allgemeinen Verband, selbst die Begebenheiten des Tages werden ihm zu fremden Objekten, die in der bürgerlichen Behäbigkeit entweder stören oder fördern, die ihm ein ästhetisches oder menschliches Interesse abgewinnen können, niemals ein politisches. Man hat den Alten darüber gehofmeistert, daß er die Krönungsgeschichte des Kaisers Joseph so breitgeschlagen habe; aber so viel Dichtung auch in „Dichtung und Wahrheit" enthalten sein mag, das sollte doch Jeder sehen, wie Göthe alle Weitläufigkeiten der Wahl und der Krönung nur als eine Reihe von Eindrücken schildert, die seinem beobachtenden Menschen zu Theil geworden waren, ja wie dieser beobachtende Mensch selbst wieder nur im Dienste des liebenden Menschen stand. Die ganze Komödie des heiligen römischen Reichs deutscher Nazion wurde ihm erst eigentlich interessant durch den Bezug auf sein Gretchen, der er Alles zu zeigen, zu erklären hatte. Wie er denn auch schon als Kind so egoistisch war, daß jene angedrohte Untersuchung gegen seine Kameraden ihm die ganze Welt leid machte, nicht um sich, sondern um der Anderen willen!

Die Musterkarte von Staaten und Herrschaften, die schon damals Deutschland hieß und noch heißt, vegetirte ruhig in ihrem Zustande „gesetzlicher Mißbräuche" fort, es war auch nicht der mindeste, gemeinsame, nazionale Gehalt vorhanden; den Dichtern blieb

nichts übrig, als die Misère des bürgerlichen Lebens, jener Jammer, der selbst nach Schiller und Göthe wiederkommen sollte, weil der Champagner für die Lungenschwindsucht unmöglich taugt. Sogar das einzige Ereigniß dieses Jahrhunderts, Friedrichs II. Feldzüge, ging spurlos vorüber, weil es mehr eine Privatsache, als eine öffentliche Angelegenheit war. Daß Gleim und Rabener dem Preußenkönige Apotheosen dichteten, wird man wohl nicht für etwas Wichtiges erklären wollen. Auch hat der alte Fritz der deutschen Literatur würdig für ihr Hofiren gedankt. Lessing's Minna von Barnhelm war das Höchste, das Anständigste, was der Tumult der Kabinets- und Domänenkriege zu Wege brachte. Deutschland war so arm, so nazionalarm, so nackt und blos von jedem gemeinsamen Interesse, daß Göthe in dem „Lustlager bei Mühlberg" des sächsischen Speichelleckers von König den „ersten würdigen, wo nicht nazionellen, doch provinziellen Gegenstand" entdeckte! Göthe wußte sehr genau, daß es auf den Stoff ankomme, daß die Form nur die Würde des Stoffes hervorheben könne. „Betrachtet man genau, sagt er in „Dichtung und Wahrheit," was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nazioneller; an Talenten war niemals Mangel."

Warum Göthe kein deutscher Shakespeare wurde? Weil seinem Lande der nazionelle Gehalt fehlte. „Wann und wo, fragt er, entsteht ein

klassischer Nazionalautor?" Wenn er in der Geschichte seiner Nazion große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Konsequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nazionalgeiste durchdrungen, durch ein inwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nazion auf einem hohen Grade der Kultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und so viele äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig ist. Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein klassischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer, möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und was ihnen mißlang, anständig bedauern. Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als

der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, „und einen vortrefflichen Nazionalschriftsteller kann man nur von der Nazion fordern."

Gerade das Gegentheil jener sämmtlichen Bedingungen fand in Deutschland und für Göthe statt. Die deutsche Nazion war abhanden gekommen, sie war ausgegangen, ihres Vaters Esel zu suchen. Was die Nazionalen, jene Treibhauspflanzen der modernen Industrie, aber wenigstens aus dem Vorstehenden lernen könnten, wäre, das was den deutschen Dichtern mißlang, „anständig zu bedauern."

An einer anderen Stelle spricht Göthe den großen Grundsatz aus, daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht. Was auf die Griechen angewandt vollständig richtig ist, insofern die schöne Naturanlage dieses unerreichten Volkes in ihrer Entfaltung so Thaten wie Lieder hervortrieb. Wie auch England mit seiner Vergangenheit voll derber Sandsteinfiguren, mit seinen Götterdämmerungskämpfen, mit seinem brausenden protestantischen Leben erst den Shakespeare erzeugte; wie selbst Frankreichs raffinirtes Königsheldenthum, diese ganze Empfindungsmosaik, nöthig war, um die Racine'sche Mosaik, gemischt aus den Alten und aus

modernen christlichen Empfindungen, möglich zu machen. Unrichtig aber wäre der Satz, wollte man mit ihm, was Göthe sicher nicht wollte, den mächtigen Einfluß bestreiten, den die zuerst nur begleitende Muse jetzt wieder rückwärts auf das Leben ausübt; denn auch das Wesen der schönen That ist es, daß sie fortzeugend Schönes muß gebären. Thukydides beneidete den Herodot, als er ihn vor allem Volke seine Geschichte vorlesen hörte; vielleicht hätte er ohne diese Vorlesung den peleponnesischen Krieg nicht beschrieben. Und was wären Schiller und Göthe ohne den Shakespeare geworden, was Shakespeare selbst ohne seine Vorläufer, Marlow und Green? Was verlangen wir in diesem Augenblicke Anderes, als daß die ästhetischen Schönheitsthaten Göthe's zu schönen Thaten des Lebens werden sollen? Wir erkennen die Objektivität der Kunst an wie nur irgend Jemand, und was früher kämpfend für sie vorgebracht wurde, das behält auch jetzt noch seine Geltung. Wir stehen nur in diesem Augenblicke nicht auf sittlichem, nicht einmal auf ästhetischem Boden, sondern höher hinauf, auf kulturgeschichtlichem, auf dem Boden der menschlichen Entwickelung überhaupt. Und auf diesem Standpunkte wird selbst das objektivste, selbstständigste Werk abschätzbar, es muß sich gefallen lassen, zerlegt zu werden, muß dulden, daß man ihm den menschlichen Gedanken ausziehe, ja es muß zugeben, daß wir es in Tendenzen und Maximen zersplittern,

die wir dem Handwerker in die Werkstatt, dem Bauer hinter den Pflug schenken.

In dieser Weise hat sich Göthe selbst entschuldigt und durfte er sich entschuldigen, daß er kein deutscher Shakespeare geworden. Das ist aber nur die eine, geringfügige Seite der Wahrheit. Nicht um Entschuldigung handelt es sich, sondern um Rechtfertigung. Die Rechtfertigung besteht darin, daß ich ein höheres Recht gegen eine niedrigere Pflicht anrufe. Warum harrte Napoleon nicht treulich und dienstbeflissen bei der ägyptischen Armee aus? Weil es galt, Frankreich aus der Anarchie zu retten und dem koalisirten Europa entgegen zu treten. Dieses höhere Recht weist die niedere Pflicht vor die Thüre. Warum konnte Göthe kein nazionaler Dichter werden? Weil er zum Dichter des Menschlichen bestimmt war, weil die Bildung seines Jahrhunderts die alten Schranken des kindischen Nazionalverbandes zu sprengen hatte, und weil Er in der Poesie zu dieser Sprengung berufen war. Rettete Napoleon Frankreich nicht, fiel er als ein Abenteurer, so war die Geschichte in ihrem Rechte, ihm jene Pflichtverletzung vorzuhalten. Wurde Göthe nicht der Dichter des Menschlichen, arbeitete er sich in frühen Tod und Wahnsinn hinein, wie so manche brünstige Poeten der Sturm- und Drangperiode, dann war es Zeit, sich umzusehen, ob er nicht seinen Beruf, Nazionaldichter zu werden, schmählich verabsäumt habe. Napoleon aber, wie Göthe, sind gerechtfertigt.

Schon in Straßburg, wo Göthe seine Kriegsschule von Brienne durchmachte, hatte er bei Gelegenheit seiner Doktordissertazion die interessantesten Gedanken über Staat und bürgerliche Gesellschaft, sowie über Staat und Kirche. „Der Staat will Alles zu öffentlichen, allgemeinen Zwecken, der Einzelne zu häuslichen, herzlichen, gemüthlichen. Ich war von Kindheit auf Zeuge solcher Bewegungen gewesen, wo die Geistlichkeit es bald mit ihren Oberen, bald mit der Gemeine verdarb. Ich hatte mir daher in meinem jugendlichen Sinne festgesetzt, daß der Staat, der Gesetzgeber das Recht habe, einen Kultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien hingegen sich äußerlich und öffentlich zu richten hätten; übrigens sollte die Frage nicht sein, was jeder bei sich denke, fühle und sinne. Dadurch glaubte ich alle Kollisionen auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deßhalb zu meiner Disputazion die erste Hälfte dieses Themas: daß nämlich der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit, noch die Laien sich lossagen dürften. Ich führte dieses Thema theils historisch, theils raisonnirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentliche Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja daß dieses sogar der Fall mit der christlichen sei. Das Beispiel des Protestantismus lag ja ganz nahe.“ Was uns

aber noch näher liegt, ist rückwärts das Beispiel des radikalen Theoretikers Rousseau, vorwärts das Beispiel der französischen Revoluzion. Rousseau wollte wörtlich und allen Ernstes, wie das in den „Rheinischen Jahrbüchern“ (herausg. von Püttmann) auseinandergesetzt worden ist, eine vom Staate dekretirte Religion, er wollte das Element der Einzelheit in Sachen der Religion, wie der bürgerlichen Gesellschaft mit Gewalt zu einem untergeordneten dekretiren, er setzte die furchtbarste Strafe auf die Beleidigung der Staatsreligion; wie er den Bourgeois zwang, ein Citoyen zu sein, so zwang er den gläubigen Menschen, staatsgläubig zu sein. Rousseau's Vertragsstaat sollte den Kultus bestimmen, das Innerlichste und Subjektivste zu einem Gegenstand der Polizei machen; weder Geistlichkeit, noch Laien sollten sich davon losmachen dürfen. Bei sich konnte natürlich — Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! — Jeder denken, fühlen und sinnen, was er wollte, grade wie Jeder ein egoistischer Spießbürger, eine schäbige Krämerseele sein durfte, wo ihn nicht der Staat zwang, für den Augenblick ein allgemeiner Staatsmensch zu werden. Diese herrliche Welt, diesen Riß mitten durch den Menschen hindurch, dieses Auseinanderspalten dessen, was von Natur Eins ist, diesen ganzen Dualismus der französischen Revoluzion und des heutigen französischen Staates — den lief der Student Göthe an den Schuhsohlen ab! Das hatte er sich einmal vorübergehend

„in seinem jugendlichen Sinne“ festgesetzt! —

In den Rezensionen für die Frankfurter Gelehrtenanzeigen kommt Göthe auf einen Herrn Alexander von Joch zu sprechen, der sich bei den „Strafen nach Türkischen Gesetzen“ über die Freiheit ausließ. Hören wir den Alten, der damals noch der junge Alte war, das ganze Freiheitsgeschrei in wenigen Worten gründlich abthun. „Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, (ja wohl!) für weit leichter gehalten wird, als 'sie ist. Man stellt sich meist vor, daß ein flüchtiges Raisonnement die Sache ausmachte, aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die erste Springfeder aller Thätigkeit erkennen (der müßte das Wesen des Menschen als eines thätigen erkennen!) Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt? (Und wer, wenn er sie nicht kennt?) Insbesondere dünkt uns (uns auch), hat man den wahren Punkt des Streites immer verfehlt. Es ist gar nicht die Rede von der Frage: Ob ein Wesen seinem Wesen gemäß handeln müsse? Wer sollte das läugnen? (Alle Politiker, alle Freiheitshelden läugnen es, Schiller nicht, Göthe nicht, Lessing nicht, Fourier nicht, der deutsche Sozialismus nicht, wohl aber Herr von Joch und die anderen Barone von

Joch und Sklaverei.) Doch haben's alle die, welche die Gleichgültigkeit der Wahl vertheidigen wollen. — Laßt die sich drehen, wie sie können! — Die eigentliche Frage sollte, dünket uns, so vorbereitet und festgesetzt werden: Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstgenuß hinauslaufen; gezwungen aber ist's, wenn sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzwecken."

Also: über den Begriffen von Freiheit und Abhängigkeit steht, wer sein eigenes Wesen, seine Arbeit, geistige wie materielle, genießt, wer ein wirklicher Mensch ist. So lange aber meine Arbeit den Genuß Anderer bezweckt, so lange der Arbeiter im Schweiße seines Antlitzes für einen halben Thaler liefert, woraus der Grossist, der Handelsherr zwei Thaler löst, so lange der Arme sich von Morgen bis Abend abquält, damit der Reiche Champagner schlürfen und in weichen Karossen sich wiegen kann; so lange meine Empfindung, meine Hingebung nicht mir zu Gute kommt, sondern Gott und dem Staat: so lange bin ich ein elender Sklave, wäre ich auch in der freiesten Republik mit Wahlfähigkeit und Wählbarkeit begabt. Darauf kommt es an, ob meine Produkzion zugleich meine Konsumzion ist. Wo bleibt hier die Freiheit, der Poltergeist früherer und jetziger Tage?

„Freiheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff, muß es auch sein; denn ohne Besserung, folglich ohne Zwang, ist nichts möglich, nichts gedenkbar. Freiheit drückt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun, von was für einer? Von einer wesentlichen, inneren? Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist; es heißt da aber so viel als sein und nicht sein. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist, ohne welches das Wesen existiren könnte."

Das heißt: von mir selbst, von meinem wahrhaften Wesen frei sein, wäre der offenbare Wahnsinn. In mir selbst bin ich gebunden, ich bin von meinem Wesen abhängig, über meine Natur kann ich nicht hinaus. Das Wort Freiheit kann daher nur die Abwesenheit äußerlicher Hindernisse bedeuten, die mich abhalten, von mir selbst einzig und allein abzuhangen. Freiheit ist etwas rein Aeußerliches, Negatives. Göthe faßt die Frage hier so tief, daß ihm das Problem unter der Hand erwächst, wie der innerliche Mensch, das Wesen des Menschen als eines nur von sich abhängigen, in der Verkettung der Weltumstände, im Zusammenhange des Schicksals, bestehen könne; und er löst das Problem, wie es alle Weisen gelöst haben, wie es jeder gesunden Natur tief im Inneren

spricht: „Es ist also einmal ein Zirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der anderen Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung, nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer insofern Herr seines Schicksals, wenigstens dient das Schicksal ihm." Ja, und das Schicksal wird dem Menschen noch ganz anders dienen, wenn er ihm und der ganzen Naturmacht nicht mehr als Einzelner oder doch nur im uneinigen, zerrissenen Verbande mit Anderen gegenübersteht, sondern wenn die Menschheit, Alle für Einen und Einer für Alle, den menschlichen Selbstgenuß im Namen ihres Wesens fordert.

Bei dieser Ansicht von dem relativen und negativen Begriffe der Freiheit zerfällt nothwendig die Form, innerhalb deren die Geschichte von jeher die politische Freiheit hat gedeihen lassen. Göthe hatte kaum den Götz geschrieben, der die Schleusen der Vaterlandslust aufzog, daß wir in dem patriotisch-ritterlichen Gewässer schier ertrinken konnten, als er in der Kritik des Buches von Sonnenfels: „Ueber die Liebe des Vaterlandes," den Patriotismus mit Fußtritten regalirte. Bei der Erörterung des Schiller'schen Freiheitsgedankens, die ich in einer Zeit schrieb, wo ich selbst so thöricht war, noch an die eben aufgebotene Nazionalität und Freisinnigkeit zu glauben,

klammerte ich mich inbrünstig an diese Vorstellungen, bis uns Allen die diplomatische Zwickmühle klar und für immer offenbar wurde. Damals duldete ich noch blos die Göthe'sche Laxheit, die Herder'sche Idealisterei, den Lessing'schen Witz vom Nazionalcharakter, der darin bestehe, keinen haben zu wollen; damals hielt ich mich an Schiller und Fichte. Die Folgen des Jahres 1840 sind für Deutschland unberechenbar, denn die zuerst zerstörte Illusion war nur der Weg zur Zerstörung aller übrigen Illusionen. Wie ist uns heute das Wort aus der Seele geschrieben: „Ueber die Liebe des Vaterlandes, in Form eines Traktats, fürs deutsche Publikum! Die ewig mißverstandenen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus!“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unseren Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken; haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staate? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern und zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammenstrebender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen!“

Göthe erinnert hier an Weitling, der den Begriff des Vaterlandes aus dem des Eigenthums herleitet; der Besitzende nur habe ein Vaterland, d. h. ein Land, in dem er von dem Vater etwas ererbte. Nur geht Göthe weiter als Weitling, er will, selbst der Besitzende soll sagen: **Ubi bene ibi patria.** — Römerpatriotismus, französischer Patriotismus, eine Empfindung, die bei gewissen Völkern, zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammenstrebender Umstände war! Seht mir doch die neuen Erzherzoglich Johann'schen, Königlich Preußischen Patrioten, wie sie in einem Nu ein Volk, einen Zeitpunkt und viele glücklich zusammenstrebende Umstände aus dem Aermel schütteln! Wird es bald den Kindern auf der Gasse bekannt sein, daß die deutschen Nazionalen, die sich so viel mit der urteutonischen Ureigenthümlichkeit wissen, die erbärmlichsten Affen der Franzosen sind? Alles wollen sie ihnen nachkleistern: ihre Verfassung, ihre Preßfreiheit, ihr Justizwesen, auch ihre Nazionalität, ihren eben verscheidenden Patriotismus!

Ob man heute noch im Auslande Sehnsucht nach der Heimath empfinden kann, jenes Heimweh, das den Franzosen unübersetzbar geblieben ist? Das Vaterland, jetzt weiß ich es, sind uns die Freunde, die Unersetzlichen, in deren Geist und Herz sich der Mensch spiegelt, aus deren Beistimmung und Verständniß er sich Muth holt und Beruhigung gegen die schamlosen,

heimtückischen Perfidieen, denen bei uns jeder Mann der öffentlichen Thätigkeit ausgesetzt ist, gegen jene unwissenden und geifermauligen Schleicher, die Einen an der Welt verzweifeln machen könnten, wüßte man nicht, daß sie selbst das unschuldige Produkt verwesender Zustände, die Leichenwürmer eines Kadavers sind. Nach jenem Vaterlande mag man die heftigste Sehnsucht empfinden, wenn man es sich draußen nicht neu erbaut. Aber der Nazionalverband, der Zöllnerbund, der sich unter der Aegide des bekrallten Adlers um das Land herumzieht, um dem Nackten und Frierenden die Lappen zur Bedeckung seiner Blöße noch zu vertheuern, um die Stützen des Thrones, die freisinnigen Geldherren etwas wurmfester zu machen: dies Vaterland, dem muß man eine sanfte Auflösung wünschen, da es zu einem Blutsturze fast zu schwindsüchtig scheint. —

Freiheit und Vaterland machen eine zivilisirte Nazion aus, sie bilden das Endresultat der bisherigen Geschichte. Indem also Göthe die Zivilisazion verdammt, drückt er nur das Siegel auf seine früheren Verdammungen. Und Göthe hat die Zivilisazion verdammt. In der Kritik der „Karakteristik der vornehmsten europäischen Nazionen. Aus dem Englischen,“ heißt es: „Sobald eine Nazion polirt ist, sobald hat sie konvenzionelle Wege zu denken, zu handeln, zu empfinden, sobald hört sie auf, Karakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre

Gewalt, die Art der Vorstellung, die Wirksamkeit, die sich auf alle diese eigenen Empfindungen beziehen, das sind die Züge der Karakteristik lebender Wesen. Und wie viel von allem dem ist uns polirten Nazionen noch eigen? Die Verhältnisse der Religion, die mit ihnen auf das Engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch größere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den polirten Menschen und die polirte Nazion nie ein eigenes Geschöpf sein, betäuben den Wink der Natur und verwischen jeden Zug, aus dem ein karakteristisches Bild gemacht werden könnte." —

Die Verhältnisse der Religion, die bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der Druck gesellschaftlicher Verbindungen (die eben nicht die rechten sind) betäuben den Wink der Natur, verhindern den Menschen, sich selbst zu gehören!

„Was heißt also nun Karakter einer polirten Nazion? Was kann's anders heißen, als Gemälde von Religion und bürgerlicher Verfassung, in die eine Nazion gestellt worden, Draperie, wovon man höchstens sagen kann, wie sie der Nazion ansteht." Göthe spricht hier, nicht ein moderner Theoretiker, Göthe ist es, der sagt, das Wesen der modernen Staaten (und die französische Revoluzion war blos ein Fortschritt innerhalb des Staates) bestehe in der Religion und der bürgerlichen Gesellschaft, der religiös-

philiströse Egoismus sei der Kern der Staaten, der geheimste und wirksamste Gedanke der Politik, und diese religiös-philiströse Egoisterei sei nur eine Draperie, in die man die Menschheit gekleidet habe, sei ein Außenwerk, ein Beikram, der das Wesen des Menschen nichts angehe, von dem man höchstens sagen könne, wie er ihm anstehe!

In seinen späteren Tagen meinte der Alte, in jenen Arbeiten für die Frankfurter Gelehrtenanzeigen sei „ein unbedingtes Bestreben bemerkbar, alle Begränzungen zu durchbrechen.“ Freilich, aber auch alle, selbst diejenigen, welche die französische Revoluzion nicht durchbrechen konnte oder mochte. Alle Begränzungen, die letzten Fesseln des menschlichen Wesens sind hier durchbrochen — theoretisch natürlich, auf dem geduldigen Papiere der Frankfurter Gelehrtenanzeigen. Denn was könnte den Menschen hemmen, sich endlich selbst zu genießen, wenn die Verhältnisse der Religion und der bürgerlichen Verfassung, wenn das **Camisole de force** der Menschheit wirklich zerbrochen wäre?

Ja, ja, Göthe hatte später Augenblicke, in denen er etwas bedenklich auf jenes „unbedingte Bestreben“ zurücksah. Wir können weiterhin, der ausgebrochenen Revoluzion gegenüber, wünschen, Göthe möchte immer die Frische jener literarischen Kritik bewahrt haben; er möchte seinen, über die Revoluzion erhabenen Standpunkt mit dem geistigen Muthe der Fichte und

Forster geltend machen, die jubelnd in den Krater der französischen Volkswuth hinabblickten und sich freuten, wie hier sichtbarlich Geschichte gemacht wurde. Aber vergessen dürfen wir nie, von welchem Standpunkte aus Göthe bedenklich wurde, daß er die kühnsten Theoreme der Revoluzion bereits in den siebziger Jahren überwunden hatte, und daß er seine jugendliche Kritik später in die plastische Sprache seiner letzten Kunstwerke übersetzte, wo sie als ein Evangelium des Menschenthums noch viel dauernder aufbewahrt bleiben, als in den Rezensionen der Frankfurter Gelehrtenanzeigen.

Göthe unterschied in der Bestimmung des Menschen eine *wirkliche* und eine *ideelle* Rolle, und meinte, die erstere erführen wir nur allzu deutlich. Von der zweiten aber sagte er: „Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deßhalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, *das Rechte sei, was ihm gemäß ist*." Dies Bestreben, „sich einem Höheren anzubilden," sah er auch in der lebhaften Beschäftigung mit Romanen, damals in Sesenheim mit dem immer klassischen „Landprediger von Wakefield" wirksam, und frug: „*Ist denn das bürgerliche Leben so viel werth*, oder verschlingen die Bedürfnisse des

Tages den Menschen so ganz, daß er jene schöne Forderung von sich ablehnen soll?" Er rettete sich also aus der beengenden Schwüle des bürgerlichen Lebens nicht in die Abstrakzion des Staates, sondern in das Reich der wahren Kunst; nur hier fand er die Möglichkeit, die ihm die politische Freiheit durchaus nicht zu sichern schien, daß nämlich der Mensch zum Selbstgenuß seines Wesens gelangen könne, vollständig gewährt. —

Die Opfer, welche Göthe in seiner Jugend der fliegenden Hitze der Nazionalfreisinnigkeit brachte, bestehen in dem Aufsatze über Erwin von Steinbach und im Götz von Berlichingen. Aber diesen Patriotismus empfing er nur aus zweiter Hand, aus der Hand der Kunst. Grade wie wir heute wieder patriotisch sind, insofern wir die wahre Ergründung des menschlichen Gedankens deutschen Männern vindiziren, indem wir behaupten, tief in der deutschen Naturanlage sei der Weg zur Lösung des gesellschaftlichen Problems angedeutet. Göthe verwandelte in dem Aufsatze über Erwin von Steinbach den Namen gothische Baukunst in deutsche Baukunst und bewies die Nothwendigkeit des Straßburger Münsters aus unserem Stammkarakter heraus. Wer ihn aber hierbei einseitig zu fassen gesucht, wer ihm von einer Wiedereroberung des Elsasses gesprochen, ihm gar Franzosenhaß abverlangt hätte, von dem würde sich der Junge, wie der Alte bedenklich ab-

gewendet haben. Denn gleich nach der Erzählung jener patriotischen That heißt es in seinen Memoiren zur Begründung des bekannten Wortes: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle," also: „Erst die Menschheit zusammen ist der wahre Mensch, und der Einzelne kann nur froh und glücklich sein, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen."

Im Grunde ist der Götz von Berlichingen nichts weiter, als eine kulturhistorische Studie des 16. Jahrhunderts in Deutschland. Göthe hatte sich mit den einzelnen Partieen jener Kultur eifrig, namentlich zuletzt in Straßburg beschäftigt. Der Wirkung nach aber verschaffte der Dichter einer Zeitkrankheit erst den wahren Ausdruck, brachte er das Symptom hervor, an welchem die Krankheit überhaupt erkannt werden konnte. In seinem Alter kann er es gar nicht recht rund bekommen, wie sich damals eine „allgemeine Einmischung in die Rechtspflege und ein kriegerisches Trotzgefühl gegen alles Monarchische und Aristokratische" erhoben hatte. Was davon in ihm eingedrungen sein mochte, davon habe er sich durch den Götz von Berlichingen „zu befreien gesucht," wie er denn alle seine Produkzionen als Mittel zu betrachten pflege, sich von Zeit- und individuellen Krankheiten zu befreien. Was ihn gedrückt hat, daraus hat er ein Gedicht gemacht, sagte seine Mutter. Alles was von mir bekannt geworden,

sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, sagt er selber.

Die Wirkung des Götz wollen wir nicht läugnen, auch nicht den Zusammenhang, den seine Entstehung mit der allgemeinen Zeitstimmung gehabt hat; aber ein Tendenzstück war der Ritter mit der eisernen Hand niemals; er ist das kunstvolle Bild einer Vergangenheit, auf die der Dichter durch die Richtung der zeitgenössischen Liebhabereien hingewiesen worden war. Wie kulturhistorisch allgemein geht Göthe zu Werke. Das einzige patriotische Drama, das er geschrieben, ist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts gegriffen, aus jener denkwürdigen Epoche, wo die praktische Geschichte Deutschlands schließt — und wo sie wieder anknüpfen wird. Der letzte Ritter, der Repräsentant des starken und tapferen Mittelalters, wo der Mann noch was werth war, wo die Korporazion den starken Mann mit anderen Starken schützend verband, wo die aufopferungsfähige Minne blühte, wo Treue und Glauben als höchste Zierde galt, wo die Angelegenheiten Gottes zu Angelegenheiten der Menschen wurden, und umgekehrt, dieser letzte Ritter von altem Schrot und Korn kämpft mit wenigen Getreuen gegen den ganzen Verfall seiner Welt, gegen die Symptome der neu anbrechenden Zeit, gegen die Schliche und Pfiffe der Junker und Pfaffen, gegen Weiber und Kutten, im festen Vertrauen auf die Idee der alten Zeit, deren Ausdruck er im Kaiser des

Reiches erblickt und verehrt, und geht zuletzt elendiglich unter, inmitten jener wüsten Greuel, die ein falschverstandenes Reformatorenwort auf deutschem Boden entzündet hatte. Man fühlt, in wessen Geiste wir hier reden, daß es nur gilt, die Idee des Götz darzustellen, nicht ein Urtheil über diese geschichtliche Ketzerei abzugeben. Denn Götz war geschichtlich nichts als ein eigensinniger, ritterlicher Egoist, der den Umschwung des Jahrhunderts nicht verstand; und die empörten Bauern werden von Göthe zweihundert Jahre nachher gerade so maltraitirt, wie vormals von Bischöfen und Fürsten. Es gibt gar nichts Sinnigeres, naiv Bescheideneres, als ihre zwölf bekannten Artikel. Statt dessen läßt der Dichter Götzens Gattin, Elisabeth, sagen: „Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern gesellt.“ Metzler antwortet dem Wild, der vom Aufhören des Brennens und Mordens spricht: „Was aufhören! Du Verräther? Warum sind wir da? Uns an unseren Feinden zu rächen, uns emporzuhelfen!“ Link endlich weiß keinen besseren Grund, den Verträgern zusammen die Köpfe abzuschlagen, als den: „Wir haben doch den großen Haufen auf unserer Seite.“

Trotz dieser Sicherstellung, die auf die Parrizida-Episode im Tell hinauskommt, war Göthe'n später immer noch zu viel Freiheitsdrang in dem Stücke, und er suchte diesen auf alle mögliche Weise zu motiviren. Bald war die Göttinger Dichterschule Schuld,

während doch Bürger und Stollberg einfach nur auf demselben Boden der subjektiven Befreiungslust mit Göthe'n standen; bald sollte es eine Wirkung des damaligen Lustspieles gewesen sein, daß man die höheren Stände herabsetzte und sie mehr oder weniger antastete. Dabei vergaß Göthe, daß er kurz vorher gesagt hatte, die moralischen Stücke hätten den Werth des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung gebracht und so das Publikum entzückt. Diese beiden Richtungen, das Herabziehen der Spitze, und das Hervorheben der Basis, standen im allerengsten Zusammenhange, und der klassische Ausdruck für diese ganze Zeitbewegung war des revoluzionären Lessing's Emilie Galotti. Der Dichter des Götz hat sich trotz aller früheren Objektivität diesem Drange der Zeit nicht ganz entziehen können, das ist das ganze Geheimniß.

Göthe braucht sich nicht gegen die Beschuldigung zu rechtfertigen, als habe er ein Tendenzstück gemacht. Wer den Götz liest, der findet eine solche Beschuldigung albern. Er wollte die letzte geschichtliche Periode Deutschlands darstellen, Shakespeare's Königsdramen hatten ihn inspirirt, er schrieb ein historisches Trauerspiel, in welchem der Drang der Zeit zwischen den Zeilen spukte.

Daß dieser Freiheitsdrang aber seine Seele auf die Dauer nicht zu erfüllen, nicht für lange in Pflicht

zu nehmen vermochte, das zu beweisen, brauchen wir die später in Weimar gedichteten Verse nicht:

„Ich brachte reines Feuer vom Altar,
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme."

Wir gebrauchen auch nicht die ausdrückliche Verwerfung des Götz in einem Briefe aus Weimar, worin er ihn „die Produkzion eines freien und ungezogenen Knaben" nennt. Sondern das, was den Götz erzeugt hatte, und was in Frankreich jene Freiheit hervorbrachte, die Göthe sehr gut als die „Autonomie der Bürger" kannte, das warf er auf seiner ersten Schweizerreise schon, die doch noch so voll des jugendlichen Sturmes und Dranges ist, verächtlich von den Alpen herunter:

„Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht Alles weiß machen kann! besonders wenn man so ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählte sie das alte Mährchen immerfort, man hört

bis zum Ueberdruß, sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe werth, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird."

Göthe hatte eine höhere, idealere Ansicht von den menschlichen Dingen. Und es handelte sich in der That für Deutschland um etwas ganz Anderes, als um Nazionales und Politisches. Die französische Nazion ging in den Kampf um die „Autonomie der Bürger," ihre Bildung reichte nicht weiter, sie hatte nichts Höheres errungen, was sie nachher in ihren Schulen der Jugend hätte lehren können. Der freie, aber isolirte, aber egoistische Mensch, das war der Inhalt der Revoluzion. Man kann viele schlechte Witze über die unpolitischen Deutschen machen, man kann die Heroen dieses Landes verspotten, daß sie sich so ängstlich vor der Luft der Oeffentlichkeit verwahrten, man kann sie armselig und Göthe'n den Armseligsten unter den Armseligen nennen: ich meinestheils würde mich schämen, das Wesen eines Volkes oder Landes verächtlich zu behandeln, wenn es blos Lessing, Schiller und Göthe hervorgebracht hätte. Bis jetzt rechtfertigten wir Göthe nur wegen seines unpatriotischen Wesens; es wird sich aber zeigen, was er der patrio-

tischen Philosophie der Franzosen entgegensetzte, wie er der sensualistischen, nur auflösenden Bildung opponirte, wir werden erfahren, ob er ein Recht hatte, bedenklich zu werden, und Höheres, Tieferes, ächt Humanes zu verlangen. Ist es denn so unmöglich, Voltaire, Helvetius und Diderot zu lieben, und zugleich einen warmen Herzwinkel für den großen deutschen Dichter offen zu halten, der der Welt werden könnte, was Jene nur ihrem Volke wurden?

Er hat es nun einmal verschmäht, in den Dienst der Freiheitsapostel zu treten. Wenn Ihr nicht mit ihm auskommt, so ist's an Euch, größer zu werden, nicht an ihm, sich kleiner zu machen.

„Willst Du uns denn nicht auch was gönnen,
Kannst ja, was mancher And're kann."
Wenn sie mich heute verbrauchen können,
Dann bin ich ihnen ein rechter Mann.

Er hat für die Zukunft gesäet, er hat eine Aloe gepflanzt, die im achtzigsten Jahre blüht. Er gönnte den Uebrigen, den Kleinen, ihren Ruhm des Augenblicks; zollt ihm dafür wenigstens die Anerkennung, daß er der Menschheit und der Zukunft gegenübersteht.

„Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick' sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten."

Göthe im Verhältniß zu Religion und Christenthum und zum französischen Sensualismus.

In Göthe's siebentem Lebensjahre trat das Erdbeben von Lissabon ein. Diese tellurische Erschütterung war das Symbol einer gewaltigen Erschütterung des alten Glaubens, ja sie wurde bei Vielen die erste Veranlassung dazu. So bei Göthe. „Der Knabe war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten."

Der Begriff der Vorsehung wankt, der tradizionelle Familienglaube ist für ewig erschüttert. Die Natur, Göthe's große Lehrerin, führt ihn auf die Bahn der Zweifel.

Er ersinnt sich einen kindlichen, etwas mystischen Naturdienst und opfert in aller Frühe seiner Göttin Räucherkerzchen auf dem bunten Lacke eines Musikpultes. Die Kerzchen brennen ihm unversehens in die schönen goldenen Blumen des Lacks hinein; er entdeckt später eine Andeutung und Warnung darin, sich Gott überhaupt nicht auf diese Weise zu nähern.

Unmittelbar auf Gott zu wirken und unmittelbare Einwirkungen von ihm zu verlangen, war ihm so für immer verleidet. Es galt, sich mit dem Allgemeinen fühlend oder denkend zu vermitteln. Der Jüngling war an die religiöse Bildung seiner Zeit verwiesen. Diese erging sich nach zwei Seiten hin.

Einmal herrschte der sogenannte gesunde Menschenverstand, jener trockene Philister, der Alles erklären wollte, in seinen Erklärungen nur Tautologieen vorbrachte, und der, was er nicht zu erklären vermochte, für gar nicht daseiend erklärte, jenes platte, selbstzufriedene Schnüffelwesen, das sich um Alles bekümmerte, ohne Etwas zu ergründen, die Weltanschauung Wolf's und Nicolai's. Hier räumten Lessing, Kant und Fichte auf. „Auf diesem Wege mußten die Theologen sich zu der sogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, in

wiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbesserung und Veredlung unserer selbst zu fördern hinreichend sei, so wagte man gewöhnlich sich zu dessen Gunsten ohne viel Bedenken zu entscheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprinzipe gab man sodann sämmtlichen positiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der anderen gleichgültig und unsicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber Alles bestehen, und weil die Bibel so voller Gehalt ist, daß sie mehr, als jedes andere Buch, Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menschlichen Dinge darbietet, so konnte sie durchaus nach wie vor bei allen Kanzelreden und sonstigen religiösen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden."

Die Mystik der damaligen Herrnhuterei, die, aus Frankreich herübergekommen, ihre selbstständige Pflege bei uns erhielt, war die zweite Seite der religiösen Weltbildung, zu der sich im nächsten Zusammenhange die mystische Auffassung der Naturwissenschaft, die Alchymie und Goldmacherei gesellte. Eine Masse verständiger und tüchtiger Männer des vorigen Jahrhunderts bezahlten in dieser Schule ihr Lehrgeld. Göthe selbst, ehe er nach Straßburg ging, huldigte in Frankfurt den Adepten. Die schöne Seele, Fräulein von Klettenberg, in den Lehrjahren, Makarie in den Wanderjahren Wilhelm Meisters, die Hexenküche im Faust geben hinreichendes Zeugniß von dieser Jugendbeschäftigung, und Göthe hielt diesen Zug des

Jahrhunderts so sehr für einen allgemein menschlichen Zug, daß er im Wilhelm Meister seine ganze psychologische Kunst daran setzte, diese Erzeugnisse des kranken Gefühls verständig zu konstruiren.

Bei Gelegenheit des berühmten Diner's zu Koblenz that Göthe den Richterspruch über beide Seiten, er wies Lavater'n zurück, und wies Basedow zurück. „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten."

In dem Fastnachtsspiele „Pater Brey" ist die süßlich-romantisch-liederliche Wirthschaft verhöhnt, Leuchsenring soll dazu gesessen haben. Der dramatisirte „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt," traf die brutal verständige Richtung in der Theologie, die kein Ding ihrem Wesen nach begreifen konnte, und daher wünschte, der Ochs des Lukas möchte sich in ein Bologneserhündchen verwandeln, die Evangelisten überhaupt im Frack erscheinen. Endlich das Fastnachtsspiel „Satyros" faßte die Naturreligiösen an ihrer praktischen Seite, wo sie so gern beliebten, sich an die Stelle der vertriebenen Götter zu setzen und nun eben so herrschsüchtig zu walten. Satyros ist Basedow.

Aus Italien, wo Göthe'n der Tag lieblich und die Nacht helle ward, wo er seine ganze Vergangenheit aus den Augen des belvederischen Apollo überschaute, schrieb er später: „Wer nicht viel zu bewegen

hat, greift zum Hebel und verschmäht meinen Flaschenzug, was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn L(avater) seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn J(akobi) sich abarbeitet, eine hohle Kinderempfindung zu vergöttern, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebt durch etwas außer sich (etwa durch Gott), würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären; wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, wo wir Alle gleiche Ansprüche haben?"

Wie denn überhaupt die Dinge der Welt sich gar kurios ändern werden, wenn wir einmal Alle auf den gleichen Boden der Natur setzen, wo Jeder ist, was er ist, wo Alle gleiche Ansprüche haben. Göthe begnügte sich mit einem theoretischen Protest in theoretischen Dingen. Das war seine Natur und die Natur seines Jahrhunderts. Heute handelt es sich um eine andere Verwirrung der Begriffe, um die Verwechslung der Worte Sein und Haben, Arbeit und Besitz, wobei sich die Auserwählten mit aller Gewalt die Stühle um das goldene Kalb herumsetzen.

Die Gefühls-Religion und Philosophie, welche wesentlich Eins sind, schufen sich in F. H. Jakobi ein ihrer würdiges Organ, so eitelhaft, so dunkel- und dünkelvoll, wie sie selbst sind und sein müssen. Göthe hatte im Sturm der Jugend eine Freundschaft mit ihm an den Ufern des Rheins extemporirt, wie ihrer im Jahrhundert der Freundschaften so viele extemporirt wurden, weil man ein gleiches Drängen, wenn auch nach entgegengesetzten Polen, in der Brust verspürte. Die Verbindung zwischen Göthe und Jakobi hatte ebenfalls kein festeres Bindemittel, und Göthe sagte später bei der Beurtheilung des Jakobi'schen Briefwechsels: „Ich rekapitulire, was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt, da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor wie Menschen, die sämmtlich Eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und Jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am besten aus: der Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß aber Einer so wenig zu sagen, als der Andere; sie tanzen mit wenigen Ausnahmen Alle am Hochzeitfeste und Niemand hat die Braut gesehen. Besieht man es genau, so gründet sich doch zuletzt nur ein Jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Dasein. Der Glaube,

die Zuversicht auf das Bischen, was man ist oder sein möchte, beseelt einen Jeden, und so möchte er sich auch den Anderen machen, eigentlich den Anderen sich gleich machen, und dann denken sie, wäre es gethan. Erst bekomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn Jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander. — Jakobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er sprach es deutlich aus: sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Konsequenz des unendlich Mannigfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten."

Das sind zarte Worte, aber sie gelten bis auf die letzten Buchstaben. Und ich habe die ganze Stelle hergesetzt, weil sie das jüngste Gericht über die sämmtliche gemüths-theologische Weltanschauung enthält. Sich mit seinem eigensinnigen Gefühle, mit seinem sogenannten guten Herzen etwas wissen und dann alle die Einfälle dieses launenhaften Pilzes durch ein Klauben und Schrauben des Verstandes zu etwas Heiligem und Unantastbarem machen; nach anderen guten Herzen auf die Birsch gehen und jene heuchlerischen Thränen des seligen Einverständnisses weinen, so lange der empfindelnde Eigensinn Kußhändchen und

Eieichen bekommt, sofort aber sich hinter die unnahbare Burg des lieben Ich zurückziehen, wenn nun ein Anderer auch etwas sein will, etwas für sich, an dem Widerspruch zwischen Mensch und Mensch verzweifeln; ohne den Muth des Kampfes sich auf das unveräußerliche Recht des: „Ich bin nun einmal so" berufen, Anderen und sich selbst das Leben verbittern, und endlich, wenn das Püppchen nirgends mehr aus und ein kann, ausrufen: Es muß eine Ewigkeit, eine Unsterblichkeit geben, wo alles Weh und alle Leiden durch eine ewige Herrlichkeit ausgeglichen werden, gleichsam als wollte man auch droben noch die Engel und Heiligen, ja den lieben Gott selbst zum Sterben ennuiren, — das ist die Natur Jakobi's und der gemüthseligen Theologen überhaupt. Und diese in Deutschland mehr, wie irgendwo, wuchernde Sorte, diese Blattläuse an jedem gesunden Lebensbaume, diese Richtung, welche in und außer der Literatur grassirt, die ist es gewesen, welche Göthe'n das Herz abgesprochen hat, welche jammert und thränelt über den gemüthlosen Dichter und Menschen. Sie sollten sagen, Göthe habe kein krankes Herz gehabt, wie sie, und ihr krankes Gedärm sei nicht im Stande, sein kerngesundes zu begreifen. Bei dem wahren Menschen, bei dem Menschen aus Einem Stücke ist es schwer, ja unmöglich, die einzelnen Thätigkeiten auseinander zu lesen, wie man Aepfel oder Bohnen sortirt, da steht nicht auf dem linken Flügel das Herz, auf dem

rechten die Vernunft, oben die Phantasie, unten der berechnende Verstand; sondern er ist eben Eins, lebendiges, konzentrirtes Wesen; wo er fühlt, da fühlt er mit dem ganzen Menschen, nicht vernunftlos und unverständig, wo er denkt, da ist auch das Herz und die Phantasie dabei, wo er phantasirt, da ist der Verstand stets sein Adjutant. So war Göthe. Und weil er so war, weil er stets Alles war, deßhalb norgelten und krittelten die an ihm, die niemals etwas sein konnten. Das war und ist ihr trauriger Beruf. Was aber das Herz anbetrifft, so hat Göthe einmal selbst darüber gesagt: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zwei." Ein eigen Herz ist aber kein gutes Herz und keine eigensinnige Empfindelei, sondern ist das Herz, welches Karakter besitzt, welches seiner Natur gemäß liebt und haßt, welches ohne Erklärung mit anderen eigenen Herzen stets harmonirt, sich aber um die gefühligen Narren und kokettirenden Egoisten in keine Wege bekümmert.

Aus diesen trostlosen Gegensätzen des Dogmatismus und der Gemüthsdiarrhöe wurde Deutschland befreit durch Lessing und namentlich durch Kant. Was die That Kant's für unsere Bildung gewesen ist, lese man in dem dritten Theile meines Buches über Schiller nach. Aber in Göthe erst wurde die humane Weltanschauung voll und lebendig, freilich wieder nur lebendig in der Theorie, im Einzelnen, lebendig im

Kunstmuseum, nicht im Volke, in Thaten und Handlungen. Wo Kant stecken bleibt, wo Schiller weiter helfen mußte und die ästhetische Theorie ein- für allemal gründete, wo Fichte ansetzte und in der ungeheuern Abstrakzion von Ich und Nichtich die gähnende Kluft aufriß, wo Schelling versöhnte, aber durch die Unklarheit und Unmethode seiner Versöhnung die bösen Geister der Ironie und der Romantik wieder in's Haus hereinließ, wo Hegel endlich Berge auf Berge thürmte, um die Welt von der Höhe des absoluten Begriffes aus zu konstruiren: zwischen Allen hindurch wandelt die Göttergestalt Göthe's, des ewigen Jünglings, von Allen das Rechte nehmend, mit Allen zugleich das Rechte erzeugend, mit Keinem in die Abstrakzion des lebenentfremdeten Gedankens sich verlierend, sondern die höchsten Probleme, die grundtiefsten Einsichten in einer reizenden, einfachen Anschauung produzirend, das klare, nie getrübte Auge auf die ewige Natur gerichtet, immer im Maße, immer in der Wahrheit, immer in der Heiterkeit, weil Er ihr niemals etwas auf- oder abzwang, was sie nicht gütig und gern dem verabreicht hätte, der als ihr getreuer Sohn an ihrem Busen lag. Göthe lebte mitten in der Natur, er hörte, sah, fühlte und schmeckte ihren Prozeß, er sah die Natur mit den Augen der Natur, er hörte sie mit ihrem eigenen Ohre, fühlte sie mit ihrem Tastsinn, sie strömte in ihn ein wie in ein auserwähltes Gefäß, er enthielt nichts, was nicht

ihres Wesens wäre, er ließ nichts Fremdes, Störendes in sich hinein, und als die Natur ihn betrachtete, fand sie sich selbst in ihm wieder. „Die Natur wollte wissen, wie sie aussah, und sie schuf Göthe." Er ging niemals auf dem gefährlichen Saum, wo man entweder sich selbst, oder die Wahrheit verlieren muß, er war immer der Natur mitten im Herzen. Er brauchte nicht Gott zur Vorderthüre hinauszujagen, um ihn zur Hinterthüre wieder herein zu lassen; daß ein Ewiges, ein Allumfassendes ist, daß die Dinge in einem steten Flusse sind, daß der Mensch am Ende „wenig" und das Schicksal „unerbittlich", das sagten ihm Himmel und Erde, Pflanzen und Thiere und Menschen — und Schillers Tod. Er brauchte nicht mühsam herauszuwittern, daß wenigstens im Kunstwerke Subjekt und Objekt zusammenträfen, daß es nothwendig eine Philosophie des Schönen geben müsse: er warf eines seiner ewigen Gedichte schweigend in den Strom der Zeit, und als selbst der Chinese Werther und Lotte in Thon abbildete, da war ein unverwerfliches Zeugniß gegeben vom Gemeinsinne der Menschheit. Er brauchte nicht den Begriff der Persönlichkeit, des absolut bestimmenden Ich bis an die Sternhöhe der Fichte'schen Abstrakzion zu steigern, um sie dem Nicht-Ich, der Welt siegreich gegenüber zu stellen: er war diese Persönlichkeit selbst in der liebevollst umfangenden, die Arme um ihn verschränkenden Welt. Er war Naturphilosoph auf eigene Faust,

gründlicher Anbeter der Mannigfaltigkeit der Welt; aber die Spitze, das Subjekt, ging ihm darum keinen Augenblick verloren; er setzte einem früheren total pantheistischen Glaubensbekenntnisse, wo alle Besonderheiten verschwammen, die Metamorphose der Pflanzen und die Lehre vom Wirbelknochen entgegen, im Wirbelknochen, in jenem glücklich geborstenen „Schafschädel“ entdeckte er die ganze Hegel'sche Weisheit vom kulminirenden Begriffe, von der Einheit des Universums; und während er so den Menschen zum Gotte, zum Komplexe der Natur erklärte, verlor er sich nicht in die Nebel der Gespenster, in die Regionen des „absoluten Geistes“, in jene Vergötterung des menschlichen Verstandes, der vor seinem eigenen Geschöpfe anbetend in die Kniee sinkt; sondern hier am Ende aller theoretischen Wahrheit und Weisheit stand er immer noch auf dem unverrückbaren Boden der Natur und der Wirklichkeit. Auf Göthe wird man in den „letzten Dingen“ immer schwören können, hier braucht man die theologischen und spekulativen Sternschnuppen nicht in ihre anthropologische Einfachheit aufzulösen; denn Göthe hat den anthropologischen Boden niemals verlassen, von ihm aus hat er sich der Natur stets genähert, er hat nie etwas anders bezogen, als auf das Menschliche.

In seiner Zeit wurzelnd, und die Freiheit des Geistes suchend, hat er den Riesenkampf des achtzehnten Jahrhunderts durchgekämpft wie Keiner, hat er

den Kelch jenes Ringens wider Gott und die Welt bis auf die Hefe ausgetrunken, hat er die alten Gespenster zerstreut und den Frieden mit der Welt proklamirt, den auch wir zu halten freudig bereit sind. Der französische Sensualismus schuf die französische Revoluzion, die deutsche geistige Revoluzion sollte Höheres erringen als der Sensualismus. Wie steht Göthe zu den französischen Philosophen und zur Enzyklopädie?

Zuvörderst, nichts stößt sich scheinbar mehr ab, als was, aus gemeinsamem Grunde hervorgegangen, auf einen Unterschied hinausläuft, den die Vermittlungssüchtigen bei einem Glase Wein abthun möchten. Solche Unterschiede, wenn die Stämme desselben Baumes nach verschiedenen Himmelsgegenden auseinander wachsen, sind immer in dem Falle, sich gegenseitig nicht anzuerkennen, oft eine größere Feindseligkeit wider einander auszuüben, als entgegengesetzte Totalitäten selbst. Man denke an Lutheraner und Reformirte, an Gironde und Konvent, an Cabet und Dezamy, an Junghegelianer und Sozialisten! Grade das Naheliegende verträgt sich am Wenigsten und darf sich am Wenigsten vertragen; denn das Weitertreibende, das wahrhaft Zukunftsvolle stößt mit dem Kurzvorhergehenden eben Alles, was diesem wieder vorhergegangen, was von diesem bereits zurückgestoßen war, noch einmal zurück. Daher rührt auch Göthe's Feindseligkeit, ja Härte wider den französischen

Sensualismus. Beide waren doch aus demselben Grunde, aus dem Streben hervorgegangen, die Naturwahrheit in ihre Würde einzusetzen, die geistigen und sittlichen Abstrakzionen zu tödten, Aberglauben und bürgerlichen Zwang zu befehden; beide beflissen sich, das Daseiende, das Wirkliche zur Anschauung zu bringen, keinen Illusionen fürder zu huldigen; beide waren innigst überzeugt von den Uebelständen der religiösen und sozialen Verhältnisse. Und doch, wie spricht Göthe in seiner Biographie von jenen! wie wegwerfend behandelt er die Männer von Genie, Kenntnissen und Karakter, deren Bücher bald nach ihrem Entstehen zu welthistorischen Thaten werden sollten, wie verwirft der humane Revoluzionär die politischen Revoluzionäre! Eben weil er der humane war!

Man würde Unrecht thun, zu behaupten, die Enzyklopädisten seien Göthe zu weit gegangen, ihr Unterminiren des Bodens der positiven Religion habe sein, wo nicht gläubiges, doch scheinheiliges Gemüth verletzt; er habe die Kritik der Evangelien, der Kirchengeschichte, des Dogma's, des Christenthums überhaupt als historischer Erscheinung nicht ertragen können. Wem diese Muthmaßung durch die ganze kühne Göthe'sche Natur nicht schon verleidet sein sollte, dem wollen wir mit Exempeln dienen. In „Dichtung und Wahrheit" noch spricht Göthe von den „sogenannten Evangelien," ja längst vor der neueren Kritik ist ihm bei der Erzählung jenes Kindermährchens

ein Beispiel geworden, „wie die Menschen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widersprechendsten Ansichten haben und behaupten können." In dem überaus vortrefflichen Lustspiele: „Götter, Helden und Wieland," sagt Euripides von dem Herumstümperer an der Antike: „Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Sekte gehört, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein." Wie schmeckt das den Pfaffen in der Kutte und im Fracke? Und ganz im Besondern, wie schmeckt es den „christlichen Philologen?" Und wie schmeckt ihnen und allen Halben, Achselträgern, Duckmäusern, allen christlich-germanisch-unselig-Laborirenden der marmorne Vers aus der Braut von Korinth:

„Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Und die Verdonnerungen von Lavater und Jakobi, und die römischen Elegieen mit ihrer nackten Fleischeslust,

und die Venezianischen Epigramme, wo das Kreuz zu den vier verhaßten Dingen gehört, mit Tabak, Wanzen und Knoblauch! Und wie jeder Schwärmer mit dreißig Jahren an's Kreuz genagelt werden soll, vermuthlich, damit er bis in sein dreiunddreißigstes nicht Zeit habe, die Welt und die Weltgeschichte in Verwirrung zu bringen! Und wie Timur im West-östlichen Divan spricht:

„Was, Ihr mißbilliget den kräft'gen Sturm
Des Uebermuths, verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen."

Und wie der ganze Unsterblichkeits-Kram und Köder auf die allermodernste Weise in jenem Divan erklärt wird:

„Und so werdet Ihr vernehmen,
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten."

Und noch manches und vieles Andere, worauf wir gelegentlich kommen werden, wie schmeckt euch das,

verlogne Pfaffen? Und wer wird sagen, Göthe habe den Enzyklopädisten den Protest wider den Unsinn und den Wahnsinn verdacht?

Ueber Voltaire sagt Göthe bei Gelegenheit seines Straßburger Aufenthaltes: „Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können, und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt.“ Göthe will sagen, der praktische Zweck, den Pfaffen zu schaden, sei Voltaire'n die Hauptsache gewesen, die Religion selbst anzugreifen, sei ihm, nur um dieses Zweckes willen, beigefallen. Und die Religion herabzusetzen, wem kann das heute noch einfallen, außer einigen wenigen Buschmanns-Naturen, die von jeder historischen Erscheinung vermeinen, sie sei nur deßhalb vorhanden, damit sie ihren fuseligen Witz an ihr auslassen könnten. Die Religion herabsetzen, heißt, vom Wesen der Religion gar nichts verstehen. Die Religion ist lauter menschlicher, wahrer und vernünftiger Inhalt, nur auf den Kopf gestellter Inhalt; fing doch der große und schöne Lessing bereits an, hinter der Dreieinigkeit einen tiefen, symbolischen Sinn zu ahnen. Religionsspötter sind in der Literatur gar nicht mehr vorhanden, im Leben sind es hohle Töpfe und Tröpfe, die von nichts wissen, als von sich selbst, das heißt von gar nichts. Komm her, du pilgernder Proletarier, der du nach Trier zum heiligen Rocke

wallfahrtest, um Vergebung für all' deine großen und kleinen Verbrechen zu erlangen, vielleicht sie gar für die Fleischeslust bedarfst, der du dich unterwegs, auf der Wallfahrt, hingegeben, — daß du zu mir kommen könntest, ich will dir den Rock und den Heiland und die Vergebung der Sünden begreiflich machen, und wir wollen zusammengehen, — wenn auch nicht nach Trier.

Göthe sagt ferner von Voltaire: „Auf thätiges und geselliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieses Verhältnisses, damit er selbst zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunsch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat sich Jemand so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein. Auch gelang es ihm, die Geister zu unterjochen; die Nazion fiel ihm zu!" Göthe deutet hier auf den gränzenlosen Egoismus, der sich aus der Voltaire'schen Weltansicht heraus in dessen Leben und Treiben offenbarte, auf jene Ichsucht, die geschichtlich später zum Egoismus der Bourgeois geworden ist und den Proudhon gegen Voltaire nöthig gemacht hat. Voltaire war ausdrücklich gleichgültig gegen die Bildung der niederen Klassen, er verachtete die Kanaille, wie das **Ancien régime** den dritten Stand verachtete, und diese Verachtung ist zur fürchterlichen geschichtlichen Konsequenz geworden. Göthe suchte in

den „Mitschuldigen" die Vergehen und Verbrechen des sogenannten gemeinen Volkes zu erklären, und — doch das werden wir bei Wilhelm Meister sehen.

Göthe dachte der Bibel gegenüber also: „Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei eines Jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserem eigenen Innern verhalte, und in wiefern durch jene Lebenskraft die unserige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen sei, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande sein sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen. Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl, als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Kapital anzusehen, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch diesen Begriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie bei dem Religionsunterrichte der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derselben sprung=

weise, von vorn nach hinten, und umgekehrt, bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments und die zarte Naivetät des Neuen hatte mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Karakter der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre; ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatischem Eifer Voltaire'n, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Sauls gar wohl erdrosselt hätte." Die Stelle verdient, wieder in's Gedächtniß gerufen zu werden, sie ist der Protest, den Göthe damals wider die Aufklärerei einlegte, bis in diesen Tagen der Beweis geliefert ward, wie man von demselben Standpunkte des Ernstes und der Würde den theologischen Anmaßungen gründlicher beikommen kann, als es das **Ecrasez l'infâme** jemals vermochte.

Göthe ist auch hier wieder weit- und großherzig. Er gibt der Kritik ihr uneingeschränktes Recht und sagt dann zum Leser: Würdige das Ding seiner Natur

nach, würdige es, und sei es auch nur ein Roman, verkenne mir aber keinen Augenblick, daß dieser Roman immer etwas menschlich Großes bedeuten kann. —

Voltaire, der das Historische anzweifelte, der Epikuräer, der Mann der Naturwissenschaften, konnte doch von seinem jenseitigen Gotte nicht loskommen, und polemisirte grade in einem Punkte wider Helvetius und das System der Natur, wo er hätte von ihnen lernen können. Den Menschen aber, der möglichst wenig mit diesem deistischen Gespenste zu thun haben sollte, dem er damit auch das Band, das große Fundament der Gemeinschaftlichkeit, aus den Augen rückte, den Menschen machte er zum Einzelnen, zum Philister, zum Elekteur, zum Nazionalgardisten. Göthe hat das mit einem einzigen Worte gezeichnet, indem er seinen Satyros im Fastnachtsspiel sagen läßt:

„Mir geht in der Welt nichts über mich,
Denn Gott ist Gott, und ich bin ich.“

Diese Verse könnte man füglich unter Voltaire's Portrait schreiben. Unsere Zeit kann von diesem geschichtlich denkwürdigen, höchst bedeutenden Manne gar nichts gebrauchen, er ist verbraucht, die Zeit hat ihn ausgegeben bis auf die letzte Kupfermünze seines Werthes. Feuerbach rief den Bayle an, Holbach und das System der Natur (die Quintessenz aus

Helvetius) können immer noch stellenweise verwendet werden: Voltaire ist durchgelebt wie Rousseau.

Rousseau und Diderot haben nachhaltig auf Deutschland gewirkt. Diderot zündete in Lessing und Göthe, und der Letztere hat ihm ein Denkmal gesetzt, indem er seinen Traktat über die Malerei von Grund aus vernichtete. „Diderot war nahe genug mit uns verwandt, wie er denn in alle dem, weßhalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher ist.“ Diderot lehrte den Künstlern die Natur befolgen, Lessing folgte seiner Lehre und seinem Beispiel in Beispiel und Lehre. Die Sturm- und Drangperiode war von diesem Prinzip entzündet. Göthe führte die abschweifende und sich verirrende Natur zur Kunst zurück, er warf das Ideal zwischen die Stürmer und Dränger und stiftete Ruhe. — Rousseau spukte in Basedow und der neuen Pädagogik, im Kultus der natürlichen Erziehung, er spukte sich hier eben so gut aus, wie er nach seiner radikal-politischen Seite unter Robespierre's und Baboeuf's Armen verendete. Göthe verkannte keinen Augenblick, was er und seine Genossen dem Rousseau verdankten. „Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt. Betrachteten wir aber sein Leben und sein Schicksal, so war er doch genöthigt, den größten Lohn für alles, was er geleistet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergessen in Paris leben durfte.“ Rousseau war der gräßlichste Widerspruch des Jahrhunderts. Derselbe Mann, welcher die Republik, die absolut gleiche

politische Berechtigung aller Bürger, die radikale Volkssouveränität wollte, derselbe Mann schickte die Kinder seines unehelichen Verhältnisses in's Findelhaus, und fühlte tagtäglich in seiner marternden Misanthropie die Entfremdung des Menschen vom Menschen! Wollte er ehrlich mit sich und seinen Lebenserfahrungen gemäß handeln, so mußte er den Hammer des Thor auf die sozialen Verhältnisse niederschwingen, mußte hier keinen Stein auf dem andern, kein Stück am Stück lassen und seinen idealen Staat zum Teufel jagen. Voltaire konnte ihn nicht leiden. Die Enzyklopädisten kritisirten ihn scharf; Robespierre hat ihn komprommittirt.

Nun zur Doktrin des Sensualismus.

„Wenn wir von den Enzyklopädisten reden hörten, oder einen Band ihres ungeheuren Werkes aufschlugen, so war es uns zu Muthe, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spulen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter „Schnarren und Rasseln, vor allem Aug' und Sinn verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das Mannigfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung alles dessen, was dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eignen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt." —

Das ist noch blos gegen die Methode der Enzyklopädisten, nicht gegen ihren Inhalt gesprochen.

Denn das braucht am Ende nicht Jeder jedesmal von der Schafschur an bis zum letzten Nadelstiche im Geiste zu durchlaufen, was Alles zu dem Rocke gehörte, den er eben anzieht, ohne daß er es deßhalb einem wohlwollenden Gelehrten übel zu deuten hätte, der die ganze Reihe von Mechanismen bis ins Detail hinein darzustellen für nöthig fände, wenn ein Priester im Volke den Glauben zu vertreiben suchte, der Rock fiele so fix und fertig vom Himmel. Die Enzyklopädisten hatten das Prinzip, alle Dinge entständen aus der Selbstbewegung der Materie, daß sie dieses Prinzip durch alle Naturprozesse, so weit es ihnen möglich war, verfolgten, daß sie Verstand und Klarheit in die Welt zu bringen suchten und sich daher oft wiederholten, auch keinen Roman aus ihrer Wissenschaft machten, das sollte ihnen Göthe um so weniger verargen, als seine ganze Weise, die Natur zu betrachten, *wesentlich* dieselbe war. Er klagt also über den prosaischen Eindruck, den diese etwas einförmigen Erklärungen auf seinen jugendlichen Geist gemacht hatten.

Weiter. „Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns aus. Ich gedenke statt Aller des **Système de la nature**, das wir aus Neugierde in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir

Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor, wie vor einem Gespenste schauderten."

Aber Gründe, Gründe, mein junger Mensch: Ich lese den Faust ebenfalls lieber, als das **Système de la nature.** Aber dieses Buch steht nicht außer der Wahrheit, sondern es kommt nicht bis zur vollen Wahrheit heran. In seinen Beweisführungen sind Lücken und an seinem Ende ist eine Lücke.

Alles sollte nothwendig sein, und deßwegen kein Gott. „Könnte es denn nicht aber auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir."

Die jungen Leute in Straßburg hätten weit gescheuter gefragt: Ist denn aber nicht dadurch die Nothwendigkeit zum Gotte erhoben?

„Dabei gestanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, klimatischen Einflüsse, der physischen und animalischen Zustände nicht wohl entziehen könnten; doch fühlten wir etwas in uns, das als vollkommne Willkür erschien, und wieder etwas, das sich mit dieser Willkür ins Gleichgewicht zu setzen suchte."

Darin haben nun die jungen Leute vollkommen Recht. Es kann hier nicht auseinandergesetzt werden, wie das System der Natur auf der Hälfte des Weges abbricht, wie es an dem Punkte abbricht, wo aus der Nothwendigkeit des Zerebralsystems die Freiheit und die Selbstbestimmung herausschlagen müßte; aber es ist ganz richtig, daß etwas in uns vorhanden sei,

das als vollkommene Willkür erscheint, und wieder etwas Anderes, das sich mit diesem ins Gleichgewicht zu setzen sucht. Die verschiedenen Bilder der Erinnerung und Beobachtung, die an unsern Hirnwänden oder sonst wo herum logiren mögen, bilden eine Einheit unter sich, einen Komplex, der der menschlichen Intelligenz ihre Individualität verleiht, der aus den Menschen nicht nur ein bewußtes, sondern auch ein selbstbewußtes Wesen macht. Das System der Natur verstand nicht, aus dem Mechanismus der Gedankenbildung einen Organismus hervorgehen zu lassen.

Göthe hatte Recht, daß ihm die absolut materialistische Nothwendigkeit nicht behagte. Wäre diese Nothwendigkeit allein herrschend, so müßten wir die Hände in den Schooß legen, Alles gehen und laufen lassen, wie es diesem neuen Gotte gefiele, so müßten wir Türken werden und uns durch die Vielweiberei für die verlorene menschliche Freiheit entschädigen. Nein, die Nothwendigkeit in der Welt ist erst vermittelt durch unsere Freiheit, das Nothwendige liegt in unserer freien Natur, wir sind nothwendig frei. Nur vom Standpunkte der materialistischen Weltanschauung wird es auch möglich, daß man kein But, keinen Zweck in Allem, was da ist, erblickt. Freilich, was das Universum soll, was Sonnensysteme, was die Erde im Verhältniß zu den Millionen Sternen soll, das geht uns nichts an, dafür haben wir keine

Maßstäbe, und insofern wäre uns die Welt zweck-los, sans but. Sie ist eben da, weil sie da ist. Was wir aber als selbstbewußte Menschen hier auf der Erde sollen, was der Zweck der Menschenwelt ist, worauf wir mit aller Macht loszusteuern haben, das zu wissen, geziemt uns allerdings, dafür haben wir Vernunft und Geschichte. Die Menschheit für zwecklos erklären, ist die Pforte zu jeder Tyrannei.

Auch mit dem Gesammturtheil Göthe's über das System der Natur muß man sich einverstanden erklären. „System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie und so manches Andere hatte nun seit Jahren bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren, und von allem, was darin lebt und webt, das Nähere, sowie das Allgemeinere erfahren. Aber der Verfasser mochte von der Natur so wenig wissen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur selbst, oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben."

Der Materialismus ist kein Irrthum, er bleibt nur auf halbem Wege zur Wahrheit stehen; er, der muthige und schonungslose, hat den Muth nicht, das Herz und die Freiheit aus der selbstbewegten Materie zu erklären. Und Göthe, als Humanist, verwirft ihn verachtungsvoll, eben weil er ihm so verwandt ist, weil er ein Stück Weges mit ihm zusammen gegangen war.

Wenn das französische Volk im achtzehnten Jahrhundert der Prometheus unter den Völkern war, der die menschlichen Rechte denen der Götter gegenüber geltend machte, und auch darin jenem Empörer glich, daß die Tragödie mit dem versöhnten Prometheus schloß: so hat Göthe diesen tiefgewaltigen Kampf nicht weniger begonnen, und wenn er ihn fallen ließ, wenn sein „Prometheus" ein Fragment blieb, so bedeutet das keineswegs, daß er vor dem Kampf zurückbebte, sondern daß er ihn in dieser Gestalt als unreif, als kindisch betrachtete. In der That, wer wird noch mit den Göttern kämpfen wollen? Ihnen diese Ehre anzuthun! Prometheus müßte sich ja besinnen, er müßte ausrufen:

Ihr wär't vorhanden! Und wo?
Was mich von Schmerzen durchwühlet,

Wäre das Eurige?
Was mir den Busen beseelet,
Käme vom Himmel ab?
Was in mir lebt, mich zum Manne macht,
Das ist nur mein,
Gehöret dem Geschlecht,
Das mich erschuf und euch!

Man verzeihe diese vielleicht unglückliche Nachbildung, aber das ist der Gedanke, den Göthe später gegen den Prometheus aufstellte, und das ist zugleich der Protest des deutschen Humanismus gegen den französischen Atheismus. Prometheus ist noch Atheist, er zerfrißt sich den Busen in seiner zornigen Götterfeindschaft, er übt das Amt schon vorher an sich selbst aus, das nachher dem Geier übertragen wurde. Er hat das Urunrecht, die Götter noch anzuerkennen. Der Atheismus ist grade, was die Volkssouveränität ist. Das Volk setzt sich den legitimen Göttern grade so feindselig entgegen, wie der Atheismus das menschliche Volk den königlichen Göttern, und indem so beide mit ihrem Gegensatze behaftet bleiben, erweist sich Atheismus wie Volkssouveränität als Mattherzigkeit und Ohnmacht. Das souveräne Volk verfällt wieder den souveränen Königen oder dem souveränen Gelde, wie der Atheismus dem Theismus. Erst der Faust ist der Mensch, der in den Kampf geht, sich selbst zu erringen. der in die Tiefe seines Wesens alle

Götter, Olymp und Himmel, hineinschlingt; der Faust ist der erste deutsche Humanist. Seine Beendigung ist nicht in der Handlung des zweiten Theiles zu suchen, welche nur ein allegorisch-symbolisches Spinnengewebe ist, sondern in den gnomischen Sprüchen über Naturwissenschaft, welche den meisten Lesern leider ohne Kommentar nicht verständlich sind, worin Göthe aber seine sämmtliche physikalisch-chemisch-osteologisch-geognostische Weisheit eingeschachtelt hat. Die Naturwissenschaft ist die Vollendung des humanistischen Faust nach der Seite der Theorie, der Erkenntniß hin. Nach der Seite der That der Bethätigung des menschlichen Wesens, das um die ganze göttliche Abstrakzion reicher geworden ist, wird der Faust vollendet in — Wilhelm Meister, und zwar hauptsächlich in den als trocken verschrieenen Wanderjahren.

Doch zum Prometheus zurück.

In diesem Gedichte drängt sich der Gedanke der ganzen Göthe'schen Jugend zusammen, alle Herrnhuterei wird bei Seite gestoßen, alle nazional-politische Begeisterung verabschiedet, alle Freundschaft zu den Verständigen und Gefühligen verläugnet, der Mensch beginnt sein Selbstschöpfungsamt mit dem Protest wider die Religion. Göthe steht hier auf dem höchsten Punkte der französischen Revoluzion, in jener scharfen Luft, die den beißenden Sauerstoff in die Lungen der Zeitgenossen einströmte. Der Mensch stellt

sich auf sich selbst. Er wirft die unklare, tradizionelle Pietät nach allen Richtungen ab, zuerst die Pietät wider die Aeltern:

„Was, Vater! Mutter!
Weißt du woher du kommst?
Ich stand, als ich zum ersten Mal bemerkte
Die Füße stehn,
Und reichte, da ich diese Hände reichen fühlte,
Und fand die achtend meiner Tritte,
Die du nennst Vater, Mutter.“

Nach den Aeltern kommen die Götter, die geistigen Erzeuger:

„Ich bin kein Gott,
Und bilde mir so viel ein als einer.
Unendlich? Allmächtig? —
Was könnt Ihr?
Könnt Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Faust?
Vermögt Ihr zu scheiden
Mich von mir selbst?
Vermögt Ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?“

Im System der Natur blieb die absolute Nothwendigkeit stehen, von der wir schon oben fürchteten,

sie möchte als Gott an die Stelle der abgesetzten Götter treten:

„Das Schicksal!
Anerkennst du seine Macht?
Ich auch! —
Geh', ich diene nicht Vasallen!"

Die Vasallen sind abgedankt; der oberste Lehnsherr bleibt, grade wie in der Enzyklopädie. Zu den abgedankten Vasallen stellt sich Prometheus in das Verhältniß der Feindschaft:

„Das, was ich habe, können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie beschützen.
Hier Mein und Dein,
Und so sind wir geschieden."

Wie vieles ist denn dein?
„Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber!

— Und welch' ein Recht
Ergeizen sich die stolzen
Bewohner des Olymps
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den obersten der Götter mehr!"

Und doch ist es grade der Fehler, daß Prometheus dem obersten der Götter noch einen Fußtritt gibt. Daher ist auch Jupiter guten Muthes und sagt über die Kinder des Prometheus, über das Geschlecht, das bestimmt war, sein nicht zu achten, wie der Vater:

„In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!“

Und Merkur, der Handelsgott, der Gott, der nach der Revoluzion den Glauben frisch lackirender Herren annimmt, findet das „so weis' als gütig“

In der von Prometheus geschaffenen Welt — hier weissagt Göthe die Welt der Bourgeoisie — streiten sich die Menschen sofort um Mein und Dein. Prometheus hatte also nicht ungestraft mit dem geprahlt, was Alles sein wäre, und sein atheistischer Wahlspruch: „Hier Mein und Dein. Und so sind wir geschieden,“ womit er das religiöse Wesen erledigt zu haben glaubte, wird auf der Stelle zum Wahlspruche der neuen bürgerlichen Welt.

„Zwei Männer:

Erster.

Du sollst kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen.
Sie sind mein!

Zweiter.

Woher?

Erster.

Ich habe gestern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg' herumgeklettert,
Mit sauerm Schweiß
Lebendig sie gefangen,
Diese Nacht bewacht,
Sie eingeschlossen hier.
Mit Stein und Aesten.

Zweiter.

Nun gib mir eins!
Ich habe gestern auch eine erlegt,
Am Feuer sie gezeitigt
Und gessen mit meinen Brüdern.
Brauchst heute nur eine:
Wir fangen morgen wieder.

Erster.

Bleib mir von meinen Ziegen!

Zweiter.

Doch!

(Erster will ihn abwehren, Zweiter gibt ihm einen Stoß, daß er umstürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erster.

Gewalt! Weh'! Weh'!" —

Der Diebstahl ist vorhanden. Das Verbrechen ist da. —

Prometheus tritt als öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren hinzu. Er spricht das Wesen der neuen bürgerlichen Welt, der atheistisch freien Welt aus:

„Ist seine Hand wider Jedermann,
Wird Jedermanns Hand sein wider ihn."

Weiter bringt es Prometheus nicht, und die ganze französische Revoluzion hat es ebenfalls nicht weiter gebracht. Das Stück ist aus, mehr konnte Göthe von der Prometheusfabel nicht gebrauchen. Er ließ sie liegen, schon keimte der humanistische Faust in ihm.

Und der Prometheus ist gedichtet im Jahre 1773!

Deutschland ist das Werk der menschlichen Befreiung überwiesen worden, er hat sich bei dem Kampfe der Franzosen um politische Rechte nicht betheiligt. Und Göthe hatte in noch weit höherem Sinne recht, als er es selbst wußte oder meinte, da er an seinem Lebensabend schrieb:

„Wenn ich aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern

geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse."

Göthe, der Befreier Deutschlands.

Göthe und die sozialen Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir kommen auf das Verhältniß Göthe's zum damaligen praktischen Leben, auf das Feld der Göthe'schen Sittlichkeit. Göthe hielt sich am Leben, an der Wirklichkeit; es war dies sowohl künstlerischer Zug an ihm, als menschlicher. Er wußte ganz genau, und hat es über sechszig Jahre lang bethätigt, daß nur die Wirklichkeit, das Naheliegende, das Erlebte im Dichter zünden soll, daß nur der Künstler fest und sicher steht, welcher im Boden seiner Zeit wurzelt, rage er auch nachher über die höchsten Kirchthürme hervor.

„Eh' er singt und eh' er aufhört,
Soll der Dichter leben."

Göthe besaß aber auch ferner jene keusche Anschmiegsamkeit, jenes kindliche Sichhingeben an die Gegenwart, an die Entwickelung der Zeit selbst, daß gewiß nichts

irgend Bedeutendes sich ereignete oder vorbereitete, ohne daß die Geburtswehen durch seine Seele gezogen wären. Er war die Memnonssäule, die vom Sonnenschein, wie vom Sturm, zuerst berührt, zitterte und erklang, so daß Tausende ihm nachzitterten und nachklangen. Wie sollte er das soziale Wehe nicht empfunden haben, das von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an erst in leisen Stimmen, dann immer stärker anschwellend, zuletzt mit Sturmesgebrülle durch die alte europäische Welt ertönte, jenes Gewitter in der sittlichen Atmosphäre, das an den Rechten des dritten Standes nur seinen Blitzableiter fand, und das sich jetzt abermals über unseren Häuptern sammelt? Den Kampf mit der Religion hat Göthe bis zum Prometheus und Faust durchgekämpft; sehen wir zu, wie er den Kampf mit den sozialen Verhältnissen aufnahm, die er selbst in so nahe Verbindung mit jener gebracht hat.

„Abenteuer? schreibt er in Werther's Namen aus der Schweiz, warum brauche ich das alberne Wort, es ist nichts Abenteuerliches in einem sanften Zuge, der Menschen zu Menschen hinzieht. Unser bürgerliches Leben, unsere falschen Verhältnisse, das sind die Abenteuer, das sind die Ungeheuer, und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!“

Das Mißbehagen an den gesellschaftlichen Zuständen, der oft geheime, oft offenbare Drang, etwas —

man weiß nicht recht was? — zu ändern; die ganze Wucht von Herkommen, Gewohnheit, Sitte, ja in der höchsten Verzweiflung das Leben selbst abzuschütteln; jener Humanitätsdrang, von oben herab die sogenannten niederen Klassen zu heben, Alle als Brüder zu umfassen; die Philosophie der Freiheit, die von Frankreich aus den Weg nach Deutschland fand, und zugleich wieder die Philosophie der Verzweiflung, welche England nach Deutschland absetzte; das unsägliche, schwer zu umschreibende Gefühl, das Dasein für ein Unglück statt für eine süße Gewohnheit zu nehmen. Alles das hat Göthe'n gemartert, gepeinigt, zum Kampfe herausgefordert, Alles das ist ritterlich von ihm durchgerungen worden. Wenn jene verzweiflungsvolle Qual des Lebens, jener kranke Reiz, die Dinge auf den Kopf zu stellen, damit sie wenigstens einmal ein anderes, zerstreuendes Ansehen gewännen, sich zuletzt das Bette der französischen Revoluzion gruben und sich darin eindämmen ließen, so hat Göthe diesen Vertrag seinerseits nicht gut geheißen, sondern er hat, auf der ersten Fährte weiter schreitend, die eigentliche Frage fort und fort zu lösen gesucht und ist so, weit entfernt hinter der Zeit zurückgeblieben zu sein, ihr vielmehr um ein Jahrhundert vorausgeeilt. Hier steht das Ideal, dort hinten die Wirklichkeit. Die Geschichte steht auf 1789; Göthe auf 1889!

In Frankfurt machte das einfache Begräbniß eines Herrn von Ochsenstein, der verordnet hatte, von

Handwerkern hinausgetragen zu werden, allgemeines Aufsehen, und Göthe nennt das „eines der früheren Symptome jener Gesinnung von Demuth und Gleichstellung, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von oben herein auf so manche Weise gezeigt haben und in so unerwartete Wirkungen ausgeschlagen sind.“

Niemand war aufmerksamer und scharfspüriger in solchen Dingen als grade Göthe. Wurde ihm doch sogar an Karl Fr. Moser's Werken offenbar, sie deuteten sämmtlich „auf eine Ungeduld in einem Zustande, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen, und den man doch nicht los werden“ könne.

Schon im älterlichen Hause geht dem Knaben die Wahrheit auf, die er später als Mann in tiefsinnigster Weise ausführen sollte, daß die menschliche absolute Gleichheit sehr wohl mit dem Unterschiede bestehen könne. Göthe abstrahirte freilich in seiner kindlichen Harmlosigkeit von den bestehenden Privilegien und vom Monopole des Besitzes. Aber mit diesem Vorbehalte, den wir heute nothwendig machen müssen, lese man einmal folgende Stelle in „Dichtung und Wahrheit,“ folgende Reflexionen, die der Knabe Göthe anstellte, als er im Auftrage seines Vaters in der Stadt wohnende Handwerker besuchte, um sie an die Ausführung der ihnen gegebenen Aufträge zu erinnern: „Ich näherte mich dadurch dieser thätigen, das Untere und Obere verbindenden Klasse.

Denn wenn an der einen Seite diejenigen stehen, die sich mit den einfachen und rohen Erzeugnissen beschäftigen, an der anderen solche, die schon etwas Verarbeitetes genießen wollen, so vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene beiden etwas von einander empfangen, und jeder nach seiner Art seiner Wünsche theilhaft werden kann. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit, und so entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, so doch aller menschlichen Zustände, indem wir das nackte Dasein als die Hauptbedingung, das Uebrige alles aber als gleichgültig und zufällig erschien."

Man nehme das Geburtsprivilegium und das Monopol des Privateigenthums aus der Welt, und das nackte Dasein ist in den von Göthe bezeichneten Werth eingesetzt, alles Uebrige aber ist gleichgültig und zufällig geworden.

Dieser Keim zielt auf den materiellen Theil der heutigen Frage; wie tief sittlich aber diese scheinbar materielle Beziehung sei, davon gibt später der malkontente Magister in den „Aufgeregten" Zeugniß, wo er von dem privilegirten Adel sagt: „Diese Menschen, die sich über Alles wegsetzen, ihres Gleichen behandeln wie das Vieh, ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne

Furcht frech in den Tag hineinleben, so lange sie mit Menschen zu thun haben, die sie nicht schätzen; so lange sie von einem Gott sprechen, den sie nicht erkennen: dieses übermüthige Geschlecht kann sich doch von einem geheimen Schauer nicht losmachen, der alle lebendige Kräfte der Natur durchschwebt, kann die Verbindung sich nicht läugnen, in der Worte und Wirkung, That und Folge ewig mit einander bleiben."

Dem sittlichen Kanon, wie ihn die Gewohnheit lehrte und lehrt, wie ihn die am Eifrigsten predigen, die ihn am Wenigsten zu halten gesonnen sind, stellt Göthe in „Götter, Helden und Wieland" den derbantiken aus dem Munde des Herkules entgegen: „Euer Herkules Grandison, eines Schulmeisters Herkules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, siehst du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt." Man kann die Aufhebung einer abstrakten Moral, das ewige Fordern und Schulmeistern, das unsere Natur in Fesseln zu schlagen die Anmaßung hat, kaum plastischer ausdrücken, als durch den Herkules, der unter einen Arm die Tugend, unter den anderen das Laster nimmt.

So infizirt von den sittlich-revoluzionären Grundsätzen der Zeit, im innersten Wesen den negativen Prinzipien tief verbündet, leidend wie kaum Einer, und doch genesungsdurstig wie wieder nicht Einer, trieb Göthe das ihn Quälende und Peinigende in

seine ersten Kunstwerke hinaus. Was der Mensch gelitten, das wurde dem Künstler zum Objekte, zum kalten Stoffe. Wo er am Aergsten geduldet hatte, da dichtete er am Klarsten und Ruhigsten. Das Leiden, das er eben am eigenen Leben erfahren hatte, wurde verurtheilt als das Produkt eines mangelhaften Bewußtseins. Göthe läugnete das Leiden nicht, aber er wies auf den Fortschritt des Bewußtseins hin. Was er selbst vom Werther sagt, gilt von allen seinen sozialen Jugenddichtungen: „Er erregte nicht eine Krankheit, sondern deckte das vorhandene Uebel auf.“

Göthe's Erstlinge waren rein sozialer Natur, so wie sein großer Letztling. Wo andere Dichter wild in's Gelag hinein erfanden, wo die Weltgeschichte darauf angesehen wurde, ob sie wohl einen Stoff enthalte, der großartig genug für die aus dem Ei kriechenden Genie's sei, da hielt sich Göthe an das Allernächste, Kleinste, Häuslichste, an die Neckerei, womit er sein Leipziger Liebchen gequält und sie endlich lieblos gemacht hatte, er brachte die „Laune des Verliebten“ in Verse. Auch die „Mitschuldigen“ hatte er selbst, und zwar sehr früh erlebt. „Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles

beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Jedermann beträgt sich daselbst anständig genug, aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Aeußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerote, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen, entweder in's Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe — der Egoist — öfters die Hand geboten."

Die „Mitschuldigen" sind die Darstellung eines sehr gewöhnlichen Konfliktes, eines Widerstreites von Moral und Bedürfniß, von roher Pflicht und oberflächlicher Neigung. Hier ist nichts tief und komplizirt, nichts eigentlich sittlich, sondern nur bürgerlich-moralisch; aber Leben und Wirklichkeit sind respektirt, und Göthe wußte selbst sehr genau, wie das Stück von etwas „Bänglichem" begleitet sei, so daß es „im Ganzen ängstige, wenn es im Einzelnen ergötze." Es war ihm so sehr Ernst um die Wirklichkeit und

Greiflichkeit jenes Konfliktes, daß er Minerva ihr Haupt darüber schütteln ließ und nachher selbst sagte, die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzten das ästhetische und moralische Gefühl, und nur die Nachahmungen desselben, — Göthe hat den ganzen Iffland und Kotzebue mit allem bürgerlichen Thränenjammer hervorgerufen — welche sich fern von jenen Klippen gehalten, seien mit Beifall aufgenommen worden. Man muß sich indessen durch die Göthe'sche Selbstverurtheilung nicht abhalten lassen, den sozialen Gesichtspunkt der „Mitschuldigen" durchzufühlen. „Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf." Und so wollen wir denn auch jene Stelle im Gedächtnisse behalten, welche noch immer als Entschuldigung und vielleicht bald als praktische Devise benutzt wird, die Stelle, wo Söller den Sinn des ganzen Stückes erklärt, indem er zu Alcest spricht:

„Ja, ja, ich bin wohl schlecht;
Allein ihr großen Herrn, ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unserm Gut nur nach Belieben schalten!
Ihr haltet kein Gesetz, und andre sollen's halten?

Das ist sehr einerlei, Gelüst nach Fleisch, nach Gold,
Seid erst nicht hängens werth, wenn ihr uns hängen wollt."

Das soziale Leiden sollte aber durch Göthe's Meisterhand einen unendlich wichtigeren Ausdruck erhalten, wie es denn auch unendlich tiefer und furchtbarer war. Das Verhältniß der Religion zu dem bürgerlichen Verbande, wie er den Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis benannte, wurde klar in: „Werthers Leiden."

Youngs Nachtgedanken, die ganze schwermüthig reflektirende englische Literatur, den Geist von Hamlets Vater an der Spitze, den Monolog von Sein oder Nichtsein in der Mitte, die Verzweiflung und die Frage nach dem Rechte des Selbstmordes am Ende: Alles das stürmte auf die deutschen Gemüther ein, die von jeher die größte Virtuosität in der Anempfindung besaßen. Addisons Cato hatte sich ein Jahrhundert früher auf der englischen Bühne erdolcht, jetzt deduzirten die französischen Materialisten, der Selbstmord sei eine Tugend, wenn es der Mensch im Leben nicht mehr aushalten könnte, er sei ein Akt der römischen Virtus. „Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Lokal abgehe, so hatte uns Ossian bis an's letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Haide, unter

vorstarrenden, bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns, und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst diese kaledonische Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glauben.“ Ossian verdrängte in Werther's Herzen den Homer.

„In einem solchen Element, bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eignem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin.“

Auch heute opponiren wir wieder gegen das „schleppende, geistlose, bürgerliche Leben;“ aber wir halten ihm nicht mehr die Ausflucht zum Selbstmorde oder die Gestaltung dieser Ausflucht zu einem Romane entgegen. Einer von beiden muß jetzt weichen, das bürgerliche Leben oder wir.

Göthe opponirte mit dem Werther, er war ästhetischer Idealist im Jahrhundert der abstrakten geistigen

Bildung. „Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignazion ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt!"

Hier ist nicht mehr von der physischen Noth die Rede; Göthe sagt ausdrücklich über den Werther, er schildere den Ueberdruß, mit welchem die Menschen, ohne von der Noth gedrungen zu sein, das Leben empfänden. Auch das ist nicht das Tragische im Werther, daß er ein Weib findet, das er lieben muß, obgleich sie schon die Verlobte eines Andern ist und diesen Andern auch wirklich heirathet. Diese Tragödie wäre niemals zu heben, denn Weiber, wie Lotte, werden sich in ihrem klugverständigen Bewußtsein oder Instinkt immer an den praktisch tüchtigen Albert halten, und nicht den schwärmerisch unstäten Werthern sich in die Arme stürzen, die sich damit nicht einmal glücklich machen könnten. Die Liebe Werther's zu Lotten ist ein bloßer Hebel, ein Vehikel der Tragödie des radikalen Gefühlspantheismus, der nicht

zu festem Stande in dem ewigen Flusse kommen kann, den die Welle beliebig hebt und eben so beliebig verschlingt; es ist die Tragödie des Menschen, dem der Wirbelknochen fehlt, der noch nicht Subjekt geworden ist. Das kann alle Tage in der besten Gesellschaft passiren, daß ein Männlein sich in ein Weiblein vergafft, von diesem verschmäht wird, und dann eine Weile bedauerlich das Köpfchen hangen läßt, — die wahre Tragödie der Wahlverwandtschaften hat Göthe ganz anderswo gedichtet. Sondern das meinte Göthe, wie das unglückselige pantheistische Bewußtsein nicht mit der Welt aufs Reine kommen kann, sich in den miserablen, bürgerlichen Verhältnissen wie in den wildverwachsenen Wurzeln eines alten Waldes verfängt, und nun stolpert, stürzt — dem Tode in den Rachen. Und was Göthe nannte, sich von dem quälenden Eindrucke befreien, das vorhandene Uebel aufdecken, das war nichts, als die That seiner Objektivität, vermöge der er über seinen eignen Pantheismus Herr wurde, sich heiter darüber setzte, ein Buch schrieb, wo Jener die Pistole lud. Der Werther ward in Göthe's Hand zum luftreinigenden Gewitter; die Donner rollten lange und bedenklich nach; aber was jugendlichen Wachsthum in der Seele spürte, das richtete sich auf in die gereinigte Luft und kräftigte sich zu frischerem Dasein. Der Roman, der einige Narren zur Nachahmung des Werther'schen Beispieles bewogen haben soll, ist

eine der größten Thaten des idealistischen Bewußtseins in Deutschland. Er stellt den ganzen verrotteten Zustand der Gesellschaft mit künstlerischer Meisterschaft dar, und zwar als Folge, als nothwendigen Zeitgenossen einer innerlichen Unfertigkeit.

Der Werther faßte die sozialen Mißstände gleich in ihrer tiefsten Wurzel, er faßte sie bei dem religiös-philosophischen Fundament, bei der unklaren, nebulosen Erkenntniß, welche ihnen einzig ihr Bestehen sichert. Reine, durchlüftete Begriffe von wahrem Menschenthum, klares Denken in dem Bewußtsein, das sich selbst gefunden hat, Einsicht in das einzig richtige Verhältniß des Menschen zur Welt: das wäre auch der Tod jener Misère, jener wurmstichigen, durchgefaulten Zustände, die man das bürgerliche Leben genannt hat. Diesen innigen Zusammenhang von Theorie und Praxis, diese Verbindung geistiger und bürgerlicher Leiden, diese Schwindsüchtigkeit des Innern wie des Aeußern, des Kopfes wie des Lebens, diese Unhaltbarkeit, dieses Sich-selbst-auflösen, dieser Ersterbungsprozeß der Welt, wenn ihr alles Schöpferische abhanden gekommen ist, dieses indische Schwärmen und Versinken in dem süßgiftigen Meere der bloßen Gefühle, diese Ohnmacht, diese Muthlosigkeit, die Hand an die Axt und die Axt an den Baum zu legen, diese raffinirte Thatlosigkeit, diese ewige Beschäftigung mit dem Nichts, dieser todesreife Krampf, der uns auf der letzten Seite nicht

mehr erschrecken kann, weil wir auf der ersten bereits Leichenduft gewittert hatten, diese Welt, der nur ein Bastillensturm oder eine neue Philosophie helfen kann: das ist der Werther, und er ist das Alles so vollständig und vollkommen, der menschliche Inhalt hat hier eine so adäquate Form gefunden, daß in keiner Literatur der Welt etwas genannt werden kann, was ihm nur im Entferntesten an die Seite gesetzt zu werden verdiente.

Der Bastillensturm kam diesmal für die Pariser; die neue Philosophie durch Kant; daß sie möglich war, hatte der Verfasser des Werther bewiesen.

Um die Gestalt Göthe's gruppiren sich in den siebziger Jahren die sogenannten Stürmer und Dränger, von demselben Geiste erzeugt wie Er, Kinder derselben Zeitstimmung. In Göthe aber kulminirt erst der Sturm und Drang, bei ihm hörte er auf, blos pathologisch zu sein. Göthe absolvirte mit dem Werther das soziale Leiden seiner Zeit, er wies auf eine höhere, geistige Entwickelung hin. Die Stürmer und Dränger waren zwar sämmtlich soziale Poeten und Poetaster; aber es lief viel Unfug und Unschönes mit unter, nicht Alle waren eben Göthe, d. h. Kranke und Arzt zugleich; sie waren meist Pazienten und weiter nichts. Um so stärker zeugen sie dagegen von der Krankheit und von ihrer akuten Heftigkeit. Wie starben sie physisch und literarisch früh dahin! Wie wurden sie wahnsinnig in ihrem Gehirn und in

ihren Schriften! Ein schmerzhaft ehrenvolles Andenken euch Duldern jener Zeit und für jene Zeit, von denen uns nur noch die Namen Klinger, Lenz, Leisewitz, Müller und wenige Andere eigentlich bekannt sind. Wie tief und grimmig Euer Wehe gewesen, das ist den Meisten nur noch klar zu machen durch Hinweisung auf Jean Paul, der eigentlich die aus den Stürmern und Drängern zusammengeschossene Perle ist, und Perlen bedeuten Thränen, Jean Paul weint immer, und grade da am Bitterlichsten, wo er aus vollem Halse zu lachen scheint.

Auch heute leiden wir wieder, und es leiden ihrer mehre als damals, und die Klagen werden überall laut, in Vers, Prosa und im Selbstmord. Ein erschütterndes Klagelied tönt zum anderen Male durch die europäische Gesellschaft. Aber wir haben uns aus dem Göthe'schen Werther gemerkt, daß dieses Leidens Ursprung die Unklarheit über unser Verhältniß zur Welt ist, daß das Auge nur frei und heiter die Natur zu erfassen braucht, so bleiben wir oben, und nieder mit unseren Feinden!

Die Reform unseres Bewußtseins hat gedauert von Göthe bis auf diesen Tag; ob sie vollendet ist, das muß die That zeigen.

Göthe in Weimar.

Haman hat gesagt: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That und Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen, alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Göthe nannte das eine „herrliche Maxime,“ schwer freilich zu befolgen, aber geltend für Leben und Kunst. Haman verlangte von Menschen menschliche Einheit und Totalität, etwas Volles und Ganzes. Es lautet freilich, als ob man das sich von selbst Verstehende predigte, so schwer hält es, daß die Menschen eine einfache Wahrheit begreifen und — ausführen. Der Mensch ist ein einheitliches Wesen, und nur als solches soll er sich bethätigen. Und in unseren Zeiten der Unordnung, wo der Mensch sich selbst Alles schuldig werden muß, heißt es zunächst, sich jener Totalität unserer Kräfte theoretisch versichern. Wem aber wäre diese herrliche Maxime mehr aus der Seele geschrieben gewesen, wer hätte mehr seine ganze und volle Bestimmung darin erkennen

können, wer hätte strenger und rücksichtsloser den Reinigungs- und Besserungsprozeß mit sich vornehmen mögen, als grade Göthe! Dieser Mensch war so sehr Egoist, daß er den Inhalt von zwei, drei Unsterblichkeiten in die Lüfte verstreute, um wieder frei und ohne bindende Antezedenzien zu sein; er hatte sein Ich so lieb, daß es ihm selbst nach dem Götz und dem Werther keinen Schuß Pulver werth zu sein schien; er war so verliebt in seine gigantischen Leistungen, daß er sie kalt und ernst verdammte; er hielt sich für so vollkommen, daß er sich, wie er stand und ging, der Antike und der Natur verläugnungsvoll in den Schooß warf, und mit einer Resignazion, die kaum je ein Mucker dem göttlichen Heils- und Gnadenwerke gegenüber bewiesen hat, den inneren Neubau in sich vollbrachte. Auch muß man sie Alle in Verdacht haben, Alle, sowie sie und so viel ihrer vom Göthe'schen Egoismus faseln, daß es ihnen niemals bange geworden ist in ihrer Armseligkeit, daß sie niemals den unendlichen Schmerz empfunden haben, wenn der Mensch sich auf dem Punkte seiner Negativität oder gar seiner Nichtigkeit ertappt, wenn er alle Kleider seiner Selbstgenügsamkeit von sich werfen muß, um sich dem Wellenschlage der Natur oder der wahren Wissenschaft nur erst preisgeben zu können. Und Göthe war doch am Ende seiner Jugendperiode wahrlich nicht nichtig zu nennen; er hatte der Zeit und ihrer Negativität gedient, aber er hatte

Staatliche Bibliothek Bamberg

diese selbe Negativität stets wieder negativ behandelt, mit Reserve, mit instinktmäßiger Ueberlegenheit, immer ihrer wieder mächtig, nie von ihr in's Blinde hinein fortgerissen. Göthe war indessen nicht zufrieden mit dem Positiven, das er durch Abstoßung des Negativen besaß, er wollte mehr sein, als nicht befangen, er wollte die wirkliche selbstständige Fülle des Menschenthums in sich zur Anschauung und nach Außen zur Darstellung bringen, er wollte die ruhige, wahre und vollendete Schönheitsform erobern, die immer nur gedenkbar ist, wenn man zugleich der Wesenheit der Dinge arbeitsam in's Herz dringt. Er mußte mit seiner Vergangenheit brechen.

Aber sich zum Fürstendiener herzugeben, aber seinem Götz'schen Freiheitspathos so untreu zu werden! — Wo gab es denn damals eine andere Stellung, eine mehr populäre Art der öffentlichen Thätigkeit, wo war das Tribunal und die Opposizion, als Göthe im Jahre 1775 Legazionsrath mit Sitz und Stimme wurde? Aber Ihr meint, Göthe habe sich für sein ganzes Leben eine falsche Stellung dem Volke gegenüber gegeben, er sei ein Aristokrat geworden und geblieben. O, über die heuchlerischen Täppse! Wem dient denn Ihr, wie bewährt Ihr Euer Freiheitspathos? Die Fürsten haßt Ihr, die fürstliche Gewalt wollt Ihr zu einem Schattenspiele herabsetzen, das lebendige Gesetz schildert Ihr als eine Ausgeburt der untersten Hölle; und Euer angebeteter Fürst ist das

Staatliche Bibliothek Bamberg

schnöde Metall, Euer Gesetz ist todt und starr, durch den Wahnsinn einer Abstimmung hervorgebracht, unerbittlich wie eine Guillotine, und es selbst auszuüben, es wie ein neues chirurgisches Instrument recht bald **coram publico** anzuwenden, drängt Ihr Euch wie besessen herbei. Wir, das Volk, wollen richten und verdammen; gerichtet und verdammt werden soll doch also vor wie nach. Ihr erinnert mich mit Euerem Geschrei von der Garantie des Verbrechers an jenen Hallunken, der sich beschwerte, in einem Dorfe ausgepeitscht worden zu sein, und der gelobte, den nächsten Taschendiebstahl ganz gewiß in einer Stadt zu praktiziren, da habe man doch mehr Ehre davon. Grade so wie Jener mit Ehre gepeitscht, so sollen Eure Verbrecher mit Garantie geköpft werden. Gepeitscht und geköpft, immerhin. Wenn ein Einzelner, ein Fürst durch seine Gerichte, auf seiner Domäne, einen leidenschaftlichen armen Teufel hinrichten läßt, seht, so ist das noch menschlich: das ist Nothwehr, statuirtes Exempel, er übt Polizei aus, hier findet ein direktes Verhältniß von Person zu Person statt. Wenn aber in Euerer Abstrakzion von bürgerlicher Gesellschaft ein dafür Bezahlter, ein sogenanntes öffentliches Ministerium, ein harmloser Substitut des Generalprokurators auftritt und sich wie ein Löwe der Gerechtigkeit gebärdet, den Zorn der Geschwornen auf ein Individuum herabfordert, das in der Welt Gottes nicht begreifen kann, was er diesem jungen

schwarzen Menschen nur gethan habe: so ist das ein Raffinement, eine so peinigende Grausamkeit, daß jedem ordentlichen Menschen von Rechtswegen die Haare zu Berge stehen müssen. Ein öffentlicher Ankläger, ein Mensch, der Alle anklagt, Alle, aus den Instrukzionsakten, weil er dafür bezahlt wird, der das Verbrechen täglich mit sittlicher Wuth angreifen muß, er mag dessen menschlichen Ursprung noch so deutlich vor Augen haben, er mag Schritt vor Schritt sich gestehen müssen, daß er um kein Titelchen anders in dem nämlichen Falle gehandelt haben würde: — wenn der Welt keine andere Alternative übrig bliebe, als worauf Ihr besteht, man sollte an den Hof des russischen Kaisers gehen, um wie viel mehr an den Hof Karl August's von Sachsen-Weimar!

Der alte Fritz hat über den 14jährigen Prinzen, seinen Neffen, gesagt, er habe noch niemals einen jungen Fürsten gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige, und der alte Fritz ging bekanntlich damals noch nicht ohne Kopf herum. Man lese nur Eine der zahlreichen Aeußerungen dieses liebenswürdigen, gebildeten Karl August, wie er von der Kenntniß der Natur spricht, wie er den reinsten, menschlichen Eindrücken gegenüber das Geschick preist, daß es ihm Göthe'n zum Freunde gegeben. Man lese nur, wie er 1775, als Göthe in seine Dienste trat, und als das Murren der Uebergangenen und die Kabale über die schnelle Beförderung des Günstlings laut wurden,

folgende Erklärung zu den Akten gab: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Doktor Göthe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Ich werde nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anziennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben.“

Das Leben und Treiben in dem damaligen Weimar kann und soll hier nicht beschrieben werden; viele der Mitlebenden haben in Briefen und Schilderungen zu erkennen gegeben, wie dieses deutsche Athen nicht nur der Sitz der Musen, sondern auch der Hain der Nymphen, Pans, das Asyl Amor's und Bacchus', der freundliche Tummelplatz aller Göttinnen der Freude, ja der Ausgelassenheit gewesen ist. Der fünfundzwanzigjährige Göthe trat mit der ganzen Fülle der Lebenslust, ja des Lebensübermuthes in diesen Kreis. Er wurde der Reigenführer jener gesellschaftlichen Symposien, und blieb wahrscheinlich nicht zurück, wenn das Symposium auch einmal gegen Ende in die Saturnalie umschlug. Er war beliebt, verehrt, angebetet, seines Fürsten Freund, Rivalitäten konnten nicht neben ihm bestehen; seine Muse wurde hier eine Weile lang nicht blos die Begleiterin des Lebens überhaupt, sondern die bloße Begleiterin des Weimar'schen Lebens, der „guten Gesellschaft.“ Aber schon

der Rezensent Göthe's im französischen Globe von 1826 erkennt an, daß diese Epoche, wo der Dichter, in die Welt, in's Geschäft eintretend, eine Zeit lang von aller Produkzion abgehalten worden, ein gewisser mittlerer Uebergangszustand gewesen sei, wo er im geselligen Umgange die düstere Rauhheit seiner Jugend verloren und sich unbewußt zu einer zweiten Darstellungsweise vorbereitet habe.

Während aber Alle, selbst der Herzog, das Vergnügen um des Vergnügens willen immer noch fortzusetzen schienen, während sie den Anschein gewannen, als werde das zum Selbstzweck für sie, was für Göthe nur eine vorübergehende Abklärung sein konnte, seufzte Er wieder zuerst auf, und klagte brieflich über des Herzogs Jagd- und Hetzlust, er seufzte, da oben werde in Einem Tage mehr vergeudet, als da unten herbeigeschafft werden könne. Riemer erzählt, Göthe habe vom 14. Februar bis zum 28. März 1779 am Tage die Straßen des Herzogthums besichtigt, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienste auserlesen, Abends und Nachts in den kleinen Ortschaften rastend an seiner Iphigenie gearbeitet! Im Jahre 1782 schreibt Göthe an Knebel: „Ich steige durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behägliches Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich

hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter; und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann."

Die Naturwissenschaft selbst, die Göthe als die Vollendung des theoretischen Menschen betrachtete, war er weit entfernt als ein unveräußerliches Privilegium der abstrakt Gebildeten einzustreichen; sondern er suchte ihre förderlichen Resultate immer sofort auf Industrie und Gewerbe anzuwenden, die Elemente mit ihrer Hülfe zu bändigen, und in den Tiefen der Erde Arbeit zu geben und zu erleichtern. Die Originalien zu jener Poesie der Gewerbe, wie sie im Wilhelm Meister gegeben wird, sind in Göthe's amtlicher Thätigkeit zu suchen, in jenem unmittelbaren Eingreifen in die Industrie und den Feldbau, wo denn freilich die Theorie vom patriarchalischen und Liebesstaate auf das pochen konnte, was sie wirklich thue und leiste. Wäre Göthe verantwortlicher Minister in einem großen Staate gewesen, vielleicht hätten ihn die ehrenwerthen Herren Deputirten der Majestätsbeleidigung wider das souveräne Volk geziehen, daß er den Proletariern aufhelfe und Bedürfnisse in ihnen entzünde, „die doch einmal nicht befriedigt werden könnten;" vielleicht hätten sie ihm die Steuern verweigert, weil er sie an philanthropische Träumereien vergeude;

ganz gewiß aber hätten sie die frömmsten Petizionen bevorwortet wider den gottlosen Professor Fichte in Jena, den Göthe, was ihn anlangte, immer geduldet haben würde, wäre Fichte in seinem philosophischen Trotze nicht sein eigner Feind geworden. Noch einmal, die politischen Kategorieen von heute auf das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland anwenden, das kann nur der Unverstand. Und dieselben politischen Kategorieen von heute müssen sich verkriechen vor der humanen Philanthropie, die unter Göthe in dem kleinen Weimar'schen Ländchen ausgeübt wurde. Göthe, der Minister, hat Elementar- und Bürgerschulen gestiftet, wo sie fehlten, er hat Hospitäler erbaut, gute Landstraßen angelegt, er hat zwanzig Gesellschaften gegründet zur Beförderung des Ackerbaues, der Wohlthätigkeit, der Armenverbesserung und der Herstellung der Verbrecher.

Was hat die politische Revoluzion in diesem Betracht Größeres geleistet, und reduzirt sich nicht ihre sämmtliche Weisheit auf das Vorschlagen derselben Palliative, die der „aristokratische" Minister Göthe wenigstens in Wirklichkeit setzte? So lange die Herrn Liberalen in irgend einem der Länder, wo sie herrschen, nicht beweisen, daß sie in der That besser sind, als ihre Feinde, so lange müssen wir an der Möglichkeit verzweifeln, daß sie eines wirklich menschlichen Zweckes fähig sind.

Wißt Ihr keine radikalen Hülfsmittel wider die Noth und das Elend der Menschen, oder habt Ihr kein Herz zur Anwendung dieser Mittel, so laßt die absolute Fürstengewalt stehen! —

Die künstlerischen Leistungen Göthe's in dieser Periode reduziren sich auf Stella und Clavigo. Was angefangen und später erst vollendet wurde, geht uns hier noch nichts an; was in kleinerer Form, als Lied und Gedicht, am rechten Tage und zur guten Stunde entstand, können auch wir nur vorübergehend erwähnen; von den Festspielen, Maskenzügen, Operntexten schweigen wir, die Ilm, an der sie entstanden sind, mag sie mit fortspülen; nur erinnern können sie uns beim Durchblättern an die besten Tage unseres Daseins, wo man, ohne Dichter zu sein, durch einen gefundenen Reim, durch einen heiter gegründeten Gedanken, den Besten seiner Umgebung genug that, und vielleicht glücklicher war, als jemals vor- oder nachher. Stella ist mir die Tage meines Lebens ein unausstehliches Stück gewesen; dieser empfindungskranke Ton, dieses Outriren des Ausdrucks, diese höchst lumpigen Zustände, um die man sich Stunden lang bekümmern soll, und dabei ohne den Hintergrund, den der subjektive Schiller den Herzenskämpfen in „Kabale und Liebe" zu geben wußte: Alles das

verleidete mir von jeher dies Trauerspiel. Ich finde die ganze Ausführung roh, wie sie Schiller nur in seiner Jugend zu geben im Stande war. Diese Menschen sprechen so viel und oft so ungeschlachtes Zeug, daß man glauben sollte, sie hätten sich den Gedanken an den Selbstmord längst ausgeredet. Es trifft hier wieder und in noch höherem Grade das ein, was Göthe selbst über die „Mitschuldigen“ sagt: Die hart ausgesprochenen Handlungen (und die widergesetzliche Form) verletzen das moralische (und das ästhetische) Gefühl; und wenn jenes Lustspiel ängstigte, anstatt zu erheitern, so ängstigt die Stelle wieder nur, anstatt daß sie großartig erschrecken sollte. Dennoch aber müssen wir Göthe'n die Anerkennung widerfahren lassen, daß er einen sozialen Stoff auf die Bretter brachte, an welchem den Konflikt auch nur aufzuzeigen, es Muth und Rücksichtslosigkeit erforderte. Ein Mann hat zwei Weiber; die eine hat er früher verlassen, die andere später; aber die zweite liebt er noch. Er kehrt zu der Geliebten zurück, findet dort die erste Verlassene, das Pflichtgefühl erwacht in ihm, und in dem Kampfe zwischen Pflicht und Neigung jagt er sich eine Kugel durch den Kopf. Daß es derartige Dinge in der Welt gibt, das anzuerkennen, ist den Philistern schon ein Schauder. Sie nun aber gar auf die Bretter zu bringen, diese Personen reden zu lassen, so daß Jeder sieht und hört, wie das Alles möglich wurde, wie diese Menschen, ihrer Natur gemäß, zu

dem Schrecklichen gelangten: das ist eine offenbare Blasphemie wider die guten Sitten. Ach, die guten Sitten! Sie bestehen darin, daß Alles grade das Gegentheil von dem sein soll, was es sein kann, und daß man Mord und Zeter schreit, wenn Alles ist, wie es sein muß.

Der Clavigo ist gewiß ein gutes Theaterstück, und voller Wirkung; aber doch im Ganzen unbedeutend. Göthe hat ihn in ein paar Nächten zusammengeschrieben. Es behandelt den Konflikt zwischen Karriere und Herz, zwischen Welt und Liebe, zwischen Ehrsucht und zarter Pflicht, zwischen dem Salon und der Idylle. Der Clavigo nähert sich wieder dem praktischen Wesen der „Mitschuldigen," die Schuld ist in die Dinge gelegt, nicht in die Menschen. Im Clavigo sind es wirklich die künstlichen Weltformen, die den fühlenden Menschen kalt, und den kalten, wie Karlos, raffinirt machen. Man muß etwas älter geworden sein, um der Weltanschauung des Karlos unter gegebenen Verhältnissen ihr Recht zuzuerkennen. Das larmoyante Wesen der Marie, so wie die moralische Rhadamanthenrolle des Bruders Beaumarchais geben dem kaltberechnenden, aber energischen Manne alsdann ein Relief, während man ihn mit vierzehn Jahren ohne Weiteres stranguliren möchte.

Nie und nirgends aber bei Göthe fallen die Menschen, weil sie sich etwas Uebernatürliches, etwas Idealistisches vorgesetzt hätten, weil sie aus dem Kreise

herausgetreten wären, den sie nie hätten verlassen sollen. Marquis Posa's und Jungfrauen von Orleans gibt es hier nicht, sondern Menschen, wie sie der Tag bieten würde, wäre das lebendige Individuum immer etwas ästhetisch Ganzes, und wäre das Individuum der Kunst nicht stets aus einer ganzen Gattung von lebendigen Wesen abstrahirt. Wir haben bei Göthe nie zu deuteln über Möglichkeit und Denkbarkeit seiner Karaktere, sondern wir können uns sofort vertiefen in eine Entwicklung, deren Anfang und Ende uns vertraut ist, deren Mitte uns aber an des Künstlers Hand klar und licht wird, uns die wohlthätigsten Blicke in unser eigenes Innere thun läßt, und uns wo nicht bessert — das kann nicht einmal der Dichter — so doch aufhellt und beruhigt. Was den Schreiber dieser Blätter von Kindesbeinen auf so an die Göthe'schen Dichtungen fesselte, war grade diese Dialektik der Entwicklung, des Werdens in Karakter und That, das Andenken jener psychologischen Geheimnisse, vor denen kein guter Mensch erschrickt, das nur Zeloten bedenklich macht, und nur die schamlosesten Heuchler in Wuth versetzt. Sein verstorbener Großvater war so eine Art von Zelot in Betreff Göthe's, und wenn er den fünfzehnjährigen Knaben über dem „Meister" brüten sah, so schüttelte er das graue Haupt und predigte ihm, der Göthe sei ein „schlimmer Fuchs," da gebe es nichts Gutes und nichts Böses mehr. Ich kannte damals den erhabenen

Grundsatz des Spinoza noch nicht, nach welchem man die Menschen weder verdammen noch auslachen, sondern begreifen soll; aber es ist mir später sehr klar geworden, warum Göthe in jenes Spinoza's Ethik sein Asyl zu finden pflegte, da er ja stets denselben Grundsatz künstlerisch bethätigt hatte. Auch für den „Fuchs" meines vortrefflichen Großvaters fand ich nachher das richtige Wort: es ist die Dialektik, und dieser Fuchs schleicht allerdings sehr konsequent durch Göthe's sämmtliche Werke; es ist nichts Anderes, als das, die Dinge im Zusammenhang betrachten, die Berechtigung des Momentes, da zu sein, weil, wenn alle Momente wegfielen, gradezu Nichts mehr vorhanden wäre. Und in diesen Göthe'schen „Fuchs" bin ich denn verliebt geblieben bis auf den heutigen Tag.

Göthe in Italien.

Unter dem 12. Oktober 1787 schreibt Göthe aus Castel Gandolfo an Herder: „Ich bin ein Kind des Friedens, und will Friede halten für und für mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe.“

Nichts kann den ästhetischen Idealisten besser bezeichnen, als dieses Wort, welches Göthe auf seiner italienischen Reise, seiner Pilgerfahrt in's Land des Ideales, schrieb. Italien hatte ihm gefehlt, Italien war das Land seiner Sehnsucht. Er selbst hatte das Heimweh empfunden, welches er später seiner Mignon in den Mund legte. Erst aus der südlichen Ferne gewinnt er die Freunde und die Welt wieder lieb, Alles war ihm vorher verleidet gewesen. Ich weiß nicht, ob man ein ganz besonderer Mensch dazu sein muß, um mit der reinsten Freude, mit der innigsten Sympathie den Dichter des Werther über die Alpen zu begleiten, ihn zu sehen und zu hören, wie er aufjauchzt angesichts der klassischen Natur und der noch

klassischeren Kunst, wie er gesundet und in seiner neuen Gesundheit rüstig zur Arbeit greift, Angefangenes vollendet, Pläne zur Ausführung bringt und neue Werke ersinnt, wie sein ganzes, schönes Wesen, die ästhetische Idealität, hier endlich zur Reife gedeiht, wie hier mit Einem Worte eine Gestalt ausgebildet wird, der die Menschheit triumphirend in's Auge sehen kann, weil sie sich sagen darf: Das vermag aus mir zu werden! Das bin ich gewesen! Aber so viel weiß ich, das ABCschützenthum der Bildung, wie es so üppig in unserer Literatur herumwuchert, wird niemals widerwärtiger, offenbart niemals seine innerliche Hohlheit glänzender, als wenn es sein Lehrjungenstückchen an Göthe's italienischer Reise ausübt. Wie eng verwandt jenes ABCschützenthum mit dem heutigen Liberalismus ist, kann man so eben wieder bei Hoffmann von Fallersleben gewahren, der auch an jenem großen, geistigen Monumente nicht vorübergehen konnte, ohne sein bekanntes wässeriges Bedürfniß daran zu befriedigen.

Ein einziger Blick Göthe's enträthselt die Natur des italienischen Volkes. „Dem Mittelpunkte des Katholizismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinne die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthume alle Spur

verloschen ist; ja wenn ich es mir in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen für ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet." Da fiel ihm sein alter Plan zu einem „Ewigen Juden" wieder ein, und **venio iterum crucifigi** sollte ihm zum Stoffe der Katastrophe dienen. Vom eigentlichen Christenthum ist allerdings schwerlich noch etwas in Italien zu entdecken; man braucht Rafaels Bilder nur anzuschauen, so erblickt man den geheimen irdischen Protest wider die ganze himmlische Wirthschaft; und so sehr ist der Mensch seiner wahren Natur nach zähe und unverwüstlich, daß man auf dem Boden, welcher den päpstlichen Stuhl trägt, durch und durch heidnisch gesittet ist, und die ganze katholische Zeremonieenwelt nur als Konvenzion, als oberflächliche Lebensart, als Ritual der äußerlichen Behabung und Benahung beibehält. Göthe sah das sofort. Auch Luther hatte es gesehen; aber er nannte in seiner nazarenischen Anschauung Sünde, was Göthe besser und toleranter Heidenthum nennt.

Italien mit seiner heidnischen Lebensobservanz, mit seinen ewigen Monumenten der einzig wahren Kunst, war ganz dazu geeignet, Göthe's Idealisirtrieb in die Schule zu nehmen, ihm den Herrscherstab, den er sich unter den Stürmern und Drängern in Deutschland bereits erobert hatte, zerbrochen vor

die Füße zu legen, und ihm das Museum der Antike zu öffnen, damit er noch einmal von der Pike auf diene und zum zweiten Male Meister werde.

„Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen, schreibt er aus Neapel an Herder. Die Beschreibungen, die Gleichnisse ꝛc. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit nnd Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt (besonders wenn man einmal den Ossian über den Homer gesetzt hat). Selbst die sonderbarsten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe, als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Laß mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manirirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn, was ich sage, nicht neu ist, so habe ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt.“ Göthe hat hier in ein paar Worten den ganzen Unterschied des Antiken und des Modernen, des Naiven und des Sentimentalischen bündigst auseinandergesetzt, und sich selbst die theoretischen Grundlinien gezogen, auf denen seine eigne künstlerische Praxis fortan ruhen sollte und wirk-

lich geruht hat. Dazu kommt noch, daß er hier in Italien dem Geheimniß der Pflanzen-Erzeugung und Organisazion auf die Spur kam, und so erst in den Stand gesetzt wurde, seinen humanistischen Menschen, den Faust, fertig zu gestalten; denn Faust wird, wie wir noch sehen werden, eben sowol durch die Antike, durch die griechische Helena, als durch die Naturwissenschaft auf den Gipfel seiner Natur geführt.

Die Menschengestalt, schreibt er endlich aus Rom, ist das **Non plus ultra** alles menschlichen Wissens und Thuns. Und darin hat er vollkommen Recht, damit steht Göthe ganz auf neuestem Standpunkte, nur daß er eben kein realer Humanist, sondern ein idealer ist. Wenn die schöne Anschauung die höchste Realisirung aller Wahrheit wäre, wenn die Gesammtthätigkeit des menschlichen Wesens, welche in der ästhetischen Sphäre allerdings vorhanden ist, auch nur in ihr vorhanden wäre, so hätte Göthe das letzte Wort gesagt. Die menschliche Gestalt ist das **Non plus ultra** alles menschlichen Wissens und Thuns; aber Göthe meinte nur den schönen Schein dieser Gestalt, er verstand unter Gestalt die Form des menschlichen Wesens, wie sie Gegenstand des Dichters, Malers und Bildhauers ist, jenes „Schattenreich,“ wie es Schiller genannt hat, in das man immer aus des Lebens Mühen und unerquicklichen Halbheiten springen kann, ja, das in sich zur Vollendung gebracht zu haben, die große That der deutschen

Literatur genannt werden muß. Aber ein Höheres bleibt jetzt noch übrig, das Schattenreich wirklich, den Traum zur Wahrheit zu machen, das menschliche Wesen in der Bethätigung des Lebens selbst zu vollenden, den Inhalt dieses Wesens zum Gegenstande des Wissens und des Thuns zu erheben; nicht blos die menschliche Gestalt, sondern das menschliche Leben selbst für das **Non plus ultra** zu erklären.

Grade an diesem Punkte ist Göthe's Gränze; nicht daß er der französischen Revoluzion nicht huldigte, beweist, daß er seine Schranke hatte; sondern weil er seine Schranke am ästhetischen Ideal hatte, deßhalb störte ihn die französische Revoluzion, sie störte ihn in doppelter Beziehung, erstens als theoretisch beschränkt und zweitens als Bewegung überhaupt, wie alle Bewegung, aller Sturm im praktischen Leben. Er setzte der Unruhe der Menschheit, die sich einmal versuchsweise an die Realisirung des atheistischen Ideals machte, sein Veto entgegen, indem er sich ein „Kind des Friedens" nannte. Sein **Non plus ultra** war die Sache des Friedens, der stillen Sammlung des Forschens und Arbeitens; sein Wissen und Thun forderte als erste Bedingung die Ruhe. Nicht wie ein trockener Philister, wie ein um Hab und Gut besorgter Krähwinkler rief er: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht," sondern wie Archimedes donnerte er den eindringenden Kriegsleuten entgegen: Stört mir meine

Kreise nicht! Seine Kreise, das waren seine ästhetischen Menschengestalten.

Alles in der Welt aber hat seine Zeit, und gut Ding will Weile haben. Der deutsche Humanismus wollte und mußte den theoretischen Menschen vollenden, und nur kurzsichtige Kleinmeister wissen den idealen Vollendungsgang eines Mannes wie Göthe nicht zu würdigen, während der rechte Mensch auch hier sich nichts von der hingebenden Liebe abzwacken läßt, die dem Schönen und Großen überall gebührt. Man mag wie jener Franzose versprechen, daß niemals Jemand revoluzionärer sein soll als wir, und doch muß man sich an Göthe's italienischem Aufenthalt die innerste Seele erquicken können.

Und so schreibt denn der ästhetische Idealist grade aus Italien über Herder's Ideen: „Er wird gewiß den schöner Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde."

Göthe, der ästhetische Idealist, glaubt am Ende auch an die Prophezeiungen der historischen Idealisten, Herders; es schien ihm nicht ganz unmöglich, daß sein **Non plus ultra** der Menschengestalt sich auch in der Weite und Breite der daseienden Gesammtheit

werde realisiren lassen; nur sollte diese Verwirklichung das Resultat einer unendlichen Zeitfolge und nothwendig mit der physischen Abschwächung des Geschlechts verbunden sein; er sah keine Möglichkeit, die widerstrebende, rauhe und rohe Materie des Menschenlebens anders zu bändigen, als durch Ueberkultur, durch eine Assoziazion von Krankenwärtern, während doch unsere jetzige Krankheit eben nur die Folge davon ist, daß wir nicht assoziirt sind.

Herder schrieb an Göthe, er (Göthe) sei mit seiner Vorstellung sehr an's Gegenwärtige geheftet. Göthe's Ideal ließ sich nämlich immer realisiren. Göthe antwortete: „Jemehr ich in die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je Eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann: bei der Konstituzion der unsrigen bleibt mir so wenig für sie, als für Sizilien bei der seinigen zu hoffen." Schärfen kann man die Wirklichkeit, nicht zurückstoßen, entschiedener kann man an dem sogenannten „Fortschritt" nicht zweifeln, bestimmter kann man sein Bereich des Ideals nicht abstecken. Aber Göthe sagt uns hier selbst nur, was wir längst gewußt, was wir ihm in die Feder hätten diktiren können, was zwei Jahre vor der Revoluzion geschrieben ist, und was uns sein Verhalten zu ihr deutlich genug voraussagt. Daß er kein Feind des Volkes gewesen, haben wir bereits gesehen und

werden wir noch sehen; er konnte nur dem Volke kein Interesse abgewinnen, sobald es seinem Spieltriebe keine Nahrung bot, er verstand die Entwicklung mit Bajonetten und Kanonen nicht. So wie das Volk ästhetisch sich gebärdete, hatte er es lieb; wer kännte seine berühmte Schilderung des römischen Karnevals nicht, worin es gleich zu Anfang heißt: „Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert sich einander, jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten." Stürzte sich das Volk aber in den Freiheitskampf, focht es für die abstrakten Prinzipien einer Philosophie, die er selbst in sich niedergerungen hatte, sah er ganze Massen in jener Einseitigkeit befangen, die er „todtenhaft und cimmerisch" nannte: dann wurde er unwirsch, mißbehaglich, dann haßte er die Revoluzion — nicht etwa die Revoluzionnäre, dann verstand er nichts von der Nothwendigkeit, die er im Gliederbau eines Apollo anbetete, dann zog er sich in sich selbst zurück.

Der Egmont, der in Italien fertig geschrieben ist, erklärt besser, als alles Andere, den Umschwung, der in Göthe vor sich ging. Denn hier ist der Stoff

noch das alte Freiheitspathos, das durch die Form gebändigt werden soll. Der Stoff stand den Bestrebungen der Zeit ungleich näher, als selbst der Götz; es handelte sich hier um Bürgerfreiheit, nicht mehr um ritterliche, um die Privilegien, die Privilegien des dritten Standes, um die verbrieften Rechte von Gevatter Schuster und Schneider. Die Niederländer hatten ihre Revoluzion weit vor der französischen gemacht; das achtzehnte Jahrhundert fühlte sich jenem Kampfe um „Autonomie der Bürger“ innigst verwandt. Aber was that Göthe? Das Freiheitspathos in Egmont wurde durch Liebeshändel beeinträchtigt, dem Helden eines jener unnachahmlich-süßen Mädchen zur Seite gesetzt, ein Mädchen, das bei aller Zartheit ihrer weiblichen Empfindung auf ächt menschliche Weise zuletzt mehr Energie entwickelte, als der Sieger von St. Quentin selbst. Der ganz Schiller'sche Vorwurf, einen Familienvater, für Weib und Kind häuslich besorgt, dennoch und grade weil sein Staatspathos in der Familie wurzelt, energisch und pathetisch die Lanze mit der brutalen Gewalt brechen zu lassen, bis er endlich, etwa durch einen jugendlichen Uebereifer, an der ruhig thronenden positiven Gewalt zerschellt: diesen Vorwurf schiebt Göthe bei Seite, und läßt auf eine Vielen anstößige Weise, ja zum Aerger Schiller's selbst, im Helden so sehr das Menschliche durchblicken, daß er einen galanten, girrenden, zerstreutverliebten, endlich fahrlässigen und

in's Unglück rennenden Kavalier aus ihm macht. Man hat das Volk in den Straßen von Brüssel sehr naiv und natürlich gefunden, und hat nicht bedacht, daß Göthe es kurz vor der Revoluzion eben so zeichnet, wie er es später epigrammatisch traktirte:

„Was ich mir gefallen lasse,
Zuschlagen muß die Masse;
Dann ist sie respektabel,
Urtheilen gelingt ihr miserabel."

Es ist viel darüber hin und her geredet worden, wie sich die Phantasmagorie am Schlusse, die Erscheinung der Freiheit in Klärchens Gestalt rechtfertigen und verstehen lasse; aber ich glaube, nichts ist einfacher, als dies, sobald man die Dämpfung des allgemeinen Freiheitspathos durch subjektive, menschliche, Liebes- und Leidesempfindung vor Augen hat. Die Freiheit kann den tändelnden Egmont unmöglich zu einem Catonischen Todesmonologe bewegen; Klärchen darf seine Seele auch nicht ausschließlich beschäftigen, denn der Liebende ist immer Egmont, der Held des Niederländischen Volkes. Wie die Freiheit und Klärchen ihn im Leben nach zwei Seiten gezogen hatten, so verschmelzen sie ihm noch einmal vor seinem Tode, und das ließ sich ohne Störung des natürlichen Kausalnexus nicht bewerkstelligen. Daß aber das Stück mit einer Phantasmagorie schließt — das ist

und bleibt die Erscheinung —, ist eine Folge des durchaus innerlichen, subjektiven, lyrischen Wesens, das Göthe so oft als Dramatiker bewährt hat. Er beschäftigte sich zu derselben Zeit mit der noch weit innerlicheren Phantasmagorie des Faust, welche Welt, Leben und Geschichte in den Entwicklungsprozeß des Einen typischen Menschen hineinzog. Der Egmont ist der Abschied vom Freiheitspathos der Göthe'schen Jugend, die Form ist mit dem geschichtlichen Stoffe im Widerspruch, der Inhalt neigt sich zum Götz hin, die Behandlungsweise deutet auf den Tasso.

Die Blüthe des italienischen Aufenthaltes duftet aus der Iphigenie und aus dem Tasso. Diese plastischen, menschlich schönen und großen Bilder, dieses verdeutschte Hellenenthum, dieser von neueren Gefühlen belebte und beseligte Marmor sind der sprechende Beweis, wie Göthe „mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst beobachtet und aufgefaßt" hatte, sie sind die neuen Waffenthaten dessen, der, wie wir sagten, sich entschlossen hatte, noch einmal von der Pike auf zu dienen. — Göthe ist in seinen größten und bedeutsamsten Werken ein halbes Jahrhundert lang nur der Dichter der exklusiv Gebildeten gewesen, die Gesellschaft schied sich ordentlich in solche, die Iphigenie oder den Tasso zu würdigen, zu genießen wußten, und in solche, die dazu nicht im Stande waren, oder die durch das herrschende Vorurtheil sogar von der Lektüre selbst abgehalten

wurden. Es steht aber zu hoffen, die Zeit werde kommen, wo unsere Handwerker und jetzigen Kleinbürger diese Dichtungen genießen und zugleich mit ihnen die ganze Quintessenz dessen, was von hellenischem Sinn in unsere Anschauung überzugehen würdig ist; es steht zu hoffen, die Hand, die den Bohrer oder den Pfriemen führt, werde einmal begierig nach dem Bande greifen, dessen Schwierigkeiten zu heben, das Werk einer unbedeutenden Erklärung ist, dessen Inhalt aber zur eigentlichen und wahren Volksliteratur gehört. Es ist das um so stärker zu hoffen, damit die Kinderpäppchen der Neuhebelianer desto eher auf die Straße geschüttet werden können. Diese kindischen Versuche, das Volk kindisch zu halten, und im Namen einer sogenannten Volksliteratur das Volk von der Literatur, die Literatur vom Leben fern zu halten, können nicht besser beseitigt werden als durch Stücke, wie die Iphigenie auf Tauris, wo der mächtigste Gehalt in der durchsichtigsten Form auftritt.

Auf dem Gesetze der Nothwendigkeit ruhte, wie auf ihrer Grundlage, die ganze griechische Welt; Pylades spricht zu Iphigenien:

„Du weigerst dich umsonst; die ehrne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernster Wink
Ist oberstes Gesetz, dem Götter selbst
Sich unterwerfen müssen. Schweigend herrscht

Des ew'gen Schicksals unberathne
Schwester.
Was sie dir auferlegt, das trage: thu',
Was sie gebeut."

Ja, Iphigenie selbst, die hehre Versöhnerin zwischen dem blinden Walten des Geschicks und der freien That des Herzens und der Liebe, ruft einen Augenblick aus:

„O, daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwillen keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!"

Sie selbst, das innige, ächte Weib vollbringt diese Rettung, sie appellirt an die Wahrheit, an die Menschlichkeit, und wagt es, auf ihr inneres Orakel hin, Achtung vor der Stimme der Wahrheit und Menschlichkeit, selbst von dem Barbaren, zu erwarten:

„Es hört sie jeder
Geborne unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt."

Sie hat den Bruder von der Qual des Gewissens befreit, sie läßt ihn ausrufen:

„Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden zieh'n, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.“

Sie endlich dringt dem Thoas jenes erschütternd kurze: „So geht!“ und jenes weichere: „Lebt wohl!“ ab; sie, in ihrer von den Griechen unerkannten Tiefe, beschließt die Agamemnonsfabel auf menschenwürdige Weise. Den tückischen Mächten des Zufalls und der sophistischen Halbfreiheit der griechischen Tragödie gegenüber, heißt es hier:

„Die Götter rächen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böse, nimmt
Sich seinen Lohn mit seiner That hinweg.“

In der Göthe'schen Iphigenie wird das Alterthum emanzipirt durch das Weib — durch das Herz.

Den Tasso aber wollen wir uns die Freiheit nehmen, für das größte Werk dieser zweiten Periode in Göthe's Leben zu erklären, für ein Werk, das nur mit dem Werther zusammengestellt werden kann. Wie

dort der Jüngling mit seiner eigenen pantheistischen Natur sich zerkämpfte, so ist hier der Widerstreit zwischen Jüngling und Mann geschildert. Schwärmen und handeln, dichten und leben, die Welt befehden und mit ihr im Frieden sein, sich den Verhältnissen trotzig und empfindelnd gegenüber-, oder sich rüstig und klug in sie hineinstellen, Dichter oder Staatsmann, Idealist oder Realist, Tasso oder Antonio: das ist hier die Frage.

Tasso: Wenn ich nicht sinnen und nicht dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.

Antonio: Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein,
Und für den Edlen gibt's kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

Diese beiden Männer stehen wider einander; sie werden von den Verhältnissen zusammengeführt, auf Freundschaft gewissermaßen angewiesen, aber sie stoßen sich ab, so wie sie sich sehen, sie hassen sich, da sie sich aussprechen, sie hassen sich, aber sie können sich

nicht verachten, sie werden versöhnt durch sanfte Frauen, die für den Dichter reden, im Namen des Staates, der jede Kraft zu hegen gebietet; aber Feuer und Wasser vertrügen sich eher, als diese beiden gleich edlen Naturen. Der Karakter, der sich im Strom der Welt gebildet, steht fest, obwohl erschüttert; das Talent, das in der Stille herangewachsen, fühlt den Boden unter seinen Füßen bersten und klammert sich verzweifelnd an dem Felsen fest, an dem es scheitern sollte. Alphons hatte dem Dichter sein Loos geweissagt:

Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.

Was gibt es Schöneres, Wärmeres und zugleich Edleres, als diesen im Geiste der Griechen wiedergebornen Werther, diese Tragödie zwischen Idealität und Realität, die Göthe selbst so schmerzlich empfunden hatte. Den Tasso und die Iphigenie soll man dem Volke erklären, das ist bessere Speise, als jene Knollengewächse, unten Kartoffel und oben Nachtschatten. Und dabei wird man dem Volke dann auch bemerken, daß das Wort Antonio's, „einem Fürsten dienen, den man ehrt," hier weiter nichts ist als eine Form, um den Gedanken der öffentlichen Thätigkeit auszudrücken, daß der Staat in jenem

Ferrara nur so gefaßt werden konnte, wie es Antonio thut, indem er das allgemeine Gedeihen der persönlichen Einwirkung des Fürsten zuschreibt:

Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regieret:
Das Reich zu seh'n, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Man wird hinzufügen, wie Göthe vielleicht auch seinen Karl August dabei im Sinne hatte, und wie dieser Karl August ein vortrefflicher Fürst und kein Schauspieler war, und wie Göthe den Proletariern aufzuhelfen suchte und Arbeit schaffte, und niemals einen Verein zur Abhülfe der Noth unterdrückte u. s. w. Endlich wird man damit schließen, zu sagen, es stehe allenfalls den Gymnasiasten bis Terzia zu, aus der äußeren Form eines Kunstwerkes politische Sympathieen oder Antipathieen herauszuwittern, daß man aber die Leute, welche sich in spätern Jahren noch auf diesen Großthaten ertappen lassen, gleich wieder in die Terzia schicken sollte.

Wenn in dieser und ähnlicher Weise das Menschliche dem Menschen zur Anschauung gebracht würde — und ich wüßte keinen anderen deutschen Dichter, der sich so wie Göthe dazu verwenden ließe, und grade das Antike in ihm ist ein wesentlicher Theil unserer

abstrakten Bildung geworden, und muß in volksthümlichen Fluß gebracht werden — dann würde man auch unter der Hand die Wahrheit des Satzes finden, den Göthe ebenfalls in Italien niederschrieb: daß es zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche ist, welcher große Erneuerung leidet. Und dann werden wir uns erlauben, nach Art des bibelübersetzenden Faust den Sinn in die Kraft und die Kraft in die That zu erweitern, was uns der Alte unmöglich übel nehmen kann, und aus der künstlerischen, ästhetischen Anschauung wird die sittliche, die menschliche That hervorgehen.

Dann wird es zur Leichtigkeit werden, jene Seufzerbrücke in eine andere Welt mit gutem Gewissen abzubrechen, jene überflüssigen Stützen der Gesellschaft einzureißen, weil der Bau der menschlichen Persönlichkeit fest in sich selbst ruht, bei der Frage nach der Unsterblichkeit und der Ewigkeit auf die Gattung und die persönliche Wirkung eines Jeden hinzuweisen, und mit der Muse in „Künstlers Apotheose“ zu lehren:

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,

Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst du auch durch ungemess'ne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!

Dann, dann wird wieder die schöne Sitte die gute Sitte verdrängen, wir werden, was wir uns Menschliches gönnten, nicht in die Nacht der Lüge hüllen; es wird die Zeit kommen, wo man das vor keuschen Ohren wird nennen dürfen,

Was keusche Herzen nicht entbehren können;

wo es sich nicht mehr von selbst versteht, daß ein junger Mann dies und das genossen hat, wiewohl er gehörigen Ortes sich als der blödeste Novize darzustellen weiß; wo die Liebe der Jugend gehört, aber nicht eine Liebe, die einen Theil des andern Geschlechtes zur infamsten Sklaverei erniedrigt, zu einer Sklaverei, die sich erst in ihrer ganzen Scheußlichkeit zeigt, wenn die „gute Gesellschaft" halbtugendhaften Weibern den Eingang verwehrt; wo wir die Liebe mit griechischer Naivetät behandeln und das griechische Laster nicht mehr erleben. Dann, ja dann wird es Allen eine Freude sein dürfen, die römischen Elegieen zu genießen und nachzuleben, jene Musterbilder schöner Sinnlichkeit, die von so Vielen öffentlich verdammt werden, welche in Italien oder anderswo sich mit weit geringerer Waare begnügten, und welche hier

so wenig als bei andern Dingen begreifen können, wie sich nur bei Göthe Alles so rein und schön gestalten mochte.

Dann, dann wird man es laut sagen dürfen, die Elegieen wie die venezianischen Epigramme beruhen auf Erlebtem; sie sind nicht blos poetische Fikzionen, die man mit der Nachahmung der alten römischen Dichter entschuldigen könnte. Wo es das Individuum anging, wo die Massen nicht in's Spiel kamen, da verwirklichte Göthe allerdings sein ästhetisches Ideal und freuete sich, wenn es Andere verwirklichten. Die Liebe war ihm dieses Individuelle, dieses Ungefährliche, wo er glücklich und weise sein wollte, ohne eines humanen Krankenwärters zu bedürfen. In dem häuslichen, im Privatbezirke, da war er der vollkommene reale Humanist, da kannte er weder Glauben, noch Moral, noch Gesetz. Dabei war nämlich die Bewegung der Massen nicht im Spiele.

Die Massen sollen sich aber bewegen.

Göthe und die französische Revoluzion.

Die entschiedene Abneigung Göthe's wider die Bewegung der Massen, die wir ja in unseren Tagen von einer Richtung wiederholt sahen, welche den Alten nicht genug nasenstübern zu können glaubte, entstand nicht erst durch die Revoluzion, sondern fand in ihr nur einen Gegenstand, eine Veranlassung, um auszubrechen. Diese Abneigung war nichts Neues und nichts Momentanes, sondern die Aeußerung einer vom Göthe'schen Wesen untrennbaren Grundbestimmung. Göthe bemerkt zum Jahre 1789 in seinen Tag- und Jahresheften: „Kaum war ich in das Weimarische Leben und die dortigen Verhältnisse, bezüglich auf Geschäfte, Studien und literarische Arbeiten, wieder eingerichtet, als sich die französische Revoluzion entwickelte und die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich zog. Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte (Cagliostro) einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen

mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revoluzion längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei." — „Nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden," verwandelte er zuletzt die Cagliostroade in eine Oper. Und doch hätte sich ihm aus diesem Stoffe, den er selbst so instinktmäßig richtig auf die Revoluzion bezog, grade die Nothwendigkeit der letzteren ergeben müssen. Denn was wäre wohl mit einer so liederlichen, zerfahrenen, nichtswürdigen Gesellschaft, wie sie der Göthe'sche Groß-Cephta darstellt, Besseres anzufangen, als daß man sie mit Pulver in die Luft sprengte, um die Atmosphäre zu säubern? Die Gesellschaft, die im „Groß-Cephta" aus der Lüge und dem Selbstbetrug ihr Metier macht, existirte also nach Göthe's Eingeständniß doch auch, und nicht blos jene gute, bequeme und edle, die er später aus der Brandung der Revoluzion herausfischte und in dem Glasschranke seiner „Ausgewanderten" z. B. ausgestopft hinstellte.

Im Jahre 1790 studirte Göthe vergleichende Anatomie und lebte mitten in der bewegtesten Welt als Einsiedler in sich selbst abgeschlossen. „Dieser Theil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden.

Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die Venezianischen Lagunen von dem Adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir nicht allein jene große, früher von mir erkannte Wahrheit: die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bethätigte, sondern auch den Uebergang innerlich ungeformter organischer Massen, durch Aufschluß nach Außen, zu fortschreitender Veredlung höchster Bildung und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte, und zugleich meinen alten, durch Erfahrung bestärkten Glauben wieder auffrischte, welcher sich fest darauf begründet, daß die Natur kein Geheimniß habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt." „Hier ist es nun, wo der edle Börne den Geist Werther's und das Abendroth herbeibeschwört, um Göthe'n zu beschämen, und wo unsere Verwunderung den höchsten Grad erreicht, daß man mit der ganzen Entwicklung Göthe's so wenig vertraut sein kann. Göthe vollendete grade an jenem „glücklich geborstenen Schafschädel" seinen humanistischen Menschen, dem die Naturwissenschaft die Krone aufsetzen sollte, wie in der Naturbetrachtung selbst die Lehre von dem Wirbelknochen zur Zuspitzung des vorher in sich selbst Verschwimmenden diente. Göthe blieb also seiner Mission vollkommen treu, als er den Uebergang innerlich

ungeformter Massen zu fortschreitender Veredlung höchster Bildung und Entwicklung freudig begrüßte, und der Geist Werther's sowohl als die Abendröthe konnten auf den Dünen des Lido gar nicht vorgelassen werden. Den Geist Werther's sperrte Göthe ausdrücklich in den etwas ledernen Sack des „Triumphs der Empfindsamkeit" ein, um in keiner Weise weiter von ihm genirt zu sein; die Abendröthe aber bezog er damals nur noch auf die Mischung von Hell und Dunkel, auf die Farbenbildung. Und Beides war sehr gut, die Jean-Paulianer haben nachher so viel Geister und Abendröthen losgelassen, daß die Landstraßen schier davon unsicher wurden.

Die Venezianischen Epigramme gehen hin und wieder näher auf die Revoluzion ein, und theilen, wie von der Hand des Herkules, Ohrfeigen nach links und rechts hin aus, die uns erst jetzt recht behaglich zu klatschen schienen, da wir eine große und bittere Erfahrung hinter uns haben.

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider,
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.
Willst Du Viele befrei'n, so wag' es, Vielen zu dienen,
Wie gefährlich das sei; willst Du es wissen? Versuch's!"

Wer kann etwas dagegen einwenden? und haben nicht unsere Duodez-Freiheits-Männerchen in Deutsch-

land auch schon ganz gute Miene gemacht, eine tüchtige Porzion Willkür für sich in Anspruch zu nehmen? Werden nicht Alle bereits verschrieen und verlästert, die sich nicht wie die Hänflinge in ihre Freiheitsbauer wollen einsperren lassen?

„Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann."

Wer beschützt namentlich die besitzlose Menge, den sogenannten Pöbel, wider die besitzende Menge, wider den gesetzgebenden Pöbel? Und wer beschützt die Menge vor ihrem eignen raub- und zerstörungssüchtigen Wesen, so lange es noch etwas zu rauben und aus Schadenfreude zu zerstören gibt?

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen,
Sieh' nur, wie ungeschickt, sieh' nur, wie wild er sich zeigt! —
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

Die rohen Betrognen! Nicht nur roh sind sie, dem ließe sich später abhelfen, sondern vor allen Dingen betrogen. Wäre man redlich mit ihnen, betröge man sie nicht, so könnte man sie leicht zum Menschlichen anführen. Das Menschliche wird hier geltend gemacht, im Jahre 1790, der Revoluzion gegenüber!

Wer da glauben sollte, Göthe habe in jener Erupzion gar nichts Vernünftiges erblickt, er habe nicht durchgehört, was von Sinn und Verstand darin laut wurde, der lese:

„Jene Menschen sind toll, so sagt Ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstummt.

Weisheit im Sklaven! Das ganze deutsche Volk mache doch dem Fürstendiener Göthe sein Kompliment!

Man braucht nie zu fürchten, bei Göthe gehe das Rechte und Aechte verloren, wenn er auch noch so abstoßend wider eine Einseitigkeit verfährt. Er ist niemals so negativ, daß er nicht das wahrhaft Positive

immer wieder anerkännte. Und so wird denn in den „Weissagungen des Bakis" in ganz bestimmter Weise das menschliche Ziel der Dinge gerettet, ein Ziel, das allerdings in seinem höheren Rechte wider die Revoluzion steht, ein Ziel, das die französische Revoluzion selbst in Vergessenheit bringen wird.

„Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich sei Jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich."

Wir schenken Euch die ganze Egalité und Liberté; verstattet nur jeder Individualität, sie selbst sein zu dürfen! Und bei der Verwirklichung dieses Zieles wird es heißen, vor keiner Maßregel zurückzubeben, welche dazu erforderlich ist.

Mit Einem Worte, Göthe erblickte in der französischen Revoluzion nur die Praxis der deutschen Reformazion, und er verdammte sie in denselben „Weissagungen des Bakis" gradezu in dieser Zusammenstellung und von diesem Standpunkte aus.

„Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück."

Ruhige Bildung, natürlich! Der ideale Humanist spricht. Die That und Aeußerung der mensch-

lichen Bildung, davon weiß Göthe, hier wenigstens, noch nichts.

Um in einem einzigen Ausdrucke zu zeigen, wie richtig Göthe sah, setzen wir die Stelle aus dem west-östlichen Divan her, wo er gradezu sagt, die Revoluzion habe sich nicht vollenden können.

„Und wenn man auch den Tyrannen ersticht,
Ist immer noch viel zu verlieren.
Sie gönnten Cäsar'n das Reich nicht,
Und *wußten's nicht zu regieren.*"

Statt Göthe's Kälte gegen die Tagesparolen zu begreifen, statt ihn in Ruhe zu lassen, wie er ja auch jeden Anderen in Ruhe ließ, sagten ihm die Herrn Zeloten nach, er sei heimlich *katholisch* geworden, und gehe in Gemeinschaft mit Schiller damit um, den *Katholizismus* herzustellen! „Ach Herre Gott, ach Herre Gott, erbarme dich doch der Herrn."

Die deutschen Fürstenheere ziehen nach Frankreich, Göthe geht mit in die Kampagne, er war Beamter des Herzogs von Sachsen-Weimar. In diesem prekären Zustande muß man ihn nun sehen, wie er mit eisiger Kälte alle Dinge lediglich auf seine *ästhetisch-theoretische* Anschauung bezieht; wie ihm, gleich einem romantischen Ironiker, die Gegenstände selbst

eigentlich gar nicht existiren, wie er Alles in sein absolutes, ästhetisches Ich aufhebt. Auf dem Zuge zur Wiederbefestigung der legitimistischen Prinzipien — wünscht er sich einen van der Meulen, der das Malerische — dieses bittern Ernstes verewige!

Die ganze Kampagne von 1792, insofern Göthe an ihr Theil nahm, steht nicht im Geringsten mit seinem früher definirten Standpunkte im Widerspruch; der eigentliche Kampf war ihm fast gleichgültig, er ging getreulich mit seinem Fürsten, der ihm „viel Gnädiges erwiesen hat," und der selbst wieder nur im Dienste der Pflicht zu Felde zog. Das Schicksal des heiligen römischen Reiches deutscher Nazion ließ ihn vollkommen kalt, es war schon lange her, daß er den Götz für das Produkt eines „freien ungezogenen Knaben" erklärt hatte. Aber der Zusammenstoß mit der leidigen Wirklichkeit paralysirte seine dichterische Thätigkeit, der Künstler in ihm konnte nicht aufathmen im Lager und im Pulverdampfe: Göthe trieb Naturstudien, Fischer's physikalisches Wörterbuch kam nicht von seiner Seite. Es trat hier die Ebbe in der deutschen Literatur ein, die Schiller'n auf die Philosophie, Göthe'n auf die Naturwissenschaft setzte. Waren ihm doch nach der Rückkehr aus der Kampagne seine eigene Iphigenie und der Oedipus auf Kolonos verleidet, mochte er doch in Pempelfort keine hundert Verse lesen! Nur noch „die entschiedenste Wendung gegen die Natur" hielt in dieser Verwirrung der Geister, in

dieser Störung jeglicher Gemüthsruhe vor; die „Sehnsucht nach der Kunst“ selbst fand keine Stätte mehr.

Man höre, wie unpolitisch und unpatriotisch, wie tolerant er über den Aufenthalt in Mainz sich ausläßt, von wo die Armee in Feindes Land rücken sollte. Er brachte mit Sömmernigs, Huber, Forsters zwei muntere Abende zu! Von politischen Dingen war die Rede nicht, man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe: „denn wenn sie republikanische Gesinnungen nicht ganz verläugneten, so eilte ich offenbar mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.“ Er eilte offenbar mit einer Armee zu ziehen! Er war nicht etwa ein Legitimist aus Prinzip, freilich ebenso wenig ein Republikaner aus Prinzip; er sagt nicht, er habe es nicht verläugnet, daß er die entgegengesetzten Gesinnungen hege, er habe vor Verlangen gebrannt, jene Sansculotten zu Paaren zu treiben, sondern er eilte offenbar mit einer Armee zu ziehen! Göthe war gesinnungslos im eigentlichen Verstande des Wortes, aber auf dem Hintergrunde seines ganzen Humanismus.

Und in dieser Gesinnungslosigkeit, die von den politischen Dingen nichts begreifen wollte, als was sich auf das gewöhnliche Kausalgesetz bezog, meinte denn auch Göthe, die Deutschen würden mit den Franzosen leichtes Spiel haben, er meinte, „man durfte nur das wahrhaft bekannt Gewordene erzählen,

so ging daraus hervor, daß ein Volk, auf solchen Grad veruneinigt, nicht einmal in Parteien gespalten, sondern im Innersten zerrüttet, in lauter Einzelheiten getrennt, dem hohen Einheitssinn der edel Verbündeten nicht widerstehen könne."

Bei der Belagerung von Verdun bewährt er seine ganze objektive, theoretische Natur. „Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete, allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich, ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürsten Reuß XI., der mir immer ein freundlicher gnädiger Herr gewesen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie geschützt vor den Kugeln, welche herauszusenden die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politischen Gesprächen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürst, womit ich mich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert, als ich, anstatt von Tragödien und Romanen zu vermelden, aufgeregt durch die heutige Refrakzions-Erscheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann. Denn es ging mir mit diesen Entwicklungen natürlicher Phänomene, wie mit Gedichten, ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Produkzion ging ihren Gang, ohne sich durch

Kanonenkugeln und Feuerballen im mindesten stören zu lassen." Während der Belagerung von Verdun, im Namen der Legitimität!

Kaum war er aus dem unglücklichen Feldzuge zurück, schon in Trier rekapitulirte und redigirte er seine kromatischen Akten, zeichnete mehre Figuren zu den Farbentafeln, die er oft genug veränderte, um das, was er darstellen und behaupten wollte, immer anschaulicher zu machen. Hierauf dachte er denn auch daran, — seinen dritten Theil von Fischer's physikalischem Lexikon, den er bei der großen Retirade verloren, wieder zu erlangen, und war hoch erfreut, ihn bei der Küchenmagd im Lazareth zu finden, die den Band unter dem Haupte hervornahm und ihn so reinlich und so wohlerhalten zurückgab, als er ihn überliefert hatte. Welche Freude, daß der Band von Fischer's Lexikon sich wiederfand, und welche Sorglosigkeit über die verlorene legitimistische Sache!

Einen Augenblick bildete sich Göthe ein, den gewaltigen Gang der französischen Dinge mit einem Wenn und Aber abzuthun, indem er wähnte, Dumouriez, der für den König und die Konstituzion gesinnt gewesen, hätte seines eigenen Heils, seiner Sicherheit willen die gegenwärtigen Zustände bekämpfen müssen; er sagt, es wäre eine große Begebenheit geworden, wenn Dumouriez sich mit den Alliirten alliirt und so auf Paris losgegangen wäre. Als wenn die französische Revoluzion von Dumouriez abgehangen hätte!

Und doch hatte er kurz vorher erzählt, wie er bei dem nothwendig gewordenen Rückzuge bemerkt habe: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Gewiß ging eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, nur nicht grade vom Tage des Göthe'schen Rückzuges an; schon am 14. Juli 1789 konnte Jemand prophezeien: Nächstens werden die Deutschen Prügel bekommen.

Die Göthe'sche Gesinnungslosigkeit in politischen Dingen ging so weit, daß er erzählte, wie ein Zivilist in Trier nach seiner Rückkehr gemeint, es sei gut, daß Göthe bei dem Feldzuge gegenwärtig gewesen, man könne jetzt von seiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten; worauf ein alter Husarenoffizier bemerkt habe: „Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben.“ Bei dem Spiele so vieler Meinungen über ihn und seine Ansicht der Dinge ließ er auch diese Meinung gerne mitspielen.

Aber der Dichter „konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und Andern schuldig bleiben,“ da er das Räthsel auf eine so entschiedene und unerwartete Weise gelöst sah. Göthe's Sein war auf das Gegenwärtige geheftet, das hatte ihm Herder schon gesagt, für das Werden

und Wachsen der zeitgenössischen Geschichte hatte er keinen Sinn, er verstand es nicht, und was er nicht verstand, das stieß er von sich. Als ihn die Revoluzion, die grandiose Erfüllung der Halsbandgeschichte, ergriff, als er den Thron gestürzt und zersplittert sah, eine große Nazion aus ihren Fugen gerückt, und nach dem unglücklichen Champagne-Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen, da dichtete er den „Bürgergeneral"; und da ihm alles Aeußere nur strenger in's Innere zurückwies, so blieben solche Nachbildungen des Zeitsinnes für ihn „eine Art von gemüthlich tröstlichem Geschäft." Die „Unterhaltungen der Ausgewanderten," die „Aufgeregten," nennt er Bekenntnisse dessen, was damals in seinem Busen vorging; auch „Hermann und Dorothea" floß aus derselben Quelle. Reinecke Fuchs war ihm eine wahre Arznei wider seine persönliche Krankheit. Die „natürliche Tochter" ward zu guter Letzt der Versuch, sich poetisch mit dem Sturz der ganzen Vergangenheit zu versöhnen.

Wenn die Halsbandgeschichte Göthe'n fast wahnsinnig gemacht hatte, so erkrankte er geistig tief an der Revoluzion, nicht weil er die Freiheit haßte, sondern weil er die Bewegung zur Freiheit hin nicht ertrug, weil er wie so Viele in neuerer und neuester Zeit das Drängen und Schaffen des dämonischen Elementargeistes nicht verstand. In der Osteologie war ihm das Wachsen der unorganischen

Massen zu erfreulicher höchster Bildung gar erquicklich und erfreulich; daß es im bewußten Menschenleben ein analoges Gesetz gebe, wie im Menschenknochen, das wollte er nicht zugeben. Man wird sich auf diesen Standpunkt stellen müssen, um Göthe's reine Natur nicht mit modernem Kammerdreck zu besudeln, man wird seinen idealen Humanismus streng im Auge zu behalten haben, um nicht in den Verdacht zu gerathen, daß man überhaupt nicht human sei. Man wird aber auch von dieser Höhe aus nicht die mindeste Ursache mehr finden, irgend etwas zu verschweigen. So möchten wir um Alles in der Welt die folgende Stelle (Belagerung von Mainz, Mai 1793) nicht übergehen: „Dienstag, den 27. Mai eilte ich meinen Fürsten im Lager bei Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn aufzuwarten; vertauschte dann sogleich gegen ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments mein leidiges Kantonnirungsquartier. — — Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war bemüht, einige genaue Umrisse auf's Papier zu bringen, um mir die Bezüge und Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser zu imprimiren." Am 14. Juli ging er mit Herrn Gore und Rath Krause nach Weißenau, und — „besuchte den Kirchhof in Jagd auf pathologische Knochen." Im Mai 1793, nachdem der

Kopf des sechszehnten Ludwig gefallen war, verehrt er seinen Fürsten im Lager, wartet dem Prinzen von Zweibrücken auf, nein, er hat das Glück, ihm aufzuwarten, und imprimirt sich am 14. Juli — während einer sehr entscheidenden Belagerung — landschaftliche Gegenstände und pathologische Knochen. Das heißt, er klammert sich in seinem Zerwürfniß mit der Zeit an das Alte, selbst an den alten Ausdruck, nur um so fester an, und flüchtet sich mit seinem Instinkt für das Gegenwärtige in die theoretisch-künstlerische Betrachtung des Terrains, auf dem die politischen Weltschicksale ausgefochten werden sollten.

Hören wir ihn selbst zum anderen und letzten Male sein Verhältniß zur Revoluzion festsetzen; es wird im Wesentlichen immer dasselbe, dieselbe treuherzige Erklärung eines Bruches sein, der nun einmal unvermeidlich war, der an sich nicht die Ehrensäule Göthe's begründet, der aber nichts desto weniger bezeichnend für seine Eigenthümlichkeit ist, und ohne Schande für ihn auf jener Säule verzeichnet sein kann:

„Und so hielt ich für meine Person wenigstens mich immer fest an diese Studien, wie an einem Balken im Schiffbruch: denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt. Einem thätigen, produktiven Geist (das ist die Hauptsache), einem wahrhaft vaterländisch gesinnten (das ist halbe

Selbsttäuschung, sein Vaterland war die Kunst, sein Friede der ästhetische, nicht der bürgerliche) und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen."

Wie es mit dem wahrhaft vaterländisch gesinnten Manne aussah, kann man ermessen, wenn man liest, wie er über die heimischen Anstrengungen dachte, das Joch der Fremdherrschaft zu zerbrechen, wie ihn auch hier wiederum die Angst vor den Massen, vor der wirklichen Bewegung des Lebens schüttelte. Denn über das Jahr 1806 bemerkt er in den Tag- und Jahresheften: „Angst und Gefahr jedoch vermehrte der brave tüchtige Wille ächter deutscher Patrioten, welche in der ganz ernstlichen und nicht einmal verhohlenen Absicht, einen Volksaufstand zu organisiren und zu bewirken, über die Mittel dazu sich leidenschaftlich besprachen, so daß, während wir von fernen Gewittern uns bedroht sahen, auch in der nächsten Nähe sich Nebel und Dunst zu bilden anfing." Das nennt er Nebel und Dunst, wenn „ächte deutsche Patrioten" das Vaterland befreien wollen, wenn sie

sich feierlich geloben, ihr Leben daran zu setzen, um den fremden Eroberer über die Gränze zu jagen!

Es ist bekannt, wie Göthe vor der Katastrophe von 1813, als Allerlei im Stillen vorging, als die Fürsten plötzlich Väter des Volkes wurden und ihre Kinder nächtens einexerziren ließen, damit sie ihnen die Kastanien aus dem Feuer holten, wie er damals von Napoleon gesagt haben soll: „Den werdet Ihr nicht zwingen, der ist Euch zu mächtig." So sehr haftete sein Blick am Gegenwärtigen, so sehr war er ein Kind des Friedens.

Vom „Bürgergeneral" erzählt Göthe selbst, das Stück habe „die widerwärtigste Wirkung hervorgebracht, selbst bei Freunden und Gönnern, die, um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten: ich sei der Verfasser nicht, habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Produkzion zugewendet." Das Stück ist ein ziemlich fader Scherz auf die schwache Seite der Revoluzion, auf die Seite, wo sie allerdings in komischer Weise negativ gegen sich selbst auftrat. Die französische Revoluzion ist damit nicht verurtheilt, daß ein Lump als Freiheitsapostel einem dummen Teufel die Milch mit dem Rahm im Namen der Freiheit und Gleichheit wegstipitzt. Aber vergessen wollen wir dabei nicht,

daß es hier wieder, wie im Prometheus, die Eigenthumsfrage ist, welche in den Vordergrund gerückt wird. Man kann überhaupt sagen, Göthe's ganze Antipathie wider die Revoluzion, so oft sie sich in dichterischer Weise äußerte, betraf dieses ewige Weh und Ach, daß er die Menschen aus wohlverdienten oder wohlerlebten Besitzzuständen vertrieben sah, welche von Intriganten, Neidischen und Habsüchtigen in Anspruch genommen würden. Bei der Vertreibung der „Ausgewanderten" war es dieses selbe Unrecht der Beraubung, auf welches Göthe den Ton legte, ein Unrecht, dessen ganze Härte er in „Hermann und Dorothea" entfaltete. Seine häusliche, friedliche Natur empörte sich gegen eine Verletzung des Besitzrechtes, die von der Willkür ausgeübt, ganze Menschenmassen in Flucht und Elend jagte. Wir werden später sehen, wie Göthe, weit entfernt, auf dem juristischen Vorurtheil des Privateigenthums zu verharren, eine idealistische Verallgemeinerung desselben vorschlägt. — Die Revoluzion blieb mit dem Unrechte des Privateigenthums behaftet; weil dieses Unrecht für sie ein Recht war, so mußten, selbst von ihrem Standpunkte aus, die Verletzungen dieses Rechts zum Unrecht werden. Vom Standpunkte der Revoluzion selbst sind daher ihre zahllosen Erpressungen, Plünderungen und Räubereien ihre negative Seite. An diese negative Seite hielt sich der Dichter, und als niederländernder Dichter des Individuellen und

Individuellsten protestirte er mit einem Milchtopfe wider den Topf in der Herenküche, sollte auch Verjüngungssaft der Menschheit in ihm brodeln. Dieses Nehmen, diese Aufhebung einzelner Eigenthumsrechte, diese Erpressungen und gewaltsamen Kontribuzionen bilden nicht das Wesen der Revoluzion, sie sind ihr Anhängsel, ihre unvermeidliche Beigabe, die Folge ihrer inneren Unfertigkeit. Der Fehler der Revoluzion bestand grade darin, daß sie das Eigenthumsrecht nicht genug aufhob, daß sie es nicht auf allgemeine Weise, im Namen eines sittlichen Grundsatzes, im Namen des Humanismus aufhob, in dem Streben, die Gottlosigkeit real zu machen. Wollte Göthe die Negativität der Revoluzion in Bezug auf die Eigenthumsfrage komisch behandeln, so müßte er überall durchblicken lassen, was die wahre Affirmazion gewesen wäre, so mußte er im Namen des Neuen, nicht im Namen des Alten lachen. Aber das konnte freilich nicht einmal Aristophanes, geschweige denn Göthe, bei dem die Komik Nothbehelf, nicht innerliches und wesentliches Bedürfniß war.

Göthe hat dieses Neue besessen, er hat es später proklamirt; wollte er über die Revoluzion lachen, so mußte er dieses Neue in seinen Lustspielen geltend machen. Ein wirklicher Komiker dürfte es sich herausnehmen, den Konvent selbst unendlich lächerlich zu finden; er müßte aber darthun, wie die abstrakten

Freiheits- und Gleichheitsprinzipien den Widerspruch gegen sich selbst enthalten, er müßte die Revoluzion malen, wie sie ihre eigene Vernunft auf den Kopf stellt, und diese Vernunft zur Unvernunft wird.

Die „Vögel," welche Göthe nach dem Aristophanes behandelte, paßten vollständig in seinen Kram; denn er bedachte nicht, daß Aristophanes einer durch ihr Alter leichtsinnig gewordenen Demokrazie gegenüberstand, während Er es mit einem neuen, aus allem Ernste der Gesinnung hervorgegangenen Zustande zu thun hatte. Die Intenzionen des „Bürgergenerals" klingen in folgender Stelle der Vögel wieder an:

„Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hause saßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder in's Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein schenken ließen, wollte uns kein Mensch für unsere Mühe bezahlen. Was wir am liebsten thaten, war am strengsten verboten, und wenn wir es einmal doch probirten, wurden wir für unsere gute Meinung noch dazu gestraft.

Schuhu. Sie scheinen seltsame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unsere meisten Freunde sind so gesinnt.

Schuhu. Allein was für eine Stadt suchen Sie eigentlich?

Treufreund. O, eine ganz unvergleichliche! so eine weiche wohlgepolsterte — so eine, wo's einem immer wohl wäre.

Schuhu. Es gibt verschiedene Arten von Wohlsein.

Treufreund. Eine Stadt, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbesetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns geringeren zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund Eben eine Stadt, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe ist.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinsen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthusiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geschrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in allem freigehalten würde. —

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter nicht gleich so häßliche Gesichter schnitten, wenn man sich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zustande eines unverheiratheten, wohlgesinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuster noch Schneider, weder Fleischer noch Wirth zu bezahlen brauchte, da wo mir selbst ein niedliches Schätzchen ihre Reize gratis aufdränge, weil ich einmal gewußt habe, ihr Herz zu rühren."

Man fühlt diese verkehrte Welt, wo die liederliche Trägheit, das faule Gelüste die Dinge in einen Schlaraffenzustand umwandeln möchten, wo eitle Schmarotzer verkehrte Welt spielen wollen, und dafür vom Dichter zuerst, auf den Beinen in den Himmel segelnd, dargestellt werden. Aber diese gerechte Verkehrung des nur in seiner Tollheit Reizenden dürfte niemals zur Geltung gebracht werden sollen, wo der Schrei der Noth und der Verzweiflung wider eine Welt ausbricht, die verkehrt sein muß, weil die Menschen an ihr verzweifeln, und deren Untergang das ernste Werk ist. Das Komische dieser ernsten Geschichte läge nur darin, wenn unzulängliche Mittel mit dem größten Pathos angewandt würden, wenn durch diese unzulänglichen Mittel der Untergang eben nur ein scheinbarer bliebe. Ein neuerer Dichter soll es einmal wagen, den Kommunismus komisch dar-

stellen zu wollen; ich sehe ihrer Einige, die, wo nicht der Hafer, so doch die Eitelkeit sticht; sollten sie aber wirklich etwas herauswürgen, ihre Produkte würden den Tag nicht überleben.

Die „Aufgeregten" sind ein fragmentarisches Lustspiel von etwas besserer Haltung, als der „Bürgergeneral". Es handelt sich um eine Bauernverschwörung, die dem Adel alte, angemaßte Vorrechte zu entreißen droht. Auch hier spukt die französische Revoluzion, und das Komische soll darin liegen, daß nicht die wirkliche Thatsache die Theorie hervorbringt, sondern im Gegentheil die angeflogene Theorie die Mutter der Thatsache werden will. Komisch kann das nun allerdings werden. Besonders gut gezeichnet ist die junge Adlige, die noch den ganzen Vollbluttrotz in sich fühlt, und die durch ihre Entschlossenheit auch richtig den Vorsprung gewinnt. Göthe schlichtet hier den revoluzionären Konflikt dadurch, daß er den Adel in Allem, was recht und billig ist, nachgeben läßt, wodurch denn der Aufruhr sich nur noch in seine eigene Lächerlichkeit auflösen kann. Während die Moral im „Bürgerregiment" viel herber ist: „Und Euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landsart und Witterung versteht, und Euer Säen und Aernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Horizont betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags." Im Ganzen aber bleibt es auch in den „Aufgeregten"

beim Alten, und Luise sagt: „Ich habe manchmal meine Bemerkungen im Stillen darüber gemacht. Wer die Menschen nicht kennte, würde sie jetzt leicht kennen lernen. So viele nehmen sich der Sache der Freiheit, der allgemeinen Gleichheit an, nur um für sich eine Ausnahme zu machen, nur um zu wirken, es sei auf welche Art es wolle.“ Wozu die Gräfin als Chor bemerkt: „Sie hätten nichts mehr erfahren können, und wenn Sie mit mir in Paris gewesen wären.“

Wer nun trotz unserer Erklärung den Dichter über diese blos abwehrende und oberflächliche Betrachtung hochwichtiger Ereignisse nicht genug verdammen zu können glaubte, dem würden wir die Lektüre des französischen Globe vom Jahre 1826 anrathen, der mitten in der Aufregung der Restaurazion, während der täglichen Erneuerung der alten Prinzipien, sich in folgender Weise über etwas hinwegzusetzen vermochte, was für einen liberalen Franzosen die allerunverzeihlichste Ketzerei sein müßte: „In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revoluzion wird man keine übersichtliche Würdigung des großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg, wie sich die augenblicklichen Einflüsse desselben in des Dichters Gesichtskreis lächerlich und widerwärtig darstellten. Diesen Eindruck hat er auf eine sehr heitere Weise im „Bürgergeneral“ festgehalten.“ Was die ultraliberalen Schriftsteller des damaligen Globe „sehr

heiter" fanden, darüber sollten wir, wir unpolitischen Deutschen, ein aristarchisches Zetermordio erheben? Was gilt die Wette, all' die Krittler und Mäkler an Göthe's antirevoluzionärem Wesen, sie würden, eintretenden Falles zu allererst in ihr philiströses Mauseloch kriechen, sie hätten wohl noch nicht einmal den Muth, unter dem Feuer einer Belagerung über Refrakzions-Erscheinungen nachzudenken.

Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" stopfen jene Leichname der alten vorsündfluthigen Welt, die Göthe auf den Wogen der Flucht und des Exils herantreiben sah, gar behaglich und bequem aus. Das heißt, die Form erscheint behaglich und bequem, der Inhalt ist nervenzitternd. Es wird von vorn herein berichtet, eine edle Familie sei über den Rhein geflohen, „um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Personen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte." Das ist in der That außerordentlich liebenswürdig. Wollte man nicht gleich auf der Stelle und stehenden Fußes adlig werden, damit man eine ausgezeichnete Person würde, damit sich unsere Nachkommen mit Freuden und Ehren unser erinnerten, und mancher Vortheile genössen, den wir ihnen äußerst wohldenkend verschaffen

würden? Die französische Revoluzion dachte 'grade so, da sie aber die Bürger nicht alle adlig machen konnte, so machte sie die Adligen alle bürgerlich, und ließ es jetzt auf die allgemeine Konkurrenz der Auszeichnung, der Freuden, Ehren und Vortheile ankommen. Nervenzitternd sagten wir, ist der Stoff der „Ausgewanderten"; nirgends erscheint Göthe so reizbar und krank. Die schöne alte Welt ist entzwei geschlagen, entzwei! wie wohnte sich's so ruhig auf ihr, wie wähnte man, noch lange Aeonen so fortzuleben. Was jetzt thun, wie sich fassen? — In den „Ausgewanderten" ist es, wo der sonst so gesunde Göthe in's Gebiet der Romantik hinübervagirt, wo er an Kernbeißers und Eschenmichels Sumpf und Moor seine nächtliche Visite abstattet, und mit dem Kopfe unter'm Arm gar betrübsam hin- und herfackelt: Göthe sieht Geister, wenigstens ist es ihm höchst gefällig und bequem seine Personen Geister sehen zu lassen. Das vertraute „Mährchen", das hier aufgetischt wird, schmeckt nach Achim von Arnim und Clemens Brentano; es ist die baare Verzweiflung an Sinn und Verstand und das krankhafte Vergnügen an dieser Verzweiflung. Was geht es uns an, ob sich der irdische Dichter vielleicht etwas wunderbar Tiefes, nun geheimnißvoll Verschleiertes dabei gedacht habe. Wir sind das von Göthe nicht gewohnt, wir lassen uns das selbst von ihm nicht gefallen, wir verlangen menschlichen Inhal in klarer, durchsichtiger

Form; wir protestiren. Es ist übrigens historisch, daß kurz nach dem Terrorismus, also zur Zeit, wo Göthe die Ausgewanderten schrieb, in Frankreich selbst die Gespenster- und Erscheinungsgeschichten an der Tagesordnung waren. Der eben abgekühlte Schrecken wurde fantastisch, leichtgläubig — religiös.

Diese seine Verzweiflung an der Welt, an Recht und Unrecht, an Schwarz und Weiß gab Göthe bei Gelegenheit des Reinecke Fuchs selbst zu. Dieser Stoff kam ihm wie gerufen. „Die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für Tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im gesetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt, da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte. Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung Reinecke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich sich vorträgt, so geht doch Alles,

wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört." „Meine dieser unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude." Man hat diese Stimmung, in der Reinecke Fuchs angegriffen wurde, für das Aergste und Zweideutigste erklären wollen; aber man hat nicht bedacht, oder nicht bedenken wollen, was Göthe mit jenem „Auch hier" sagen wollte. Bisher war er blos der Demos, der Elementargeist des Volkes, der ihn beleidigt und gekränkt hatte. Jetzt sah er auch im Hof- und Regentenspiegel die ungeheuchelte Thierheit ganz natürlich sich vortragen, und aus diesem Gleichgewicht der oberen und unteren Schlechtigkeit erwuchs ihm erst der Humor, jetzt erst ward es ihm möglich, an irgend etwas Trost und Freude zu finden. Das Aergste sind die „Ausgewanderten", Reinecke Fuchs ist schon das Umschlagen in eine versöhnende Betrachtung. Und wie wildzt diese ungeheuchelte Thierheit des Hofes und der Regenten aus dieser klassischen Schöpfung so humoristisch heraus! Man lese nur, was Reinecke zu Grünbart dem Dachse spricht:

„Raubt der König ja selbst so gut als einer, wir wissen's.
Was er selber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe

Holen, und glaubt, es geschähe mit Recht. Da
findet sich keiner,
Der sich getraut, ihm die Wahrheit zu sagen, so
weit hinein ist es
Böse, kein Beichtiger, kein Kaplan, sie schweigen!
Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu
gewinnen.
Komme dann einer und klage! Der haschte mit
gleichem Gewinne
Nach der Lust, er tödtet die Zeit und beschäftigte
besser
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort ist fort und
was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das hast du besessen.
Der Klage
Gibt man wenig Gehör und sie ermüdet am Ende.
Unser Herr ist der Löwe, und Alles an sich zu
reißen
Hält er seiner Würde gemäß. Er nennt uns ge-
wöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das uns're, scheint es,
gehört ihm! — —

Sehet, Oheim, bemerk' ich nun das und sinne
darüber,
Nun, so spiel' ich halt auch mein Spiel und denke
darneben

Oefters bei mir: es muß ja wohl recht sein, thun's doch so viele!
Freilich regt sich dann auch das Gewissen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht und läßt mich das Ende bedenken.
Ungerecht Gut, so klein es auch sei, man muß es erstatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen; doch währt es nicht lange.
Ja, was hilft's dich, der Beste zu sein, es bleiben die Besten
Doch nicht unberedet in diesen Zeiten vom Volke.
Denn es weiß die Menge genau, nach allem zu forschen,
Niemand vergessen sie leicht, erfinden dieses und jenes;
Wenig Gutes ist in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige drunter auch gute gerechte Herren zu haben. —

Doch das Schlimmste find' ich den Dunkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.

Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in müßigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer in's Arge.
Afterreden, Lug und Verrath und Diebstahl, und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen. —

Freilich sollten die geistlichen Herrn sich besser betragen." — —

Und nun kommt Reinecke erst auf sein rechtes Feld, wo er seine unerschöpfliche Suade in zierlichster Fülle spazieren läßt.

Daß ihm grade jetzt, 1794, dieser Humor, dieser heitere Sündenspiegel des Hof- und Regentenwesens entgegentrat, das nannte Göthe das Werk „einer besonderen Fügung." Weit versöhnlicher aber noch,

als der humoristische Reinecke Fuchs, ist die Idylle „Hermann und Dorothea.“ Es handelt sich zwar wieder veranlassungsweise von der bösen Revoluzion; der Dichter führt uns hier sogar massenhaft jene armen Opfer der Gewaltsamkeit vor, die mit ihrem tragbaren Hab' und Gut, oft krank und schwach, in die unbekannte Weite hinauszogen, dem Spiel des Zufalls und barmherzigen Seelen anvertraut. Aber das ganze Ereigniß wird mehr als objektives Weltschicksal genommen, denn als eine That, für die Einzelne, und zwar willkürliche, boshafte Einzelne verantwortlich gemacht werden könnten. „Hermann und Dorothea“ läßt sich wieder mit der reinsten Freude genießen, und man nimmt beruhigt vorlieb mit der etwas engherzigen Mission, welche am Ende dem deutschen Volke in den Weltangelegenheiten zuertheilt wird. Hermannn spricht:

„Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.

Dies ist unser, so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens."

Des Friedens! Amen. Er war ein Kind des Friedens.

Den vollständigen Abschluß mit der Revoluzion versuchte Göthe in der „natürlichen Tochter." Der Stoff war ursprünglich der französischen Hofgeschichte entlehnt.

„Die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti erregen in mir die Konzepzion der natürlichen Tochter. In dem Plane bereitete ich nur ein Gefäß, worin ich Alles, was ich so manches Jahr über die französische Revoluzion und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste (Stich auf den „Bürgergeneral" und die „Aufgeregten") niederzulegen hoffte." Aber selbst jetzt, als Göthe aus dem Zustande des Prickelns und des halbgezwungenen Lachens in seine marmorne Ruhe und gesunde Sicherheit sich gerettet hatte, selbst im Jahre 1799 vermochte er nicht, diesen „geziemenden Ernst" in der Sprache des Tasso durchzuführen. Auch jetzt noch konnte er der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen, und mußte auch den Abschluß der „natürlichen Tochter" sich und Andern schuldig bleiben. Der Plan erforderte die Folge mehrerer fünfaktiger Stücke, und Göthe brachte nur eines zu Stande, er kam nur bis zu dem Punkte, wo die Prätendentin, durch den königlichen Familienstreit und die Kabale getrieben, sich einer bürgerlichen Ehe mit einem Weltgeistlichen bequemt, um nur im Lande der Väter bleiben zu dürfen Der weitere Plan blieb liegen. Schon im Erscheinungsjahre des Reinecke Fuchs, im Jahre 1794, war auch der erste Band von Wilhelm Meister erschienen, ein Feld, auf dem der Dichter völlig wieder zu sich selbst, zum großen Dichter des rein Menschlichen, ja zum gewaltigen Propheten der Zukunft werden sollte.

Die „natürliche Tochter" stellt das Ideal des Königthums auf; es sollte sichtbar werden, was der Strudel der Zeitbewegung hinwegzureißen versucht hatte.

„Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Ist jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht.
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen,
Und wenn er fällt, mit ihm stürzt alles hin.
Die Jugend, sagt man, bilde sich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein;
Doch dieser Wille, diese Kraft, auf ewig
Was sie vermögen, dir gehört es an."

Nämlich dem Könige. Und dieser selbst spricht sein eigenes Ideal von sich selbst in folgender idealen Weise aus:

„O wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Heerd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte sollten unter niederm Dach,
Begnügte sollten im Palaste wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glück's genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt."

Es ist dasselbe Ideal vom Königthume, das auch Schiller in der Jungfrau von Orleans aufstellt, die

in Einem verkörperte Staatsidee, die Individuum gewordene Gattung, wogegen der Strauß nur leider die böse Mythologie aufgebracht hat. — Der Ursprung der Revoluzion, den Göthe in diesem Stücke in der königlichen Familie selbst aufzeigt, enthält in den zwei Zeilen:

Eugenie.

Wer ist so hart, sich ihm zu widersetzen? (dem Könige.)

Herzog.

Der Heil des Ganzen von der Strenge hofft.

Und weiter:

Eugenie.

Des Königs Milde sollte Milde zeugen.

Herzog.

Des Königs Milde zeugt Verwegenheit.

Doch, wie gesagt, Göthe bringt die Revoluzionsgeschichte nicht weiter, als bis zur Amalgamirung eines königlichen Sprosses mit einer ordinären bürgerlichen Staude. Vielleicht ist aber die Revoluzionsgeschichte weit genug gebracht, wenn Louis Philipp erst in der Schweiz Lehrer der Mathematik geworden ist. Der König wird Bürger, das ist das Geheimniß der Revoluzion.

Als Kunstwerk wollen wir uns schließlich die „natürliche Tochter“ keinen Augenblick schelten lassen;

sie ist eine so edelzarte, herrlich geformte Gestalt. Man hat sie kalt gefunden; das ist ein subjektives Urtheil. Siedendes Wasser zum Punsch wird hier nicht verabreicht. Auch der Werther ist kalt, wenn man ihn versteht. Die Kunst ist nun einmal mit dem Pyrometer nicht zu messen.

Aber der deutsche Geschmack ist durch die pathologischen Dichter unendlich verdorben worden. Sie schildern fürchterlich, wo sie das Fürchterliche schildern sollten.

Im Anfange dieses neunzehnten Jahrhunderts lebten drei Männer, die fast zu gleicher Zeit in der Vollkraft ihrer Wirksamkeit standen, und wie ihrer die Welt noch keine drei andere gesehen hatte: Hegel, Göthe, Napoleon. Wenn man wissen will, was groß und bedeutend sein heißt, so braucht man diese drei nur zu betrachten; und will man wissen, was auf verschiedenem Gebiete gleich groß sein heißt, so braucht man sie nur miteinander zu vergleichen. Hegel war der philosophische Idealist, der Idealist des Kopfes, der die ganze Welt und Alles, was darinnen lebt und webt, in das Schema seines absoluten Begriffes einfaßte. Göthe war der ästhetische Idealist, dem alle Dinge nur wegen der schönen Form, wegen des schönen Scheines vorhanden waren, der

aber auch die ganze Welt und alle ihre Zeitalter in diesen schönen Formen aufbewahrt hat. Auch Napoleon war ein Idealist, aber ein Idealist der That. Er verhielt sich allerdings zu Göthe und Hegel, wie die That zu Vorstellung und Begriff; aber diese seine That selbst war eine idealistisch gefaßte. Man hat seine Macht, seine imposante Erscheinung, so wie seine Uebermacht nicht besser bezeichnen zu können geglaubt, als indem man ihm nachsagte: Er habe seinen Willen überall zum Gesetze gemacht. Das ist vollkommen richtig, und bezeichnet den ganzen Napoleon als Idealist. Wenn ich meinen Willen zum Gesetze, zur allgemeinen Norm mache, so kehre ich mich an die anderen besondern Willen nicht, schiebe sie bei Seite, erdrücke und zertrete sie nöthigenfalls; so machte es Napoleon mit Individuen und Völkern. Sein Wille erweiterte sich zum geltenden für Alle: das Kontinentalsystem wie der russische Feldzug waren sein Wille, die Zentralisazion, der Code, die Preßpolizei, die schönen Landstraßen und Kanäle, die plötzlich Europa durchschnitten, waren sein Wille; der ganze Verlauf der Weltgeschichte war über fünfzehn Jahre lang sein Wille; wo nicht die Universalmonarchie, so doch die große Föderazion des Erdtheils und dadurch der Welt, mit seinem Willen im Zentrum: das war sein Ideal, sein letzter und höchster Gedanke. Wenn man der Kaiserzeit einen gewissen Materialismus nachsagt, so bezieht sich das auf die Lebensansichten

und Observanzen der Einzelnen oder auch der Massen; aber dieser Materialismus selbst war die ideale That des Kaisers, war sein Wille. Bei diesem Napoleonischen Idealismus wird es handgreiflicher, als bei dem ästhetischen und dem philosophischen, wie der Weg des Ideals über die Leichen der Einzelheiten und Besonderheiten geht, wie hier ohne Schonung alle Eigenthümlichkeiten dem großen und grausamen Ziele weichen müssen. Von Napoleon heißt es: Das Leben von Tausenden und Hunderttausenden sei ihm gleichgültig gewesen, dafern er seine ehrgeizigen Absichten nur erfüllt hätte. Diese Sprache schmeckt etwas nach den Stunden der Andacht, aber der innerste, wahre Gedanke ist kein anderer als der: Napoleon war ein Idealist. Man sehe nur Alles an, was er geschaffen oder erweitert und vervollständigt hat: wie idealistisch das Alles ist, wie sich hier Jeder und Alles seiner eigensten Eigenthümlichkeit begeben und in das Halseisen der Norm einpassen muß.

Von diesen Idealisten trafen sich zwei zu Erfurt 1809, Göthe und Napoleon, und ich stelle sie mir gerne vor, wie sie in einer Fensterwölbung bei Seite stehen und ernste Göttergespräche mit einander führen, während der christliche, germanische Kaiser von Rußland, der eben so liberal als pietistisch-fromm war, mit irgend einer der zahlreichen deutschen Prinzessinnen vorbeiwalzt. Was mögen die Beiden wohl mit einander verhandelt haben? Gewiß nichts Geringes,

denn Napoleon sagte beim Scheiden zu Göthe: Monsieur de Goethe, vous ètes un homme! Der Idealist der That nannte Göthe'n einen Mann. Göthe hat den Napoleon dafür angesungen und von ihm gesagt: „Was Tausende verwirrt, das löst der Eine.“ Alles sei dem Helden gelungen, ja reichlicher als Dichter je gesungen. „Der Alles wollen könne, der wolle auch den Frieden.“ Göthe betrachtete die Erscheinung dieses größeren Cäsars mit wahrer Verehrung; nicht nur erschien ihm hier etwas an und für sich Großes, sondern er hatte auch bald das feste Zutrauen zu dem Idealisten der That gefaßt, daß er seinem ästhetischen Idealismus wieder Ruhe verschaffen werde.

Seit sich der Kern in dem Napoleonischen Kometen zu dichten begann, seit er gar die Sonne eines um ihn kreisenden Planetensystems wurde, fand Göthe seinen Frieden mit der äußeren Welt wieder, bekümmerte er sich fast nicht mehr, wenigstens nicht in der früheren ängstlichen Weise, um die Welthändel. Napoleons Dasein und festes Auftreten gab ihm wieder Boden unter die Füße, verassekurirte ihm gewissermaßen sein eigenes Dasein. Man hat dieses beruhigende Verhältniß bis jetzt noch nirgendwo bemerkt, und doch liegt es in der Göthe'schen Natur so tief begründet. Wer mit starker Hand der Welt das Gesetz der Ordnung und des Friedens auflegte, der mußte für Göthe eine providenzielle Erscheinung werden. Von jetzt an vergißt er in seinen Tag- und

Jahresheften die politischen Ereignisse zu vermerken; die Weimaraner spielen wieder ruhig Komödie an der Ilm, und Göthe erklärt die Maskenzüge, als ob nichts vorgefallen sei, als ob kein König geköpft, als ob man aus der Champagne nicht zurückgeschlagen worden wäre. In Weimar regnen die Geburtstagsgedichte wieder; in Karlsbad erhält Marie Luise ein Gedicht, und Ihro Kaiserliche Majestät von Oesterreich werden vielfach mit Versen beglückt.

Zum Jahrgang 1812 vergißt Göthe — den Zug nach Rußland. „Die Familie Kobler eröffnete mit höchst anmuthigem Ballet das Jahr." „Iffland schloß das Jahr auf das Erwünschteste."

Von der Schlacht bei Leipzig im folgenden Jahre Nichts. Dagegen: „Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen: Wilhelm von Humboldt; Graf Metternich; Staatskanzler von Hardenberg; Prinz Paul von Würtemberg; Prinz August von Preußen; Kurprinz von Hessen; Professor John, Chemikus; Hofrath Rochlitz."

„Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem Chinesischen Reich widmete, und dazwischen, eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des Esser

im Auge, der Schauspielerin Wolf zu Liebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, grade an dem Tage der Schlacht von Leipzig." An einem anderen Orte bemerkt er, wie dieser Prolog die prophetischen Worte enthalten habe:

„Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

1815 studirt er Hafis in der von Hammer'schen Uebersetzung, und schickt sich zum west-östlichen Divan an. Was kümmert ihn die deutsche Bundesakte —?

Im Jahre 1816 hat er, beim Himmel! sogar Furcht vor der Preßfreiheit; ja Göthe fürchtet sich vor der freien Presse. „Ein solcher innerer Friede — er hatte nämlich höchst interessanten Besuch: von Mellisch, Hufeland, Max Jakobi, von Laffert, Chladin, Zelter und Wilken, Graf und Gräfin O'Donell und Hofräthin Kästner aus Hannover, die alte Lotte — ward durch den äußeren Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit (erlauben Sie, Herr von Göthe, es sind blos gemeinsame Maßregeln über die Preßfreiheit, auch nicht aus-, sondern blos versprochen worden) die Ankündigung der Isis erschien, und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren und die nicht zu berech-

nenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah." Mit Schrecken und Bedauern! Die wirkliche Welt drohte sich abermals zu bewegen!

Wir haben uns schon anderwärts über den Unterschied von menschlicher und bürgerlicher Preßfreiheit ausgelassen. Göthe wollte die erstere, er wußte nur nicht, daß sie weit über der letzteren steht und daß sie, in ihrer ganzen Ausdehnung allgemein geworden, dieselbe gänzlich aufhebt. Wenn das Recht, sich selbst zu genießen, von innen heraus zu leben und zu wirken, das Recht jedes Menschen geworden ist, wird man dann noch über einen Minister, über ein Budget, über eine Justizverfassung schreiben wollen, ja nur zu schreiben haben? Die menschliche Preßfreiheit hat Göthe sein ganzes Leben lang geübt und niemals, weder selbst die Polizei herbeigerufen, noch gebilligt, daß man sie anderswo herbeirief. Wer hätte dieser Preßfreiheit mehr bedurft, als der Dichter des Prometheus und des Faust, der Elegieen und Epigramme! Es fällt ihm bei den Enzyklopädisten niemals ein, sich zu verwundern, warum man solche Bücher nicht konfiszire, warum sich in solche Dinge nicht diejenigen Leute hineinlegten, die er im Götz so vortrefflich die „Esel der Gerechtigkeit" nennt. Die kühnsten deutschen Untersuchungen, dem revoluzionärsten Idealismus gegenüber ist es ihm durchaus natürlich, daß jede Ansicht von den göttlichen Dingen freien Spielraum behalte. Wie er denn

selbst mitten in der Zeit, die wir eben durcheilen, im Jahre 1811, seine bitterste Kritik von F. H. Jakobi's Schrift „von den göttlichen Dingen" ausließ, und später mit wahrem Jubel die Schrift Schelling's aufnehmen mußte, worin den göttlichen Dingen des gefühlsseligen Jakobi ein vernichtendes „Denkmal" gesetzt wurde. Er selbst äußert sich wie folgt: „Jakobi „von den göttlichen Dingen" machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anschauungsweise, die nach Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig-beschränkter Ausspruch auch dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich im schon Bekannten gar manches, das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr."

Da wird man es denn schon mit in den Kauf

nehmen müssen, daß er im Jahre 1819 keinen Protest wider die famosen Bundesbeschlüsse schmiedete, keine Petizion wider dieses Zeitungsfutter ohne Ende organisirte, und den Staatsminister von Voigt, der „sich in der letzten Zeit sehr angegriffen gefühlt von den unaufhaltsam wirkenden revoluzionären Prinzipien," selig pries, daß er am 22. März starb, und so „die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde." Damals wurde die That Karl Sand's ein schönes Zeichen der Zeit genannt, und grade von der Richtung, die mit der Jakobi'schen Philosophie ziemlich nahe verwandt war, wie denn auch jener edelschwärmende Jüngling von einer Art Herrnhuterei, wo nicht getrieben, doch wenigstens bei seiner That geleitet worden war. Nun, und was ist aus jener Richtung, was aus dieser Herrnhuterei geworden? Haben sie die Kraft besessen, die Welt umzugestalten, waren sie einer Reakzion mächtig, die so bedauerlich schwach sich zeigte, daß sie dieselbe Herrnhuterei heute in ihrem eigenen Dienst genommen hat, heute, da es gilt, einem Feinde die Spitze zu bieten, der dreist bei Göthe anzuknüpfen wagt, bei demselben Göthe, welcher einen Menschen selig preisen konnte, daß er den 23. März 1819 nicht erlebt hatte? Wird man endlich ein Körnchen Salz mitbringen zu der Betrachtung geschichtlicher Dinge, zum Loben und Tadeln

der Vergangenheit, wird man endlich den einfachen Satz, es sei nicht Alles Gold was gleißt, dort anwenden, wo er angewendet zu werden verdient? Karl Sand ist heute königlich-preußischer Minister und Preußen steht noch immer. Wäre seine That eine wirklich *schöne* That gewesen, so möchten die Dinge leicht anders aussehen. Sie war vielleicht nothwendig, motivirt, kühn, ein Zeichen der Zeit, Alles was man will; aber sie war durch und durch *häßlich*. Sie hat ihre Kopieen und homöopathischen Verdünner in Deutschland gefunden in den Charivari's für Zensoren, in Serenaden gar für „freisinnige" Zensoren! *Freisinnige* Zensoren! Deutschland ist unerreichbar in gewissen Dingen. Da lobe ich mir die Göthe'sche Konsequenz, die nun einmal von der *bürgerlichen* Preßfreiheit nichts wissen wollte, die sich vor jenen Anregungen, vor jener Bewegung, vor dem ganzen „Fortschritte" fürchtete, und auch hier wieder, wie bei der Revoluzion selbst, nicht recht wußte, ja nicht einmal ahnen konnte, was *denn eigentlich Neues an die Stelle des Alten treten solle oder werde*.

Göthe war in Karlsbad, als die „freiheitsmörderischen" Beschlüsse gefaßt wurden. Freiheitsmörderisch! es wäre ein Kunststück gewesen, die damalige deutsche Freiheit zu morden. Ich begreife die Diplomaten kaum, daß sie den deutschen Völkern auch nur das Geringste ließen, daß sie all' den verworrenen

Gelüsten, all' jener Rammelei mit der Freiheit nicht viel kürzeren Prozeß machten. Es wäre ganz bestimmt Alles gut gegangen, man hätte ein paar Dutzend Leute nach Spandau und Magdeburg gesetzt. Il y aurait eu quelques Prussiens de moins!

Göthe war in Karlsbad: „In Karlsbad sah ich Fürst Metternich und dessen diplomatische Umgebung, und fand an ihm, wie sonst, einen gnädigen Herrn." Wollen sich die Liberalen die Haare ausraufen, so steht ihnen das frei. Metternich war für Göthe ein gnädiger Herr; aber Göthe hätte ihm niemals die Konzession gemacht, daß seine geistige Entwicklung, der freie Flügelschlag seiner Seele, von einem Präsidialvortrage des österreichischen Staatskanzlers abhange. Wo die Karlsbader Polizeistatuten, wo der Bann des demagogischen Geistes in Deutschland tief am Boden einherkroch, da schwang hoch oben in reiner Sonnennähe der Adler Faust sein lichtglänzendes Gefieder, unnahbar den Krallen des Marders, der blos denen gefährlich ist, welche glauben, nur in der Sphäre des Marders leben zu können. Es gibt ein untrügliches Mittel, jedweden Feind zu besiegen, ja ihm Hohn und Spott während des Kampfes schon zu bereiten, man muß ihn gar nicht anerkennen. Dazu hat man das Recht, sobald man so hoch über seinen Standpunkt erhaben ist, wie Göthe über dem des Fürsten Metternich stand. Die Franzosen jammern und lamentiren über die

Septembergesetze, die höhere Potenz der Karlsbader Beschlüsse. Es geschieht ihnen aber vollkommen recht, sowie den Deutschen auch Recht geschehen ist. Wenn die polizeiliche Maßregelung von einem Volke geduldet wird, so erkennt das Volk eben damit an, daß es in der Kategorie der Polizei befangen ist.

Aber wie, Göthe wäre kein patriotischer Dichter gewesen? Hat er nicht „des Epimenides Erwachen" gedichtet? und ist dieses Drama nicht mindestens so gut, wie all' der Barden- und Skaldentumult, der während der Restaurazion erdröhnte? Göthe, der immer als Begleiter, nie als Leiter mit der äußeren Entwicklung der Zeit ging, Göthe, der jedes poetische Moment, seiner Realitätsmaxime getreu, eifrig aufnahm und ihm Gestalt zu geben suchte, Göthe fand auch in den „Freiheitskriegen" ein solches Moment, und hat daraus gemacht, was überhaupt daraus zu machen war. Des Epimenides Erwachen ist die Knechtung, Ermannung und Befreiung Deutschlands vom Joche Napoleons; aber Göthe ist dabei so ehrlich, uns die Geschichte jener Ermannung und die Ausbeutung der neuen Freiheit durch die diplomatischen bösen Mächte nicht zu verheimlichen. Er war zu klug, um sich in begeisterten Hymnen zu verlieren

und zu redlich, die Intrigue zu verschweigen. Er gibt uns, was kein patriotischer Romantiker gethan hat, die Wahrheit über den Befreiungskampf, und bittet sich dagegen blos aus, keine Eigennamen nennen zu dürfen. Der Eroberer im Epimenides ist natürlich Napoleon. Glaube und Liebe klagen über Michel-Epimenides; der Dämon der Unterdrückung überwindet; Hoffnung führt die Zagenden in den Kampf. Es wird Freiheit, Freiheit, Freiheit geschrieen, Michel erwacht. Die Genien versprechen Rettung. Die Jugendfürsten ziehen, mit der Hoffnung an der Spitze, in die Schlacht; ein Jugendfürst sieht bereits „alle Kronen neugeschmückt", der Chor sagt: „Deutschland" sei durch Einigkeit wieder groß geworden. Die achtzehnte Oktober-Feuer flammen von Bergen zu Bergen. Was will man mehr?

Göthe hat, seiner Eigenthümlichkeit zu Folge, wie schon in der „natürlichen Tochter", alle Eigennamen vermieden, und sich mit Gattungswörtern, ja mit allegorischen Bezeichnungen, wie Genien, Dämonen, sogar Tugenden begnügt. Der Dichter wußte diesem Stoffe nur dann Schönheit abzugewinnen, wenn er ihn verallgemeinerte, wenn er ihn auf den namenlosen Grund des allgemein Menschlichen stellte, und zog es vor, Vater Blücher's Schimmel nicht auf die Bretter zu bringen. Er hatte, wie immer, einen feinen Takt. Welche Verse, ich sage nicht Reime, der ganzen romantisch-patriotischen Literatur ließen

sich mit dem vergleichen, was Hoffnung in Stanzen spricht:

„Von Osten rollt, Lawinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt, und nah und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer:
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört — und fühlt sich besser;
Vom Ozean, vom Belt her kommt uns Rettung;
So wirkt das All' in glücklicher Verkettung."

Wer hat den Freiheitsmuth kräftig-schöner dargestellt, als es in den Worten der Genien geschieht:

„Komm, wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann."

Der Chor, der mit den Jugendfürsten und der Hoffnung einherzieht, singt sogar in drei Versen jedesmal „Vorwärts":

„So erschallt nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme sie erschallt,
Und, entflammt von heil'gem Grimme,
Folgt des Blitzes Allgewalt:
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan."

Einer der Jugendfürsten ruft selbst das „preußische Vorwärts" aus, und der Chor erklärt den ganzen Spektakel, wie folgt:

„Denn so einer Vorwärts rufet,
Gleich sind Alle hinterdrein,
Und so geht es abgestufet,
Stark und schwach und groß und klein.
Hinan! — Vorwärts — hinan —"

bis auf den Montmartre zu Paris.

Dazwischen meint aber die ultraliberale „Hoffnung" schon etwas „böswillig":

„Noch ist Vieles zu erfüllen,
Noch ist Manches nicht vorbei;
Doch wir Alle, durch den Willen
Sind wir schon von Banden frei."

A la Fichte! Und Fichte selbst war noch zurück. Was brauchen wir Willen, wenn wir gesund sind und Dialektik haben, wenn wir Diplomaten sind?

Göthe konnte sich unmöglich dabei beruhigen, ultra-liberal gewesen zu sein, ohne von seiner ruhigen Höhe aus den ganzen patriotisch-liberalen Standpunkt, der Wahrheit gemäß, zu erklären. In folgender Weise stellt er die Dialektik des deutschen Patriotismus dar. Es ist von dem siegreichen Eroberer die Rede.

Dame (Königin Luise).

Die Geister macht er nie zu Sklaven,
Durch off'ne Rache, harte Strafen
Macht er sie nur zur Freiheit reif.

Hofmann (Gentz und Konsorten).

Doch Alles, was wir je ersonnen,
Und Alles wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterschleif.

Pfaffe (beliebig).

Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug in Rath.

Jurist (wieder beliebig, eigentlich derselbe).

Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und Alle werden uns vertrau'n.
Es sei ein ewiges Zerstören,
Es sei ein ew'ges Wiederbau'n.

Lustige Person (leicht zu errathen).

Steht nur nicht in so enggeschloss'nen Reihen,
Schließt mich in eure Zirkel ein!
Damit zu euern Gaukeleien
Die meinigen behülflich sein.

Bin der gefährlichste von allen! (?)
Die weil man mich für nichtig hält,
Daran hat Jedermann Gefallen,
Und so betrieg' ich alle Welt.

Euch dien' es Allen zum Bescheide:
Ich spiele doppelte Person;
Erst komm' ich an in diesem Kleide,
In diesem mach' ich mich davon.

(Zeigt sich als böser Geist, versinkt, eine Flamme schlägt empor.)

„Aufgeführt Berlin, den 30. März 1815.“

Und Göthe wurde nicht in die Hausvoigtei eingesperrt.

In den drei Riesengestalten Hegel's, Göthe's und Napoleon's hat sich der Idealismus der alten Welt zum letzten Male in unübertroffener Größe zusammengenommen. Das Geschlecht schien sich in

ihnen ausgegeben zu haben. Keine Philosophen mehr, keine Dichter mehr, auch keine Helden mehr. Aber diese Konzentrazion des Idealismus bedeutete mehr, als sich die Philister und die siegende Diplomazie einbilden mochten; es war damit ausgesprochen, daß das Zeitalter des Idealismus sein Ende erreicht habe, daß es jetzt gelte, den Idealismus real zu machen. Der Idealismus soll nicht vernichtet werden, bei Leibe nein! Er soll uns künftig auf der Straße begegnen, wir werden unsere Nasenspitze an die seinige legen. Diese Arbeit, den Idealismus zum Straßenjungen zu machen, diese Arbeit steht vor der Thüre. Aus deinem Himmel heraus, du Antike, du Verschimmelter! Herein, du Alter, du Guter, herein, in's Leben! Du Rothbart, steig' aus deinem Kyffhäuser, du Anachoret, stürz dich aus der Wüste in die Welt! Du Wolkenbild, löse dich in irdischen Thau auf, erquicke uns, wir sind durstig. Du gestohlenes Gut, kehre zu deinem rechtmäßigen Eigenthümer zurück, der lange Zeit um die **possessio**, um den **usufructus** betrogen worden. — Wer steht da, der meint, wir wollten das Eigenthum aufheben? — Der Narr! — Wir haben ja noch gar keins; es gehört den Göttern, den Gesetzen, der Kunst. Wir haben Nichts, wir sind bettelarm, wir Proletarier. Eigenthümer wollen wir werden, reiche, reiche Eigenthümer, den Zensus wollen wir zahlen können, um in die Repräsentantenkammer der Menschheit einzurücken, um auf die Liste der

Geschwornen zu kommen, welche über menschlich und unmenschlich entscheiden. Einen großen Widder her für die Dämme, hinter denen sich die ewige Lebensquelle Göthe's, Hegel's und Napoleon's aufstaucht, den Damm durchstoßen und herein in die Menschheit mit den Wellen, mit den Fluthen der Wahrheit, der Thatkraft und der Schönheit. Nicht Einzelne mehr sollen denken, schön empfinden und ihren Willen zum Gesetz machen. Wir wollen denken, wir wollen schön empfinden, und wir wollen denkend und empfindend handeln.

Zweiter Theil.

Zwischenrede über die Bedeutung der Revoluzion.

Der Mensch weilt gern im Beschränkten, sogar auf dem weiten Gebiete der Geschichte. Er ist ein historisches Gewohnheitsthier. Der Streit zwischen der historischen Schule und dem sogenannten Vernunftrechte ist ein durchaus mäßiger, indem das Vernunftrecht eben so historisch ist, wie die historische Schule selbst. Die Menschheit liebt es, sich einen Gränzpfahl zu stecken, im Hinblick auf welchen sich ihr sämmtlicher Fortschritt bemessen lassen soll, und was sich unter dem vielversprechenden Titel des Vernunftrechtes geltend macht, kommt niemals dazu, die Vernunft jenes Gränzpfahles selbst wieder zu untersuchen, und die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob es nicht das Allervernünftigste wäre, jenen Pfahl vor allen Stücken auszuroden. So begränzt die französische Revoluzion den Gesichtskreis unserer meisten Zeitgenossen. Weil diese Bewegung praktisch wurde, weil

sie ganz bestimmte Rechte in Wirklichkeit setzte, weil sie der Weltgeschichte den Ton zu geben vermochte, weil sie für eine geraume Zeit das Motto und die Devise der zivilisirten Welt wurde, so soll sie nun auch gleich die letzte Bewegung sein, die äußersten Rechte in Wirklichkeit gesetzt haben, die Weltgeschichte für ewig bestimmen. Der Enthusiasmus, die glühende Ueberzeugung erblicken hier einen Stoff, an dem sie sich bethätigen können, und da der Enthusiasmus nicht zu denken vermag, so erklärt er es für vergebene Mühe, für Sophisterei, wenn der Gedanke eben damit umgeht, ihm einen neuen, zeitgemäßen Stoff herauszuarbeiten.

Der Gedankenstoff der französischen Revoluzion war ein durchaus berechtigter. Man darf nur lesen, mit welcher Freudigkeit Hegel diesen Stoff anerkannte. „Der französische Atheismus, Materialismus und Naturalismus, sagt er, hat die Vorurtheile alle zerschlagen, und den Sieg davon getragen über die begrifflosen Voraussetzungen und Gültigkeiten des positiv Bestehenden in der Religion, das den Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, den rechtlichen und moralischen Bestimmungen und der bürgerlichen Einrichtung vergesellschaftet ist; mit dem gesunden Menschenverstand und einem geistreichen Ernst, nicht frivolen Deklamazionen hat er sich gegen den Weltzustand in gesetzlicher Ordnung, gegen Staatsverfassung, Rechtspflege, Regierungsweise, politische Autorität, eben so gegen

Kunst gekehrt.“ Das reine Selbstbewußtsein trat allem dem gegenüber, was sich anmaßte, als positiv zu gelten, was in Kirche, Staat, Kunst und Gesellschaft den Menschen tyrannisirte, ohne daß dieser ihm jemals seine freie bewußte Zustimmung gegeben hätte. Die französische Philosophie, das ist die französische Revoluzion, wußte mit Entschiedenheit, daß sich im menschlichen Bewußtsein nichts von jenen Formen finde, sie wußte mit Entschiedenheit, daß nichts fürder anzuerkennen sei, was nicht dem Selbstbewußtsein gemäß wäre. Hegel: „Jene Philosophen haben nur einen allgemeinen Gedanken dessen haben können, wie es sein soll, nicht die Weise der Ausführung angeben können. Was die Philosophen gegen die gräuliche Zerrüttung setzten und behaupteten, ist im Allgemeinen, daß die Menschen nicht mehr Laien sein sollen, weder in Bezug auf Religion, noch auf Recht; so daß es im Religiösen nicht eine Hierarchie, eine geschlossene, auserwählte Anzahl von Priestern, und eben so im Rechtlichen nicht eine ausschließende Kaste und Gesellschaft sei (auch nicht ein juristischer Stand), in der die Erkenntniß dessen liege und eingeschränkt sei, was ewig, göttlich, wahr und recht ist, und den anderen Menschen von diesen anbefohlen und angeordnet werden könne: sondern die Menschenvernunft das Recht habe, ihre Zustimmung und ihr Urtheil zuzugeben. Barbaren als Laien zu behandeln ist in der Ordnung, eben die Barbaren sind Laien, denkende

Menschen aber als Laien behandeln ist das Härteste. Dies große Menschenrecht der subjektiven Freiheit, Einsicht und Ueberzeugung haben jene Männer heldenmüthig mit ihrem großen Genie, mit Wärme, Feuer, Geist und Muth erkämpft: das eigene Selbst, der Geist des Menschen sei die Quelle für das, was er respektiren solle. Es zeigt sich so in ihnen der Fanatismus des abstrakten Gedankens. Wir Deutschen sind passiv, erstens gegen das Bestehende, haben es ertragen; zweitens, ist es umgeworfen worden, so sind wir ebenso passiv: durch Andere ist es umgeworfen worden, wir haben es uns nehmen lassen, haben es geschehen lassen."

Dieser ganze Protest gegen das Bestehende, wie ihn Hegel als vollständig berechtigt anerkennt, war in der Praxis der Umsturz des Aberglaubens, des Pfaffenthums, der Dummheit, der mörderischen Geburtsprivilegien, des Ministerdespotismus, der Maitressenherrschaft, des göttlichen Rechtes des Müssiggangs, der Schamlosigkeit und Verworfenheit in der herrschenden Kaste. Wer sollte zu diesem Umsturze nicht aus voller Seele jubeln, wer nicht allem Aehnlichen überall dasselbe Schicksal wünschen? Aber, wie schon Hegel ebenfalls bemerkt, war dies ganze Verhalten wider das Bestehende ein rein negatives, fußend auf der subjektiven Freiheit des Selbstbewußtseins oder auf dem abstrakten Selbstbewußtsein. Die französischen Philosophen wußten, was

sie nicht wollten, sie legten ihr Veto mit einer heldenmüthigen Konsequenz ein, bis gegen die Existenz Gottes selbst, der ganze Inhalt ihres Selbstbewußtseins war dieses Nichtwollen, diese Auskehrung von allem Inhalte, diese Befreiung von der Tradizion; sie begeisterten sich für das leere Selbstbewußtsein, sie waren fanatisch in dieser abstrakten Feindschaft gegen allen bisherigen Inhalt. Was ihnen daher für ihr eigenes positives Wollen übrig blieb, war sehr dünn und sehr wenig; ihre Affirmazion, das was sie anstrebten, ließ sich nur negativ ausdrücken: „daß der Mensch in seinem Herzen das Gefühl des Rechts, der Menschenliebe habe; Religion, Glaube nicht erzwungen werde; Verdienst, Tugend, Talent der wahre Adel sei." In dem freien und reinen Selbstbewußtsein, in die geleerten Innern sollte sich nun alle Wahrheit finden; die Philosophen sagten, wir hätten gewisse Triebe in uns, die wir nur beobachten müßten. Damit kamen die Franzosen, wie Hegel bemerkt, „auf allgemeine Redensarten, mit denen man Bücher anfüllen kann." In der praktischen Welt geschah, wie immer, ganz dasselbe. So wenig als man theoretisch die Natur der Menschen untersuchte, als man sein eigentliches Wesen erforschte, sondern sich mit einer empirischen Biographie desselben begnügte, er habe einmal den Trieb geäußert, später jenen, noch später einen dritten, ebenso wenig untersuchte man in der Praxis das Wesen des Privilegiums, seine innerste

Natur; man begnügte sich damit, gewisse grobe, augenfällige Privilegien umzuwerfen, und im Gegensatz zu diesen umgeworfenen Privilegien gewisse allgemeine Rechte, Menschenrechte zu proklamiren. Die mehren Triebe, die man im Menschen konstatirte, entsprachen ganz genau den mehren Rechten, die man statuirte, anstatt daß man vom menschlichen Wesen und dessen einigem Rechte hätte sprechen sollen.

Die beiden Richtungen der philosophischen Doktrin des achtzehnten Jahrhunderts, die man als Materialismus und Spiritualismus oder Theismus einander entgegensetzt, sind eigentlich identisch; denn das dem subjektiven Denken fremde Wesen der Dinge wird in beiden Richtungen nur verschieden benannt, es heißt einmal Materie, das andere Mal Gott. Dem Materialisten ist die Materie der unbegreifliche Gott, dessen Thaten, hier Entwicklungen genannt, er einfach erzählt, weil er sie nicht begreift; die Entwicklungen der Materie sind ihm unerforschliche Rathschlüsse. Dem Theisten dagegen ist Gott die undurchdringliche Materie, bei der er als bei seinem letzten Grunde ankommt, und vermeint, etwas Rechtes gesagt zu haben, wenn er erklärt, sein Verstand könne nicht mehr weiter. „Es bleibt (dem absolut begreifenden Selbstbewußtsein der französischen Atheisten) keine Unterscheidung, kein Inhalt, denn aller bestimmte Inhalt geht in jener Negativität verloren. Dies leere

Wesen ist für uns überhaupt das reine Denken, was die Franzosen **être suprême** nennen: oder gegenständlich als seiend vorgestellt, dem Bewußtsein überhaupt gegenüber, die Materie. Damit ist aber dasselbe geschehen; denn die Materie ist das Allgemeine." (Hegel.)

Allerdings ist dasselbe geschehen, und in der französischen Welt des achtzehnten Jahrhunderts läßt sich kein absoluter Rangunterschied zwischen Atheisten und Theisten durchführen. Indessen sah auch Hegel sehr wohl ein, daß der Atheismus den Standpunkt der französischen Philosophie einfacher und klarer darlegt, als der Theismus, daß es resoluter ist zu sagen, „eine Weise des Seins der Materie sei das Denken," als wenn das absolute Wesen als ein Jenseits des Selbstbewußtseins gesetzt, wenn von ihm selbst gar nichts erkannt wird, wenn es den leeren Namen Gott führt, und zwar Gott gleich, als das schlechthin Unbekannte. Hegel bezieht durchaus richtig den Theismus auf den Atheismus, nicht umgekehrt; er erörtert, warum der Theismus nicht Atheismus heiße, nicht umgekehrt. In der Entwicklung der Dinge seit 1794 hat es sich gezeigt, wie leicht es war, vom philosophischen Theismus zum religiösen, zur Religion überhaupt sich zu verirren, unter deren Kuratel die Völker abermals gestellt wurden, während der Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts wie ein trotziger Einsiedler da stand, erwartend, daß die wiedererwachte Vernunft bei ihm

anknüpfen möchte. Und so sahen wir denn auch, wie der moderne Humanismus die Religion und in der Religion den Theismus anfaßte und auflöste, während er zum Atheismus eine offenbar freundlichere Stellung einnahm. Der einfachere und klarere Atheismus ist zu korrigiren, sein Vitalprinzip der Materie aus- und durchzuführen, während das abstrakte Selbstbewußtsein sich im Theismus eine Sackgasse konstruirt hat, die gar nicht zu durchbrechen ist, und aus der man das Selbstbewußtsein erst förmlich zurückholen muß. Wir haben zudem anderswo gezeigt, wie die kommunistischen Anflüge des Theismus, die dieser allerdings gleichzeitig mit dem Atheismus hatte, für die heutigen Bestrebungen keine Anknüpfungspunkte darbieten, während der Materialismus mit seiner resoluten Abweisung des Bestehenden noch immer eine brauchbare Kritik enthält. Und so wollen wir diese Zwischenrede dazu benutzen, an einem abermaligen Auszuge aus Holbach's „sozialem System" zu zeigen, wie konsequent jene Männer ihren Standpunkt verfolgten, wie durchaus richtig sie ihrer Zeit sahen, und wie kläglich diejenigen erscheinen, welche bei der bestehenden Preßsklaverei in Deutschland ihren gutmüthigen Lesern weiß machen können, der Enzyklopädismus sei der „todte Hund", den unsere Kinder bereits mit Füßen träten. Holbach erklärt das Verbrechen aus der Politik, und wie sehr er auch den feudalen Zustand dabei vor Augen hatte, der übrigens in Deutschland

noch nie aufgehört hat, diese Kritik trifft auch das veränderte Privilegium des heutigen Frankreichs an seiner empfindlichsten Stelle.

„Offenbar verdanken wir die häufigen Verbrechen, mit denen die Völker überschwemmt sind, der Tyrannei und der Nachlässigkeit derer, welche die Menschen regieren. Der Mann aus dem Volke ist überall ein wahrer Wilder, dessen Geist und Herz keineswegs gebildet sind. Die Sorgfalt für seine Sittlichkeit ist Priestern überlassen, welche zufrieden damit, ihm die Einbildung mit Schrecken, Fabeln und Chimären anzufüllen und ihn zur Beobachtung maschinenartiger Gebräuche zu verpflichten, durchaus nicht daran denken, ihn vernünftig und gesellschaftsfähig zu machen. Gemeiniglich in jedem Lande ist das Volk sehr fromm, sehr leichtgläubig, sehr eifrig für seine Religion, von der es nichts versteht, sehr bereit, die Interessen seiner Priester zu begünstigen, denen es blindligs folgt; aber es bleibt immer in einer vollständigen Unwissenheit über die Grundsätze der wahren Moral; es hat keine Idee von Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Empfindungsfähigkeit; es findet das Geheimniß, die Religion mit der Liederlichkeit, mit der Schlemmerei, und oft sogar mit dem Verbrechen zu verbinden. Die Länder, die am Blindesten dem Aberglauben unterworfen sind, zeichnen sich in der Welt weder durch die Reinheit, noch durch die Unschuld ihrer Sitten aus.

„Die ungerechte Härte der willkürlichen Macht,

die Quälereien und die Verachtung der Großen, der Reichen, der Beamten, nehmen dem Volke jedes Ehrgefühl, jede Achtung vor sich selbst. Sofort ist es bereit, Alles zu thun, um sich aus dem Elende zu befreien, worin es sehr oft die Unterdrückung gebannt hat; die Abhängigkeit, in der es lebt, nöthigt es, sich nach den Lastern derer zu richten, die es zu seiner Subsistenz bedarf, oder deren Wohlwollen ihm nöthig wird; es stimmt leicht zu, eine Ehre zu opfern, die für es keinen Werth hat; es hat keinen Begriff von der Tugend, es verkauft sein Gewissen für Geld oder Protekzion, es ahmt von Weitem die Laster und die Verkehrtheiten derer nach, die es für glücklicher hält als sich. Bediente, welche der Luxus dem Feldbaue entreißt, geben sich im Gefolge der Reichen und Großen in den Städten einem verderblichen Müssiggange hin, der sie in Schlemmerei, Liederlichkeit, Unkosten und Albernheit stürzt; sie glauben sich zu erheben, indem sie die große Miene und die Ausschweifungen ihrer Herren nachahmen; um diese neuen Leidenschaften und künstlichen Bedürfnisse zu befriedigen, sind sie gezwungen, zum Diebstahl, zum Betruge ihre Zuflucht zu nehmen, und sie endigen oft genug mit den schwärzesten Verbrechen. So verbreitet sich von Einem zum Andern die Ansteckung des Lasters bis in die untersten Klassen des Volks. Faulheit und Liederlichkeit lassen Diebe und Verbrecher hervorschießen, deren einziges Hülfsmittel darin besteht, die

Gesellschaft zu bekriegen, und sich durch Verbrechen theils an der Härte der Regierung, theils an ihrer Nachlässigkeit zu rächen. —

„Die Stärke der Auflagen, die Quälereien und Härten der Großen und Reichen bringen ganze Schwärme von Unglücklichen hervor, die oft das Elend in Verzweiflung stürzt, und die sich oft dem Verbrechen hingeben als dem schleunigsten Mittel, sich aus dem Elende zu befreien. — —

„Der Mensch, der in einem Staate Nichts besitzt, ist mit keinem Bande an die Gesellschaft gebunden. Wie will man verlangen, daß eine Masse von Elenden, denen man weder Grundsätze noch Sitten beigebracht hat, die ruhigen Zuschauer des Luxus, des Ueberflusses, des unnöthigen Reichthums der so ungerechterweise erworbenen Güter bleiben, mit denen so viel verderbte Bürger das öffentliche Elend verhöhnen, und so selten zur Unterstützung geneigt sind. Mit welchem Rechte kann die Gesellschaft einen Hausdieb mit dem Tode bestrafen, der Zeuge der straflosen Räubereien und Erpressungen seines Herrn gewesen ist, oder der die öffentlichen Diebe mit erhobener Stirn einhergehen sieht, wie sie Ehre und Achtung von ihren Mitbürgern genießen, und schamlos vor den Augen der Staatslenker selbst einen Luxus ausbreiten, der die Frucht ihrer Erpressungen ist. Wie will man fremdes Eigenthum von Unglücklichen respektiren lassen, die selbst das Opfer der Raubsucht des

Reichen gewesen sind, oder die in jedem Augenblick die Güter ihrer Mitbürger von der Gewaltthätigkeit und vom Betruge ungestraft wegnehmen sahen? Wie will man endlich Menschen dazu bringen, sich den Gesetzen zu unterwerfen, wenn man ihnen Alles beweist, daß diese Gesetze, gegen sie allein bewaffnet, nachsichtig für die Großen und Glücklichen der Erde sind, und nur unerbittlich für den Unglücklichen und Armen? Man stirbt nur einmal; die Einbildungskraft des Verbrechers befreundet sich nach und nach mit der Vorstellung der grausamsten Qualen; er betrachtet sie endlich wie eine unangenehme Viertelstunde. Tod um Tod: er will eben so gern unter der Hand des Henkers sterben, als vor Hunger, oder sogar als fruchtlos sein ganzes Leben lang arbeiten.

„Bis zu welchem Grade müssen sich die Gedanken von Recht und Unrecht nicht im Geiste des Volkes verwirren, das nur Aussaugungen und Erpressungen sieht, Räubereien, unter Zulassung und gar auf Befehl der Regierung ausgeübt. Welche Vorstellungen wird sich ein Volk von der Gerechtigkeit machen, wenn seine Herren es der Raubsucht einer Armee von Pächtern überliefern, die sich juridisch und gesetzlich an dem Marke des Armen mästen? (Heute thun es Beamte, Deputirte, Akzionnäre, Börsenspekulanten.) Was kann ein Mann von den Gesetzen seines Landes denken, wenn er sieht, daß sie gemeiniglich nur den Zweck haben, die großen Verbrecher gegen

die Angriffe der subalternen Verbrecher zu schützen? Muß nicht der Abscheu, den man vor Ungerechtigkeit und Diebstahl haben sollte, in allen Gemüthern verschwinden, wenn man das Oberhaupt der Nazion selbst mit einigen begünstigten Unterthanen einen schmachvollen Schacher mit dem Eigenthum aller Anderen treiben sieht? Sind in den Augen der natürlichen Gerechtigkeit die Steuern nicht Diebstähle, wenn sie nicht wirklich die wahrhaften Bedürfnisse der Gesellschaft zum Zwecke haben? Endlich was wird erfolgen, wenn Erpresser und Aussauger, privilegirte Unterdrücker nicht nur nicht vernichtet sind, sondern sogar offen ein Handwerk treiben, das man für ehrbar hält, und als die Stützen des Staates gelten?

„Der Mangel an Gerechtigkeit ist es gemeiniglich, der die Menschen zum Verbrechen treibt; sobald sie von den Fürsten und Großen mit Füßen getreten wird, sobald der Starke ungestraft den Schwachen unterdrücken kann, sobald die Gesellschaft vernachläßsigt oder verweigert zu rächen und zu schützen, sucht sich der Mensch selbst Recht zu verschaffen; er überläßt sich seinen Leidenschaften, er hält Alles für erlaubt, er erklärt der Gesellschaft den Krieg, die gezwungen ist, in fortwährendem Schrecken zu leben. In Italien, in Spanien, in Portugal ꝛc. sind die Meuchelmorde sehr häufig, weil es fast unmöglich ist, dort irgend Gerechtigkeit zu erlangen. Das Volk interessirt

sich dort für den Mörder, und erleichtert ihm gewöhnlich die Mittel zu entweichen. Außerdem bieten ihm die Kirchen ein Asyl dar. Man sagt, die Venezianer bestraften die sehr häufigen Morde auf dem Festlande nicht, um die Zwietracht zwischen Untergebenen zu erhalten, deren Eintracht sie beunruhigen müßte.

„In der Bestrafung der Verbrechen scheinen die modernen Regierungen großentheils die Gewaltsamkeit und Barbarei der Wilden beibehalten zu haben. Die Strafgesetze des Despotismus tragen besonders das Gepräge seines heftigen Karakters; sie sind in der Regel scheußlich, sein Prinzip ist, Schrecken einzuflößen. Die Tyrannen sind zu faul, zu träge, zu sehr der Einsicht beraubt, um durch sanfte Mittel die Menschen zurückzubringen oder sie am Unrecht zu hindern; sie strafen nur mit Wuth und indem sie auf einmal vernichten. Wenn der Unschuldige viel gelitten hat, wenn er durch seine Einsperrung ruinirt ist, so erhält er keine Entschädigung. Das nennt man in vielen Ländern Gerechtigkeit ausüben. (Ja wohl!)

„Die Wirkung der harten Strafen besteht darin, das Volk zu Gunsten des Unglücklichen zu interessiren, welcher sie erleidet, man vergißt sein Verbrechen und wird über sein Schicksal gerührt. Wer wäre nicht empört beim Anblick der Hinrichtung eines Armen, den ein oft unbedeutender Diebstahl zum Tode verdammen läßt. Man muß das Geld sehr hoch halten, und das Leben eines Menschen sehr

niedrig, weil man ihn oft um einer Kleinigkeit willen tödtet. Wenn die Faulheit und das Laster Uebelthäter hervorbringen, so müßte man sie durch Arbeit bestrafen. Ein todter Mensch ist für die Gesellschaft verloren; wer für sie arbeitet, ist ihr von einigem Nutzen, er macht gewissermaßen das Uebel wieder gut, das er ihr verursacht hat. Man erzählt, daß ein Kaiser von China, der bei seinem Regierungsantritt alle Gefängnisse voll Gefangener traf, die nach den Gesetzen den Tod verdient hatten, als er sah, daß die Aernte nicht vor sich gehen konnte aus Mangel an Schnittern, den Gefangenen die Freiheit wiedergeben ließ, ihnen befahl, die Aernte zu besorgen, und dann in ihre Gefängnisse zurückzukehren: sie gehorchten und nach Beendigung der Aernte kehrten sie in ihr Gefängniß zurück. Worauf der Kaiser, gerührt von ihrem Gehorsam, ihnen verzieh und sie losgab. Man fügt hinzu, daß Keiner von ihnen zum zweiten Male eingesperrt wurde (Duhalde Geschichte China's. Ein neuerer Schriftsteller hat gesagt: „Macht euere Gefängnisse auf, es sind viele ehrliche Leute darin").

„Man rühmt uns alle Tage die Wirksamkeit der Religion; man versichert uns, die schrecklichen Drohungen seien der mächtigste Zaum, den man gegen die Verbrechen des Volkes anwenden könnte. Aber warum seht Ihr denn eine so große Zahl von Dieben, Mördern, Uebelthätern jeder Art, besonders bei den

religiösesten Nazionen, die, wie man bemerkt hat, diejenigen sind, bei denen man die unordentlichsten Sitten und häufigsten Verbrechen findet? Es kommt daher, daß die Religion die Völker nicht vernünftig zu machen sucht; daher, daß die Moral, die sie lehrt, weder überzeugend noch verständlich für den gemeinen Mann ist, daher, daß ihre dunkeln Dogmen, ihre fernen Schrecken, ihre unsichtbaren Chimären nur einen vorübergehenden Eindruck auf den Geist der Unglücklichen machen, die Alles sonst zum Uebel einladet, die das Elend erdrückt und gewöhnlich zum Verbrechen bestimmt; daher, daß die Religion nicht stark genug ist, die Laster zu entwurzeln, welche die Regierung, böse Beispiele, der Luxus gesäet und gepflegt haben; daher, daß sie die gewohnten und befestigten Neigungen nicht aufheben kann, wie den Trunk, die Schwelgerei, die Liederlichkeit, und vor Allem die hartnäckige Faulheit, die oft das Verbrechen und seine Gefahren der ehrlichen Arbeit vorziehen läßt. Endlich, beruhigt diese Religion nicht diejenigen, die sie bedroht? Wenn sie die ewigen Qualen eines anderen Lebens verursachen läßt, läßt sie nicht auch hoffen, daß eine aufrichtige Reue im Tode hinreicht, um die scheußlichsten Verbrechen zu verwischen? Die größten Verbrecher versprechen sich immer, gut zu endigen, sie schmeicheln sich, die ewige Belohnung zu empfangen, indem sie der Gottheit Qualen und Tod zum Opfer darbringen, zu denen die Gesetze sie verdammen.

„Nicht die Religion hält die Leidenschaften der Menschen im Zaume; die Erziehung, das Beispiel, die Furcht vor Entehrung, eine ausgebildetere Vernunft, bewirken es, daß die Leute von Welt gewöhnlich ein geregelteres Betragen haben, als die Leute aus der Hefe des Volkes, unter denen man die Verbrecher findet, welche die Gesetze bestrafen. Alle diese Dinge sind nichts für die unterste Klasse der Staatsbürger, die keinen anderen Unterricht erhält, als den ihr die Priester ertheilen. —

„Unter einer blinden und verderbten Regierung werden die Mittel selbst, die man der Verderbniß der Völker entgegenhält, zu einer Quelle der Verderbniß. Die Polizei ist ein Zweig der Verwaltung, bestimmt über die Sicherheit der Städte zu wachen, die Ausübung der Gesetze zu bewirken, eine wachsame Zensur über die Sitten auszuüben. In den Händen einer verderbten Regierung wird sie zur abscheulichen Inquisizion, zur furchtbaren Landplage, zum Werkzeug der Unterdrückung; man sieht sie weniger mit der öffentlichen Sicherheit, als mit der Sicherheit Einzelner, den Interessen, der Sache derer beschäftigt, welche offen die Sicherheit der Bürger angreifen. Anstatt kräftig der Verschlechterung der Sitten zu wehren, unterhält sie dieselbe, bezahlt sie sogar; ihre Helfershelfer erheben Tribut von der öffentlichen Verderbtheit, von der Prostituzion, von den Verbrechen. Anstatt rechtschaffene Leute zu bilden, überschwemmt diese

Polizei in mehren Ländern die Gesellschaft mit Spionen, Angebern, niederträchtigen und feilen Seelen, welche öffentliche Zensoren und Schiedsrichter über das Loos der rechtschaffensten Bürger werden. Diesen vor Allen erklärt eine tyrannische Regierung den Krieg; sie weiß, daß die Rechtschaffenen ihren Unordnungen und Ungerechtigkeiten den Beifall versagen müssen. Kann denn ein Staat glücklich sein, wenn die Regierenden in beständigem Mißtrauen gegen die ehrlichen Leute leben?

„Welches Urtheil kann ein redlicher Mann über eine Polizei fällen, die beständig thätig ist, im Heiligthume der Familien, der Freundschaft, der Gesellschaft Opfer zu suchen, um sie der Rache und dem Argwohne der Minister oder der Großen zu opfern, die ihr nagendes Gewissen zwingt, in beständiger Unruhe über die Reden der Bürger zu sein, die sie durch Beleidigungen herausfordern? Der Despotismus läßt den Zügel allen denen schießen, die ihn ausüben, und indem er dem Hange seiner natürlichen Gewaltsamkeit nachgeht, rächt er sich mit Wuth und kennt kein Erbarmen. Ein unvorsichtiges Wort, ein unbedachter Scherz werden oft mit dem Verluste des Vermögens und der Freiheit bestraft.

„So ist die edelste Tugend, die Seelengröße, die Gesinnung, welche den Menschen gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit empört, beständig den Schlägen

einer verderbten Regierung ausgesetzt und der Gegenstand der Nachspürungen ihrer infamen Werkzeuge. Verwundern wir uns darüber nicht. Tugend und Tyrannei sind geschaffen, um sich gegenseitig zu verabscheuen; die Tyrannei zwingt die Tugend sogar, auf ihren Ruin zu denken. Wie viel große Seelen und erhabene Geister sind gezwungen gewesen, in der Gefangenschaft oder selbst mit ihrem Blute das Verbrechen zu büßen, gegen die Feinde des menschlichen Geschlechts in Zorn gerathen zu sein!“ —

Göthe fand den Zustand des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich in dem Worte „gesetzloser Mißbrauch“, in Deutschland dagegen herrsche der „gesetzliche Mißbrauch.“ Die Dinge haben sich umgekehrt, die Franzosen laboriren an den gesetzlichen, wir an den gesetzlosen Mißbräuchen, ohne daß es irgendwo besser geworden wäre. Man kann sagen, der Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts weise auf solche Stellen hin, als auf den gedruckten Protest wider die spätere Revoluzion selbst, er reiche dem modernen Humanismus die Bruderhand, und erkenne in ihm, in dem wahren Kritiker der Gesellschaft, seinen größeren Fortsetzer. Wohlan, ihr heutigen Männer der Revoluzion, ihr Pfahlwärter der Epoche, wollt ihr die Revoluzion zu eurem Zeichen nehmen, so nehmt auch gleich die ganze Revoluzion, nehmt auch jenen gedruckten Protest wider die Revoluzion

mit. Das ist die einzige Möglichkeit einer Verbindung zwischen euch und uns.

Was aber die Revoluzion als Thatsache, als fertige Kategorie anbelangt, so ist es Zeit, sich endlich über sie in's Klare zu setzen. Die Revoluzion ist die Vollendung der Reformazion. Hegel sagt: „Was Luther nur im Gemüth und im Gefühl angefangen, — die Freiheit des Geistes, die ihrer einfachen Wurzel unbewußt nicht sich erfaßt, aber doch schon das Allgemeine selber ist, dem aller Inhalt im sich mit sich selbst erfüllenden Gedanken verschwindet — diese allgemeine Bestimmungen und Gedanken haben die Franzosen aufgestellt, und daran festgehalten: allgemeine Grundsätze, und zwar als die Ueberzeugung des Individuums in ihm selbst. Die Freiheit wird Weltzustand, verbindet sich mit der Weltgeschichte, und macht Epoche in derselben." Luther eroberte dieselbe Freiheit der individuellen Ueberzeugung im Gemüth und im Gefühl, welche die französischen Philosophen im Gedanken, Adam Smith in der Thätigkeit, die faktische Revoluzion im politischen Leben errang und festsetzte. Es war die Freiheit von dem unfreien, allgemeinen Wesen, die Freiheit von der Kirche, die Freiheit von den theologischen Voraussetzungen, die Freiheit von den Zünften und Monopolen, die Freiheit von der Leibeigenschaft, der Willkür des Adels, der Geistlichkeit und dem Belieben eines Einzelnen, die negative

Freiheit, die Freiheit des Individuums. Die unfreie Allgemeinheit wurde zurückgestoßen, blieb außerhalb der sich befreienden Subjektivität, der freie Einzelne schlang das allgemeine Wesen nicht in sich zurück, er blieb vielmehr mit dem Wesen derselben, als mit seinem Gegensatze, behaftet. Dieser Zug, die Freiheit zu einer individuellen Angelegenheit zu machen, diese Ohnmacht, das Individuum wirklich frei zu machen, weil es seinen Gegensatz beständig außer sich behielt, das ist das gemeinsame Merkmal unserer letzten drei Jahrhunderte, karakterisirt den Verlauf der Weltgeschichte seit 1517 bis heute. Wie sich Individuum gegen Individuum setzte, und so die allgemeine Konkurrenz der Freiheit entstand, so setzten sich Komplexe von Individuen gegen andere Komplexe, Nazionalität gegen Nazionalität, und Macchiavelli, der 1526 starb, ist zum Verständniß der auch durch ihn eingeleiteten Epoche unumgänglich nöthig. Freiheit des Individuums, nach seiner Ueberzeugung zu glauben, Freiheit des Bürgerstandes, seine Thätigkeit zur Geltung zu bringen, Macht des nazionalen Staates gegen andere nazionale Staaten, Freiheit der philosophischen Forschung, mit der religiösen Tradizion nicht übereinzustimmen, Freiheit des Arbeiters, seine Kraft nach Belieben zu vermiethen, entschiedene Beförderung der Industrie, als der Seele des nazionalen Staates: diese Tendenzen gehen durch alle Bewegungen der dreihundertjährigen Geschichte hindurch, und die kühnsten

Neuerungen, die gewaltsamsten Erschütterungen, die glühendsten Anstrengungen des Genius haben bis jetzt weiter nichts vermocht, als jenen Tendenzen zu dienen, sie zur vollendeten, ausschließlichen Herrschaft zu bringen. Die französische Revoluzion selbst brachte es nur bis zur gewaltsamen Hinwegräumung der Hindernisse, die ihnen noch im Wege gestanden hatten; was sie über diese Tendenzen hinaus versuchte, fiel gleich tauben Blüthen von ihrem Liebesbaume ab. Die französische Revoluzion hat jene innerlichen Prinzipien zum äußerlichen Weltzustande gemacht. Daß diese subjektive Freiheit leer von allem Inhalte sein muß, daß sie das unfreie, allgemeine Wesen nicht wirklich besiegen kann, daß die Freiheit der Arbeit zur Freiheit von der Arbeit, zur That- und Brodlosigkeit wird, daß die politische Freiheit in die Freiheit des Monopols und in die dualistische Unfreiheit des Menschen umschlägt, daß die Nazionalmacht die thierische Ohnmacht der Absperrung ist, daß die monopolisirte Industrie die unwürdigste Knechtschaft unserer wahrhaften Natur bedingt: davon ist in jenen drei Jahrhunderten und bei den ächten Männern der Revoluzion keine Rede, diese Entdeckungen sollten erst später gemacht werden.

Der herrschende Gedanke in den drei verflossenen Jahrhunderten, den man mit Einem Worte den Gedanken der Bourgeoisie nennen kann, hat seinen klassischen Ausdruck, seine wahrhafte Formel an einem Büchlein, welches auch der Zeit nach wie der Signal-

schuß aller folgenden Kämpfe und Bestrebungen sich ausnimmt, an der Utopia des Engländers Thomas Morus. Diese Utopia ist geschrieben worden in Belgien, während der Schließung eines Handelstraktates zwischen England und dem Kabinet von Brüssel, zu welchem Zwecke Thomas Morus mit Luthbert Turstall und Knyght deputirt worden war. Am ersten November 1516 schrieb Pierre Gilles an Hieronymus Busleiden, daß er das Manuskript der Utopia empfangen habe, und am 25. August 1517 sandte Erasmus von Rotterdam das Werk an Johann Froben, mit der Bitte, es zum zweiten Male „für Welt und Nachwelt zu drucken“. Die ganze protestantische Welt bis zu den letzten Konsequenzen der individuellen Freiheit, bis zur äußersten Möglichkeit des politischen Sozialismus, findet in dieser Schrift ihren Ausdruck, ein Jahr lang vor den Wittenberger Thesen. Wir dürfen diese Utopia kühn als eines der merkwürdigsten und großartigsten Bücher betrachten, die jemals geschrieben worden sind. Denn es hat sich in der ganzen späteren Geschichte nichts ereignet, was nicht auf die Prinzipien dieses Ideales von Staat und Gesetzgebung zurückzuführen wäre.

Der feudalen Welt gegenüber errichtet Thomas Morus sein theoretisches Gebäude der freien bürgerlichen Welt in durchaus nazionaler Form. Morus ist der macchiavellistische Politiker und Sozialist, der Idealist der Freiheit und Gleichheit, welcher die

extremste Träumerei des neueren französischen republikanischen Kommunismus, auf Okkupazion und Assimilazion begründet, vor dreihundert Jahren aussprach. Er zeichnete die absolute Fürstengewalt, wie sie England schon unter Heinrich VIII. gewahr geworden war, die Theorie von dem einzigen Eigenthümer über Alles, was der Staat enthält, die auch Ludwig XIV. geltend zu machen suchte, in folgenden Axiomen:

„Der König, welcher eine Armee ernährt, hat nie zu viel Geld.

Der König kann nicht übel thun, selbst wenn er es wollte.

Er ist der allgemeine und absolute Eigenthümer über Güter und Personen aller seiner Unterthanen, diese besitzen nur unter seinem Belieben und als Nutzmeister.

Die Armuth des Volkes ist der Schutzwall der Monarchie.

Der Reichthum und die Freiheit führen zur Insubordinazion und zur Geringschätzung der Autorität, der freie und reiche Mensch erträgt mit Ungeduld eine ungerechte und despotische Regierung.

Armuth und Elend entwürdigen die Gesinnung, gewöhnen sie an Dulden und Sklaverei, und fesseln sie bis zum Verlust der Energie, welche nöthig ist, um das Joch abzuschütteln.“

Nachdem der Utopist dieses Zwischenstadium zwischen Feudalität und Herrschaft der Bourgeoisie ausgemalt hat, ergeht er sich in der Verkündigung seines Ideales von Freiheit und Gleichheit, wie es der Reisende Raphael Hythlodeus im Lande Utopien verwirklicht gefunden haben will: „Ueberall, wo das Eigenthum ein individuelles Recht ist, wo alle Dinge ihr Maß am Gelde haben, da wird man niemals Gerechtigkeit und soziales Wohlsein gründen können, dafern man nicht die Gesellschaft gerecht nennt, wo das Beste unter die Bösen vertheilt wird, und dafern man nicht den Staat völlig glücklich schätzen will, wo das öffentliche Vermögen zur Beute einer Handvoll Menschen wird, die unersättlich nach Genuß sind, während die Masse vom Elende verzehrt wird."

„Wenn ich mich diesen Gedanken hingebe, so lasse ich dem Plato volle Gerechtigkeit widerfahren, und ich verwundere mich nicht mehr, daß er es verschmähte, Völkern Gesetze zu geben, welche die Gütergemeinschaft verwerfen. Dieses große Genie hatte mit Leichtigkeit eingesehen, daß das einzige Mittel, das öffentliche Glück zu organisiren, die Anwendung des Grundsatzes der Gleichheit sei. Nun glaube ich aber, ist die Gleichheit unmöglich in einem Staate, wo der Besitz ein einzelner und absoluter ist; denn Jeder macht verschiedene Ansprüche und Rechte geltend, um so viel als möglich an sich zu ziehen, und der Nazionalreichthum, so groß er auch sei, fällt endlich

in den Besitz einer kleinen Zahl Individuen, die den Anderen nur Dürftigkeit und Elend übrig lassen. Oft sollte sogar das Loos des Reichen dem Armen zufallen. Gibt es nicht geizige, unsittliche, unnütze Reiche? und einfache, bescheidene Arme, deren Fleiß und Arbeit dem Staate zu Gute kommen, ohne Vortheil für sie selbst? Das überzeugt mich auf das Unerschütterlichste, daß das einzige Mittel, die Güter mit Gleichheit und Gerechtigkeit zu vertheilen, das Glück des menschlichen Geschlechtes zu gründen, die Abschaffung des Eigenthums ist. So lange das Recht des Eigenthums die Basis des sozialen Gebäudes ist, wird der zahlreichsten und nützlichsten Klasse nur Mangel, Qual und Verzweiflung zu Theil werden.

„Ich weiß, daß es Mittel gibt, die das Elend lindern können; aber diese Mittel sind ohnmächtig, um es zu heilen. Z B.: Ein Maximum des persönlichen Besitzes an Land und Geld festsetzen. Durch starke Gesetze dem Despotismus und der Anarchie zuvorkommen. Den Ehrgeiz und die Intrigue brandmarken und züchtigen. Die öffentlichen Aemter nicht verkaufen. Den Luxus und das Repräsentiren in den hohen Posten unterdrücken, damit der Beamte, um seinen Stand zu behaupten, sich nicht dem Betruge und der Erpressung hingebe, oder damit man nicht genöthigt sei, den Reichsten die Aemter zu geben, die den Fähigsten gebühren.

„Diese Mittel, ich wiederhole es, sind vortreffliche

Palliative, die den Schmerz einschläfern, die Wunden des sozialen Körpers lindernd bähen können; aber man hoffe nicht, ihm Kraft und Gesundheit zu geben, so lange Jeder einzeln und absolut sein Gut besitzt. Man brennt die eine Wunde aus und entzündet alle anderen, man heilt einen Kranken und tödtet dafür einen Gesunden; denn was man dem Besitze Eines Individuums hinzufügt, nimmt man dem seines Nachbarn." —

Was wäre Entschiedeneres von den neueren englischen und französischen Kommunisten vorgebracht worden? Wer hätte das Eigenthum hartnäckiger geläugnet? Morus hat ferner, ebenso wie die Neueren, diesen Zustand der Gütergemeinschaft durch eine demokratische Verfassung gestützt, mit einem Fürsten auf Lebenszeit, der aber abgesetzt werden kann, sobald er den Verdacht erregt, als strebe er nach der Tyrannei. „Alle Jahre werden drei erfahrene und fähige Greise von jeder Stadt zu Deputirten ernannt, und versammeln sich in der Hauptstadt des Landes, um die Angelegenheiten des Reichs zu berathen." Auch die Provinzial- und Gemeindeverfassung ist demokratisch bedacht. „Dreißig Familien wählen alle Jahre einen Magistrat, der in der alten Sprache des Landes Sygrophant heißt, Philarch in der neuen. Zehn Sygrophanten und ihre dreihundert Familien gehorchen einem Protophilarchen. Endlich wählen die Sygrophanten, zwölfhundert an der Zahl, nachdem sie eidlich

gelobt haben, ihre Stimmen dem sittlichsten und fähigsten Bürger zu geben, in geheimer Abstimmung den Fürsten aus den vier vom Volke vorgeschlagenen Bürgern."

Aber diese ganze utopische Welt des Kommunismus stürzt zusammen vor einem einzigen Worte, vor zwei Silben, welche die Illusion der Gleichheit zerstören, und die gräßlichste und unmenschlichste Ungerechtigkeit mitten in der idealen Gütergemeinschaft proklamiren: — Sklaven!

„Die ackerbauende Familie besteht wenigstens aus vierzig Personen, Männer und Frauen, und aus zwei Sklaven." Auf dem vortrefflich erdachten Markte, wo Jeder unentgeldlich seine täglichen Bedürfnisse abholt, findet sich Fleisch, welches von den Händen der Sklaven gesäubert und in Stücke geschnitten worden ist, „denn das Gesetz untersagt den Bürgern das Metzgerhandwerk, damit die Gewohnheit des Mordes nicht nach und nach ihr Menschlichkeitsgefühl zerstöre, die edelste Empfindung des menschlichen Herzens." „Die Sklaven sind mit den schmutzigsten und mühsamsten Küchenarbeiten beauftragt." „Man schmiedet auch Ketten und Fußeisen für die Sklaven, und Schandzeichen für die Verurtheilten, welche entwürdigende Verbrechen begangen haben." „Alle Kriegsgefangenen werden nicht ohne Unterschied zu Sklaven gemacht, sondern blos diejenigen, welche

mit den Waffen in der Hand ergriffen werden" — also die muthigsten und besten Feinde des Staates!

An dieser Stelle verräth sich denn auch in seiner ganzen Schroffheit und Eigensucht der Machiavellismus des nazionalen Prinzips. England ist zur Herrschaft berufen, England duldet keine rivalisirende Macht neben sich: **rule Britannia!** Utopien ist nichts Anderes als England.

Utopien ist eine Insel: Sandbänke, Klippen und Felsen wehren den fremden Schiffen den Eingang. Ein starkes Fort mit guter Besatzung beherrscht die Passage. Utopien kolonisirt. „Treffen die Kolonen auf eine Nazion, welche die utopischen Gesetze verwirft, so vertreiben sie diese Nazion aus dem Umkreise des zu kolonisirenden Landes, und wenden nöthigenfalls die Gewalt der Waffen an." Die Nazionalreichthümer werden zur Besoldung fremder Truppen verwandt; „denn die Regierung von Utopien setzt lieber Fremde dem Tode aus als Bürger. Sie weiß auch, daß der erbittertste Feind sich oft verkauft, wenn der Kaufpreis seiner Geldgier entspricht, sie weiß, daß im Allgemeinen das Geld der Nerv des Krieges ist, sei es, um den Verrath zu erkaufen, sei es, um offen zu kämpfen."

Utopien hat Neger. „Die Utopier gehen selbst in die Ferne, um sie zu holen, wo sie sie zu niedrigem Preise kaufen, und oft umsonst erhalten."

Utopien hat Irland. „Es gibt noch eine andere Gattung von Sklaven, das sind die armen Tagelöhner der benachbarten Länder, welche freiwillig ihre Dienste anbieten. Diese Letzteren werden in Allem wie Bürger behandelt, außer daß man sie ein wenig mehr arbeiten läßt, da sie mehr an die Ermüdung gewöhnt sind.“

Für die bekannte perfide Insularpolitik finden sich eine Masse von Belegstellen. „Die utopische Republik erkennt als Alliirte die Völker an, welche von ihr Befehlshaber verlangen; und als befreundet diejenigen, welche ihr eine Wohlthat verdanken.“ „Ihr Zorn ist niemals schrecklicher, als wenn die Kaufleute einer befreundeten Nazion unter dem Vorwande ungerechter Gesetze, oder nach einer perfiden Auslegung guter Gesetze, in der Fremde ungerechte Plackereien im Namen der Gerechtigkeit erduldet haben.“ „Ist der Krieg eben erklärt, so tragen sie Sorge, heimlich, an einem und demselben Tage, in den bedeutendsten Orten des feindlichen Landes Proklamazionen mit dem Staatssiegel versehen anschlagen zu lassen. Diese Proklamazionen versprechen dem Mörder des feindlichen Fürsten prachtvolle Belohnungen, und andere, weniger beträchtliche, obgleich auch noch sehr verführerische, für die Köpfe einer gewissen Anzahl von Personen, deren Namen in diesen verhängnißvollen Sendschreiben verzeichnet sind. Die Utopier proskribiren auf diese Weise die Räthe oder die Minister,

welche nach dem Fürsten die ersten Urheber der Beleidigung sind.“ „Bleiben die vorgenannten Mittel unwirksam, so säen und nähren unsere Insulaner Zwiespalt und Zwietracht, indem sie dem Bruder des Fürsten oder irgend einer anderen hohen Person Hoffnung machen, sich des Thrones zu bemeistern. Wenn die inneren Parteiungen nicht mehr lebensfähig sind, so reizen sie die dem Feinde benachbarten Nazionen auf, bringen sie mit ihm an einander, indem sie irgend einen jener alten Ansprüche ausgraben, an denen die Könige niemals Mangel haben; zugleich versprechen sie jenen neuen Alliirten Hülfe, überschütten sie mit Geld, überlassen ihnen aber nur sehr wenig Bürger.“

„Es gibt keine Nothwendigkeit in der Welt, welche sie zwingen könnte, fremde Hülfstruppen auf ihre Insel kommen zu lassen.“

„Uebrigens sind sie, unbeschadet der auf der Insel verwahrten Reichthümer, Gläubiger mehrer Staaten für unermeßliche Kapitale. Mit einem Theile dieses Geldes miethen sie Soldaten aller Länder.“

Die Republik besitzt ungeheure Domänen in eroberten Ländern (Ostindien und Nordamerika). „Auf dieses Eigenthum sendet der Staat Bürger, bekleidet mit dem Titel Quästoren; sie leben dort prächtig, führen eine luxuriöse Existenz und liefern große Summen in den Schatz ab.“

Endlich, und als Krone dieses macchiavellistischen Systems, wird die utopische Produkzion durch ener-

gische Prohibizion gegen die Industrie anderer Länder geschützt.

Die Religion dieser Welt wird Sache der freien Ueberzeugung genannt, es soll sogar Götzendiener hier geben. Die wahren Utopier bekennen sich indeß zu folgendem Katechismus:

„Die Seele ist unsterblich. Gott, der gut ist, hat sie zum Glücke geschaffen. — Nach dem Tode krönen Belohnungen die Tugend; Strafen quälen das Laster.“ Der Rousseau'sche Deismus ist Staatsreligion. „Diesen Gott nennen sie Vater; ihm schreiben sie den Ursprung, das Wachsthum, die Fortschritte, die Revoluzionen und das Ende aller Dinge zu. Ihm allein erzeigen sie göttliche Ehre.“

Wie es mit der nordamerikanischen Freiheit der Religion gemeint sei, das erfahren wir noch ausdrücklicher in folgendem Satze. Utopus „brandmarkte streng, im Namen der Moral, den Menschen, der die Würde seiner Natur so herabsetzt, daß er glaubt, die Seele sterbe mit dem Körper, oder die Welt sei dem Zufalle überlassen, oder es gebe keine Vorsehung.“ „Die Utopier glauben an ein zukünftiges Leben, wo Züchtigungen für das Laster und Belohnungen für die Tugend bereitet sind. Sie verweigern den Namen des Menschen dem, der diese Wahrheiten läugnet, und der die erhabene Natur seiner Seele zu der elenden Stellung eines thierischen Körpers herabwürdigt. Um so mehr ehren sie ihn nicht mit dem Titel des

Bürgers, überzeugt, daß wenn er nicht durch die Furcht zurückgehalten wäre, er wie eine Schneeflocke die Sitten und sozialen Einrichtungen mit Füßen treten würde. Wer kann in der That daran zweifeln, daß ein Individuum, welches keinen anderen Zaum hat als das Strafgesetz, keine andere Hoffnung als die Materie und das Nichts, sich ein Spiel daraus mache, auf geschickte und geheime Weise die Gesetze des Landes zu umgehen oder sie mit Gewalt zu verletzen, dafern er nur seine Leidenschaft und seinen Egoismus befriedige? Diesen Materialisten erzeigt man keine Ehre, man überträgt ihnen keine Magistratur, kein öffentliches Amt. Man verachtet sie wie Wesen von einer schläfrigen und ohnmächtigen Natur."

Ja, dieser Deismus wird als geheime Polizei benutzt, indem der ebenfalls verlangte Glaube an die Gegenwart der Abgeschiedenen eine Masse von sonst verborgenen Verbrechen verhindern soll.

Ein Analogon der barmherzigen Schwestern, die englischen Bischöfe, die religiöse Volkserziehung, die Heiligkeit der geistlichen Personen: Alles das findet in dem kommunistischen Utopien seinen Platz.

Die Ehe ist heilig; die Personen, welche vor der Ehe dem Vergnügen unterliegen, erleiden eine schwere Zensur; die Aeltern, in deren Hause das Vergehen vorfiel, werden entehrt; die jungen Leute selbst dürfen nicht heirathen, ohne den Gnadenspruch des

Fürsten. Ein körperlicher Fehler gibt unter keiner Bedingung das Recht zur Ehescheidung. Der Rückfall in den Ehebruch wird mit dem Tode bestraft.

Entsprechend ist auch das übrige Strafsystem: „Wer aus eigenem Antriebe sich erlaubt, die Gränzen seiner Provinz zu überschreiten, wird als Verbrecher behandelt; ertappt man ihn ohne einen Erlaubnißschein des Fürsten, so wird er gleich einem Deserteur zurückgeführt und strenge bestraft. Zum zweiten Male verliert er seine Freiheit."

Die zur Sklaverei Verdammten „tragen goldene Ringe an Fingern und Ohren, einen goldenen Reif um den Hals, einen goldenen Zaum am Kopfe." „Wenn die zur Sklaverei Verdammten sich empören, so tödtet man sie wie wilde und unbändige Thiere, welche die Kette und das Gefängniß nicht bändigen können." — —

Was bleibt, so fragen wir jetzt, von der ganzen utopischen Gesellschaft übrig, als der „freie Staat," wo der freie Mann die Unfreien, die Sklaven ausbeutet, heißen sie nun Sklaven oder Fabrikarbeiter, Taglöhner und Bergleute, wo die Freiheit durch die religiöse Unfreiheit möglich gemacht wird, indem man die Lüge zur Geltung bringt: Nur die Religion erhält den Staat; wo der Individualismus gesetzt ist durch den Krieg Aller gegen Alle, und wo der ganze Verband wieder nichts ist, als ein Kollektiv-Individuum, welches nur durch die fortwährende Vernichtung anderer

Kollektiv-Individuen aufrecht erhalten werden kann, wo im Namen des Staates selbst der Nazionalhaß unablässig gepredigt wird, ein Haß, der sich der scheußlichsten jesuitischen Mittel nicht schämt, um zu seinem Zwecke zu gelangen? Das heutige England und Frankreich sind der Sinn des Morus'schen Räthsels. Es ist keine Utopie mehr, es ist Wirklichkeit geworden, nur daß sich die herrschende Kaste nicht grade kommunistisch in den Nazionalreichthum theilt, sondern nach dem Gesetze: Kapital, Verschlagenheit und Glück. Will man das Glück Talent, die Verschlagenheit Arbeit nennen, so ist auch die Fourier'sche Utopie bereits realisirt. Hier ist nichts Neues mehr vorhanden, hier ist Alles bereits veraltet.

Was gegen Göthe gebelfert hat, das stand sämmtlich und ohne Ausnahme innerhalb der Reformazionswelt, innerhalb der Kategorie der subjektiven Freiheit, das war über den Thomas Morus nicht hinausgekommen. Göthe hatte diese Utopie überwunden, er stand auf dem Boden der wirklich neuen Weltansicht, er ließ sich nicht täuschen durch den Glanz der abstrakten Prinzipien, durch sämmtliche Tiraden des abstrakten Selbstbewußtseins. Göthe wußte, daß die menschliche Freiheit weit tiefer liegt, daß man den Menschen von innen heraus befreien muß, soll er anders wahrhaft frei und nicht wieder sein eigener Sklave werden. Daß er vor der wirklichen Bewegung der Welt erschrak, daß er nicht das Zutrauen zur

Menschheit hatte, sie werde sich auch aus der Abstrakzion der politischen Freiheit wiederum befreien, das mag, wer will, seiner Persönlichkeit in Rechnung bringen, und es durch den Sybaritismus der ästhetischen Region erklären; daß aber sein Kopf an der Revoluzion seine Schranke gefunden, daß er der Theorie der politischen Freiheit nicht nachgekonnt, das wäre eine unverschämte Behauptung der Ignoranz. Göthe stand so hoch über der französischen Revoluzion wie die neueste Theorie.

Die französische Revoluzion ist die Vollendung der Reformazion, die Realisirung des Macchiavellismus. Daß sie als diese That der Verwirklichung groß und bewunderungswürdig bleibt, das versteht sich von selbst. Will man sie uns aber als maßgebend für die Zukunft hinstellen, will man einen Akt der Geschichte in kindischer Weise wiederholen, während die Geschichte nichts wiederholt, so dringt man uns die Erklärung ab, daß das Prinzip der Revoluzion zu den Todten geworfen werden muß, daß wir uns feierlich von der Revoluzion lossagen.

Es ist uns unmöglich, mit einem oder dem andern der Männer und Systeme zu gehen, die sich in Frankreich und England als die Einleiter einer neuen Weltepoche ankündigen, weil diese Männer sämmtlich in der dreihundertjährigen Vergangenheit stecken geblieben sind, weil sie sämmtlich religiöse oder doch theologische Voraussetzungen haben, die durch einen nothwendigen

Zirkelschluß immer wieder auf das zurückführen müssen, was wir schon kennen, und was keinen unserer Wünsche rege machen kann. In Göthe aber sind eine Masse der neuesten Elemente vorhanden, Göthe hat die Grundlinien der wahrhaft menschlichen Ordnung gezogen. Wir wollen ihn sehen, wie er den Menschen von innen heraus befreit.

Der Faust.

Wir haben den großen Dichter in Schutz nehmen müssen wider die Kläffereien, die ein trostloses Zeugniß der Zeit sind, in welcher sie möglich wurden oder gar von Bedeutung sein konnten. Die Deutschen, seit ihnen die Oeffentlichkeit und die Politik zum Ideal geworden sind, zu einem Ideale, das schon deßhalb niemals bei ihnen wirklich werden kann, weil es bereits in Paris lebendig umherwandelt, haben sich eine Art von Gewissensspürerei, von fanatischem Ketzerriechen angewöhnt, das sie mit der ekelhaftesten Pedanterei gegen jeden bedeutenden Mann anwenden, und das im Grunde nur die Manifestazion ihres eigenen bösen Gewissens ist. In dem Hasenstricke des konstituzionnellen Liberalismus wollen sie Löwen und Kasuare fangen! Es wäre zu wünschen, es schriebe Einer ein tüchtiges Lustspiel, damit uns ein unsterbliches Göttergelächter von dieser Misère befreite.

Wenden wir uns von diesen „Rettungen" Göthe's weg, treten wir in die Region, wo der Gewaltige

mit jedem Fußtritte die Ameisenhaufen zerstampft, wo er wie mit Donnergang durch die Welt hinwandelt, wo er alle Elemente des Kopfes wie des Herzens zu einem elektrischen Feuer entzündet hat, dessen reinigendes Tosen und Leuchten den Tag einer neuen Zeit bereitet, wenden wir uns zu Faust und Wilhelm Meister, zu dem Größten, das der Kunst möglich wurde, weil das alte Leben in ihnen erschöpft und gerichtet ist.

Auf Zweifel, sagt man, reimt sich der Teufel,
Auf Glauben reim' ich Tauben und Hauben;
Aber auf Denken und Dichten
Reimt sich Weltlenken und Weltrichten.

Göthe ist der Weltrichter der ganzen alten Bildung, der Minos der Zivilisazion. Daß er dies in der Einfachheit seines Ausdrucks, in der Harmlosigkeit seiner Darstellung geworden: das macht seine künstlerische Größe aus. Der Faust ist zur Hälfte in den Versen der leichten Volkspoesie, in der Schustermanier des Hans Sachs gedichtet.

Heinrich Faust ist der erste deutsche Humanist; er ist der Mensch, der sowohl mit dem abstrakten Denken tief unbefriedigt ist, als er auch den Drang zur That, die Lust zu menschlichem Schaffen schmerzlichst empfindet. Er will Mensch sein und menschlich handeln. Die alte Welt ist unmenschlich, sie hat

ihr Wesen außer sich, von menschlicher Bethätigung kann keine Rede sein: daher ein unendliches Wehe, ein krampfhaftes Zucken. Aber Faust verschwimmt weder pantheistisch in der Natur und löst sich durch einen Pistolenschuß in ihre unerschaffenen Atome auf, wie Werther, noch sagt er zu den geistigen Mächten: „Hier Mein und Dein, und so sind wir geschieden," wie Prometheus. Sondern er will in die Natur eindringen und in der Seligkeit der Gemeinschaft doch Er selbst, doch Subjekt bleiben; die geistigen Mächte aber, die blutsaugenden Gewalten des Daseins sollen in seine Brust zurückgenommen werden, von Mein und Dein nicht mehr die Rede sein, sondern blos von Unser.

Es ist nicht blos theoretisch der Kampf des unbefriedigten Denkens, das qualvoll zu sich selbst spricht:

„Und sehe, daß wir nichts wissen können,"

nicht blos diese poetische Vergegenwärtigung des ganzen Kant, was wir vor uns haben; sondern es handelt sich eben sowohl um den Durst nach Wirklichkeit, nach befriedigendem Dasein, nach der That. Es heißt kurz hintereinander:

„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,

Schau alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen,"

und:

„Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Thau gesund mich baden."

Die Abstrakzion unseres ganzen Lebens, diese Kirchhofswelt, die hier nicht blos einer Hamlet'schen Gemüthsstimmung und Richtung so vorkommt, sondern die dem wahren Menschen, dem Faust, der sich nichts mehr vorheucheln will, nothwendig so erscheinen muß, wird in den Worten ausgesprochen:

„Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein."

Wäre der Faustische Schmerz nicht so tief angelegt, so müßte ihm mit der Hegel'schen Philosophie zu helfen sein; diese hat gar nicht gesehen, wie sie selbst mit dem Makrokosmus beseitigt wird. Kann man die Hegel'sche Philosophie schöner und würdiger darstellen, als es von Faust geschieht, während er das Zeichen des Makrokosmus betrachtet?

„Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!

Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!"

Das ist die Hegel'sche Philosophie, und in ihr ist es alle wahre Philosophie, denn das Hegel'sche System resumirt nur: Es ist alle Metaphysik, und zwar die Metaphysik von ihrer wahren Seite. Begnügt sich aber Faust mit dem Makrokosmus dieser Metaphysik? Ist er befriedigt in dieser Weltbewältigung? So wenig als wir Alle, die wir einst sämmtliche Himmel in der Brust empfanden, als uns die Logik und die Phänomenologie die goldenen Kategorien-Eimer vor den Augen vorbeiführten. Damals erlebte ein armer Student den Faust in Berlin, in dem trockenen Berlin, unter den Augen des Universitätsrichters und der Herren Pedelle. Der schöne Karl Werder, der metaphysische Fantast, hatte so eben das Wesen durch den Begriff besiegt, er hatte die wunderschönsten Sätze aus Göthe und der Rahel zitirt, er hatte seine Brille eigens weggelegt und schaute so träumerisch mit den blöden Augen in das treu ergebene Auditorium. Das Wesen war besiegt, und der Student ging hinaus, das höchste Entzücken im Herzen. Draußen auf dem kleinen grünbeschatteten Hofraume, der im heißen Sommer immer so erquicklich düster ist,

stand die Musik irgend eines königlichen Regimentes, sie stand da und spielte mit Klapphörnern und Posaunen die ergreifende Ouvertüre aus dem Don Juan, jenes rauschende Lied des Lebens, das mit dem Schmerze selbst noch spielt. Der arme Student horchte der Musik; Werder's goldene Eimer fielen ihm ein, und er dachte in tiefer Erschütterung:

„Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?“

Er ging unter die Linden, wo auf beiden Seiten die blanken Hotels mit den großen Spiegelfenstern stehen, aus denen der Comfort und der Luxus hervorschauen — und er hatte kein Geld. — „Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?“ — Kein Geld! — Die Musik aus dem Don Juan hatte ihn aufsätzig gemacht, er hätte aus den goldenen Eimern trinken mögen, und er hatte kein Geld. — Ich weiß nicht, ob die fatale Manier noch immer fortbesteht, daß man nach der Werder'schen Logik die Ouvertüre zum Don Juan mit an-

hören muß; hoffentlich aber hat das einsichtige Ministerium Eichhorn diesem grellen Uebelstande abgeholfen.

Das Zeichen des Erdgeistes, der wahren, lebendigen Natur, das zieht den Faust an:

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du Geist der Erde bist mir näher,
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh', der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen."

Natürlich. Denn dieser Erdgeist, das ist der wahre „Geist", das ist die sich ewig selbst erschaffende Schöpfungskraft, das ist die Natur.

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Dieser Erdgeist wirkt der Gottheit erst ihr Kleid; ohne ihn und sein Wirken ist sie nackt und bloß. Er ist das Werden, das Wachsen und Zurücksterben, er ist die **natura naturans**, wie der klassische Ausdruck Spinoza's heißt, die naturende Natur, er ist das, daß überhaupt etwas vorhanden ist. Auch ruft Faust in seinem Entzücken:

„Geschäft'ger Geist, wie nah fühl' ich mich Dir!"

Aber diese Natur, dieses Keimen der Welt können wir Stubenhocker nicht begreifen, unser Sinn reicht nicht, unser Herz ist welk und krank. Der Erdgeist wäre für den Faust, was Zeus für die Semele war; erschiene er plötzlich und ganz, so müßte Jener wegbrennen. Der Geist antwortet dem Faust:

„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst,
Nicht mir!"

Das ist das fürchterlichste Wort, welches Göthe jemals ausgesprochen hat; dies Wort ist, wie wenn Blitz und Donner zusammenfallen und zu gleicher Zeit sich die Erde aufthäte. In diesem Worte ist der Vorhang am Tempel zerrissen, die Gräber thun sich auf und geben ihre Todten zurück. Die Götterdämmerung ist hereingebrochen, und das alte Chaos bereitet sich, seine Herrschaft wieder anzutreten. Die

Sterne fahren widereinander, ein einziger Kometenschwanz brennt im Nu die kleine Erde weg, und Alles was ist, ist nur noch Qualm und Rauch und Dunst. Und wenn man sich die gräßlichste Zerstörung gedacht, wenn man die Phantasie durch die wüstesten Bilder hindurch müde gehetzt hat, so ist das Alles noch gar nichts gegen die Vernichtung, die in diesen neun Wörtern liegt:

„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst,
Nicht mir!“

Und furchtbarer nur tönt diese Vernichtung nach, wenn wir den Faust, nachdem der Erdgeist verschwunden ist, winseln hören:

„Nicht Dir?
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal Dir?“

Denn die Gottheit erhält den Prachtmantel ihrer Namen und Eigenschaften erst aus den Händen des irdischen Bewußtseins, sie ist nichts anderes, als der Geist, den Faust begreift, sie ist das religiöse und philosophische Hirngespinst, das wir uns zurecht geflickt haben, und eben deßhalb so gut begreifen, weil wir unseren eigenen Stoff dazu nahmen. Nicht

einmal Dir! so lästert hier Faust die ewige Wirklichkeit, die schaffende Natur. Nicht einmal Dir! Darin liegt es ausgesprochen, was dieser Mensch noch durchzukämpfen und sich anzueignen hat, ehe er vom Erdgeiste eines freundlichen Wortes gewürdigt werden kann. Nicht einmal Dir! Jetzt erst tönt das Gericht über den unglücklichen, befangenen Tropf recht schneidend:

„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst,
Nicht mir!“

Dieses Donnerwort hat den Faust hinweggerafft. Er fühlt sich dem Wurme gleich, der den Staub durchwühlt, und in diesem Nichtigkeitsgefühle, in dieser Verzweiflung am Denken wie am Sein, will er sich den Tod durch Gift geben, als ihn die Erinnerung an seine Jugend, an das Köstliche seiner ersten Unschuld, von dem verhängnißvollen Schritte zurückhält. Allerdings, die erste Jugend, die unfreie Unschuld ist das Symbol und die Garantie der zweiten Jugend, der erworbenen Ruhe des Bewußtseins. Und das Leben ist am Ende doch der Güter höchstes.

Daß diese zwei Seelen in Faust's Brust wohnen, der Durst nach Wissen und der Drang nach dem Handeln und Genießen, das macht ihn erst zum wahren Menschen, zum modernen Humanisten. Um aus seiner Verzweiflung herauszukommen, um dem Dasein

wieder etwas abzugewinnen, stürzt er sich zunächst in's Leben, oder wie Mephisto sagt, er durchstudirt die klein' und große Welt.

„Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen! —
Nur rastlos bethätigt sich der Mann."

Er wirft den geistigen Hochmuth der Philosophie von sich, verflucht das ganze Philisterthum, flucht auf Glaube, Liebe und Hoffnung, und verflucht endlich die deutsche Kardinaltugend, die noch immer vor dem Inkompetenzgebäude zu Frankfurt oder vor dem alten Schlosse zu Berlin mit gefalteten Händen steht, die Geduld.

„Verflucht sei jede hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt! —
Verflucht was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug! —
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben!
Und Fluch vor allem der Geduld!"

Er stellt sich auf die Erde und läßt den Himmel Himmel sein.

„Das drüben mag mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.“

Der Humanist stürzt sich in die Welt; das Gemeine widert ihn in Auerbach's Keller an, aber die Liebe zu dem holden Gretchen reißt ihn eine Zeitlang ganz hin. Seinem wilden, kometarischen Gange fällt die sinnigste Unschuld zum Opfer. „Es irrt der Mensch, so lange er strebt.“ Das sogenannte Böse ist nichts als das Fortschreiten der Entwicklung. Und welchen Schmerz erleidet Faust über Gretchen! „Alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Der erste Theil des Faust ist ein Fragment, das den des Wissens überdrüssigen Menschen in seiner

Berührung mit der kleinen Welt zeigt. Die große Welt war für den zweiten Theil aufbehalten, wie das zuerst veröffentlichte Bruchstück zeigt, worin der kaiserliche Hof dargestellt wird. Aber einmal war Göthe'n zu viel Zeit zwischen dem ersten und zweiten Bande verstrichen, so daß er über der wissenschaftlichen Gnose die jugendliche Schöpfungs-Lust und Kraft etwas eingebüßt hatte; auf der anderen Seite fehlte ihm als armem Deutschen auch hier das Leben, jene große Welt selbst, die sich für den realistischen Dichter am Allerwenigsten aus dem Aermel schütteln ließ. Schon seinen ersten Theil, der doch fast aus dem raumlosen Binnenleben nicht herauskam, hatte er in das Jahrhundert des Götz, in die letzte Zeit deutscher politischer Geschichte versetzen müssen; hier bewegte sich auch anfänglich die zweite, große Welt, in der Faust sich als wirkender Mann bethätigen sollte.

Aber wie fern lag das den Göthe'schen Zeitgenossen!

Wie wenig reales Leben uns aber auch im zweiten Faust geboten werde, Göthe fand immer Zeit und Veranlassung, den ganzen modernen Staat zu konstruiren, wie er sich in der absoluten Monarchie zunächst an die Stelle des christlichen Feudalwesens setzte. Und haben wir erst die Monarchie Ludwigs XIV., so haben wir von selbst die Konstituzion und selbst die Republik; denn diese beiden sind nur die Konsequenz des macchiavellistischen Prinzips, das aus der

Nazion eine strenge Einheit macht, und diese Einheit durch den Despotismus, erst eines Einzigen, dann Mehrer oder Vieler, endlich durch den Despotismus Aller über Alle festzuschmieden sucht. Ludwig XIV. ist der Hauptrevoluzionnär, der Urrevoluzionnär, die Uebrigen bis auf Robespierre haben nur nachrevoluzionnirt. Was das Interim von der Reformazion bis heute bezeichnet, was alle jene nazionellen Formen durchaus gemeinschaftlich haben, das ist das Geld, als oberstes Prinzip, als Werth der Dinge — und Menschen. Im Mittelalter war das schnöde Metall noch gebunden durch Treue, Minne und Devozion; diese Fessel zersprengte das sechszehnte Jahrhundert, und das Geld wurde frei. Nicht umsonst fällt das Merkantilsystem, das heißt das Geldsystem, mit der Ausbildung der absoluten Monarchie zusammen: Colbert und Ludwig. Das Mittelalter unter Maximilian war in Verlegenheit, es wußte sich nicht mehr zu rathen und zu helfen: da tritt der Verstand, der auch den päpstlichen Stuhl und die Kirche brach, an seinem Throne heran: Mephistopheles, der scheinheilige, aber zugleich berechtigte Verstand, der Verstand der Recht hat, selbst wo er Unrecht thut, weil sich durch ihn allein die Welt entwickelt, Mephistopheles knieet am Throne nieder uud spricht:

„Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem dies, dem das, hier aber fehlt das Geld.

Vom Estrich zwar ist es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Ist Geld gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft:
Begabter Mann's Natur- und Geisteskraft."

Der Kanzler des Reichs weiß sehr wohl', warum er über diese Worte des Mephistopheles erschrickt, und man begreift seine ketzerrichterlichen Worte, sobald man die tiefe Andeutung im Vorigen verstanden hat, die Andeutung der Revoluzion, welche der Verstand durch das Geld in alle Staatsverhältnisse zu bringen droht. Der Kanzler sagt:

„Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen,
Deßhalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel,
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.
Uns nicht so! —"

Und damit man nicht glaube, der Kanzler habe blos im Namen der Religion und des Christenthums der Einführung des Geldes widerstrebt, er habe den Witz nicht verstanden, der in dem Christlich-Germanischen liegt, so höre man ihn nur weiter:

„Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter,
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelsinn verworrener Geister
Entwickelt sich ein Widerstand,
Die Ketzer sind's! die Hexenmeister!
Und sie verderben Stadt und Land."

Mephistopheles verhöhnt den Kanzler darauf weidlich, daß er von seinen alten Schrullen nicht loskommen könne:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht würzt, das meint ihr gelte nicht."

Und der Kaiser schlichtet den Streit ganz kategorisch:

„Ich habe satt das ew'ge Wie und Wenn,
Es fehlt an Geld, nun gut so schaff es denn."

Die Nothwendigkeit führt das Geld ein, wie sie auch alles Weitere einführen wird. Leider ist der konkrete Gedanke im zweiten Theile des Faust überaus schwer zu verfolgen, und da er das Kleid der Symbolik und der Allegorie erwählt, statt der einfachen plastischen Darstellung, so verfällt er sogar der Mehrdeutigkeit. Aber wir schreiben hier keinen Kommentar, nur was auf der Hand liegt, nehmen wir mit. So wird der Gedanke des Geldes sichtbar in dem Fastnachtsspiele des zweiten Theiles fortgeführt; das Stück im Stück deutelt die politische Revoluzion an, bei der Plutus, der Gott des Reichthums und des Geldes, die Hauptrolle spielt. Plutus taucht den Stab des Heroldes in Sud und Glut, das Volk stiebt zurück. — „Gesetz ist mächtig, mächtiger die Noth." — „Nun wird sich gleich ein Gräulichstes eräugnen, hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen." Pan verbrennt sich den Bart an der Feuerquelle, und es heißt, „der Kaiser leide solche Pein."

„O Jugend, Jugend wirst du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit wirst du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?"

Auch hier weiß Plutus seine Magie zu bethätigen, und der Flamme Spiel in ein Wetterleuchten zu

wandeln. Der Absolutismus verbrennt sich an demselben Elemente, durch das er seine Herrschaft usurpirte; aber dasselbe Element weiß auch die Ruhe wieder herzustellen, — bis die Noth wieder mächtiger wird, als das Gesetz.

Das möchte das Deutliche, wenigstens das zu Deutende sein.

Wie der Verstand des Mephistopheles das Mittelalter durch das Geldsystem in die neue und neueste Zeit fortschiebt, bis zum Brande des Kaisers und Reiches, so verjüngt das edle Gemüth des Faust die moderne Poesie durch seine Vermählung mit der Antike. Die Allegorie ist hier faßlicher, Göthe hatte keinen Grund, so viel zu „geheimnissen", wie dort. Faust vermählt sich mit der griechischen Helena; die gemüthserzeugten Reime, die christlich-arabische Weise des Dichters, gehen in das schöne Maß der Griechen über, wo die Anschauung durch den Selbstwerth des abgeschätzten Wortes, nicht mehr durch den Anklang an ein musikalisch Verwandtes getragen wird. Göthe hat nirgends seine Meisterschaft über die Sprache, die er einmal den „schlechtesten Stoff" nannte, in dem Grade bewährt, wie in dieser Hochzeit zwischen Antik und Modern. Er war diese personifizirte Hochzeit, er war der Allesvereiniger, der Allheilige, der Allvollkommene. Wie diese Ehe die Euphorion produzirt, so hat Göthe selbst den Lord Byron erzeugt. Aeltestes in seiner zeugenden Verwandtschaft mit dem Neuesten,

stäter Zusammenhang im welthistorischen Sinne, förderndes Ineinandergreifen aller Zeiten und Völker zu dem letzten, jetzt erst begreiflichen Resultate der Kultur; dabei künstlerisch-schöne Anschauung und Auffassung, eine aller Formen mächtige Phantasie überraschende Nachbildung des Entferntesten und überraschende Zusammenfügung des Heterogensten: das wird man dem zweiten Theile des Faust nachrühmen müssen; und man wird immer eine Stunde erobern, wo man an diesen tausend Räthseln mit Lust und Liebe sich herumversucht, wo man irgend eine neue und erquickende Beziehung weiter herausfindet.

Wir entdeckten bis jetzt einen politischen und einen ästhetischen Bezug im zweiten Theile des Faust; er enthält aber noch einen großartigen dritten, rein humanistischen, wissenschaftlichen. Er ist nach dieser Seite der moderne Kanon geworden, wie Dante's göttliche Komödie der Kanon des Mittelalters ward. Wenn aber Dante'n es noch zu höchster Liberalität angerechnet werden kann, daß er die Natur „Gottes Enkelin", und nicht Gottes nichtsnutzigen Bastard nennt, so berichtigt sich im Faust die Ansicht von der Welt dahin, daß Gott erst das Kind der Natur, die Natur Gottes Vater ist. Göthe's sämmtliche naturwissenschaftliche Ansichten spuken und necken durch den zweiten Faust hin, bald polemisch und bitter verhöhnend, bald ernst und als Thesen, die sich wie Orakelsprüche anhören. Wenn der zweite Faust die

Vollendung des Staates durch das Geldwesen, die Vollendung der Kunst durch die Antike enthält, so enthält er nicht minder die Vollendung des humanistischen Menschen durch die einzig positive Wissenschaft, durch das Wissen von der Natur, von ihrem Leben und Bestehen durch Gattungen, Arten und Individuen, durch chemische Theile wie durch organische Komplexe, an ihrer Geschichte in Erde, Meer, Luft und Licht. Und so beschließt der Faust seine theoretische Bildung durchaus im Sinne der Zeit und der Zukunft, im feindseligsten Gegensatze wider die ganze theologische, scholastische Vergangenheit.

Daß dieser Mensch gerechtfertigt ist, daß er in Göthe's allegorischer Weise in den Himmel kommt, daß ihn die Liebe, das Ewig-Weibliche hinanzieht, daß es von ihm heißt: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen,“ das ist so klar, so sich von selbst verstehend, daß wir sogar an der Schilderungsweise Anstoß zu nehmen befugt sind, weil der geistige Pöbel jegliches Bild für hölzerne Realität nimmt, weil man diesem Pöbel nicht vom Brode des Lebens reden kann, ohne daß er seine Zahnreihen öffnet, und nicht den Himmel und die Seligkeit vor ihm in den Mund nehmen darf, ohne daß er gleich Manna und Zuckerbrod essen will. Denn der Faust kann, wie jener Orientale, vor die Paradiesesthüre treten und zu der Houri oder zum heiligen Petrus sagen:

„Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein."

Jetzt gleicht Faust nicht mehr dem Geist, den er begreift, oder vielmehr er begreift jetzt einen anderen Geist, den Erdgeist, der eben kein Geist mehr ist, sondern das planetarische Leben selbst. Jetzt gleicht ihm Faust, d. h. der Mensch erfaßt sich selbst als die Spitze und das Haupt der Natur, als das Haupt, in welchem sich das Verständniß der ganzen Natur zusammen nimmt. Diese Bahn hat er durchlaufen, so ist er frei geworden; er weiß nun, was die Welt im Innersten zusammenhält, er kann sich jetzt im Thau der Welt baden, denn es gibt nichts Fremdes mehr für ihn.

In den Himmel oder in's Paradies kommen, heißt auf gut Deutsch: Mit dem Bewußtsein die Augen schließen, daß wir der Bestimmung, Mensch zu sein, keine Schande gemacht haben, daß in uns die „herrlichen Gefühle, die uns das Leben gaben," nicht „erstarrt" sind. Weiter heißt es nichts, mache der Dichter daraus, was ihm beliebt.

Die Stellen aber, wo Göthe seine Ansicht von der Natur und dem Wissen von ihr in einen einzigen Donnerkeil zusammengedichtet hat, den er zunächst dem Albrecht von Haller auf den Kopf schleuderte,

heißt im dritten Theile seiner Gedichte also, und ist auch das stolze Glaubensbekenntniß des Faust:

Allerdings.

„In's Inn're der Natur" —
O du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig wem sie nur
Die äuß're Schale weist!"
Das hör' ich sechszig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend und tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.

Ultimatum.

Und so sag' ich zum letzten Male:
Natur hat weder Kern

Noch Schale;
Du prüfe dich nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist!

„Wir kennen dich, du Schalk!
Du machst nur Possen;
Vor uns'rer Nase doch
Ist viel verschlossen."

Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?

Der Kern der Natur ist Menschen im Herzen. Im Menschenherzen ist der Kern der Natur. Die Natur hat ihren Kern im Herzen des Menschen. —

Es muß Mephistopheles sein, der im Gespräch mit dem Schüler die vier Fakultäten durchhechelt, daß die Späne fliegen. Sie haben, die Medizin theilweise ausgenommen, ihre Strafe erhalten, sie bestehen noch immer zum allgegenwärtigen Belege der Göthe'schen Kritik. Sie abzuschaffen, wäre der Ehre zu viel, sie müssen sacht verfaulen. Und riecht Ihr es

nicht, zwanzig Stunden um eine Universitätsstadt herum? Unter den drei total verrotteten Fakultäten ist auch die Jurisprudenz, Mephistopheles hat sie gezeichnet. Man muß ihm seinen Spott über Gretchen schon verzeihen, wenn man ihn hier zu Gerichte sitzen sieht.

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! keine Frage."

Wer noch in die Welt hineinzudichten das Bedürfniß fühlt, der nehme diese Verse zum Motto! Hier liegen Tragödie, Komödie, Dithyrambe und Epigramm begraben. Gesetz' und Rechte sind eine ewige Krankheit. Was einmal für den richtigen Moment Vernunft sein konnte, das wird im Verlauf der Zeiten, bei anderen Bedürfnissen, Unsinn; was Wohlthat sein mochte, wird Landplage: das heißt alle bestehenden Gesetzbücher der Erde. Weil du den Unsinn und die Plage von deinen Aeltern überkommen hast, die ihre eignen Ketten auch zugleich

für dich flochten, deßhalb sollst du in dem menschenmörderischen Schlendrian ausharren. Von deinem Naturrechte, von deinem Menschenrechte, von dem Rechte, das so gewiß sein sollte, wie die Existenz des Menschen, von dem Rechte, von innen heraus zu wirken, und sein eignes Werk zu genießen, von dem Rechte, das mit uns geboren ist, davon ist keine Rede. — Wir bemerken dazu beiläufig, daß Mephistopheles, als er so spricht, noch den Doktor Faust kopirt, sintemalen er noch nicht bei Seite gesagt hat:

„Ich bin des trocknen Ton's nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen;“

und daß übrigens, wenn es auch der lebendige Satan selbst gesagt hätte, es doch wahr wäre.

Sollte wohl schon Jemand den konservativen Geheimenrath von Göthe in Verdacht gehabt haben, daß er das sogenannte Eigenthumsrecht für eine Usurpazion erklärte, daß er in etwas milderer und anständiger Form durchaus derselben Ansicht war mit dem französischen Proletarier Proudhon, mit dem wir ihn an einer anderen Stelle nochmals in einer wichtigsten Lebensanschauung zusammentreffen sehen werden? Es klingt komisch, aber was können wir dafür, daß Göthe gesagt hat: **La propriété, c'est le vol?**

Im zweiten Bande seiner Gedichte steht folgendes Stücklein:

„Katechisazion.

Lehrer.

Bedenk' o Kind! woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind.

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und der, woher hat's der?

Kind.

Vom Großpapa.

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen."

La propriété, c'est le vol. Als ich Proudhon das Ding erzählte, meinte dieser: Er habe wenig von Göthe gelesen; aber er habe ihn stets für einen einsichtigen Burschen gehalten. **Je l'ai toujours cru un garçon intelligent!**

Wir sind auf sozialem Boden angelangt. Was thut der theoretisch vollendete Mensch in der wirklichen Welt, wie wirkt er auf die Verhältnisse ein, wie gestaltet er sie, damit sie seinem Wesen entsprechen? Der theoretisch vollendete Mensch ist Sozialist, Kommunist. Er kann nicht anders. Im Wilhelm Meister schlägt die humanistische Theorie in die praktische soziale Welt um. Wilhelm Meister ist Kommunist. — — — Das heißt in der Theorie, auf dem Boden der ästhetischen Anschauung.

Wilhelm Meister's Lehrjahre.

„Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt.
Juchhe!
Und wer will mein Kam'rade sein,
Der stoße mit an, der stimme mit ein,
Bei dieser Neige Wein.

Ich stellt' mein Sach auf Geld und Gut.
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth.
O weh!
Die Münze rollte hier und dort.
Und hascht' ich sie an einem Ort,
Am andern war sie fort.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!

Und mein gehört die ganze Welt.
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus,
Nun trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!"

Dieses Lied wird man singen, wenn die Menschheit sich ihrer würdig eingerichtet hat, wenn es zur Wahrheit des Lebens geworden ist, daß wir unsere Sache auf gar nichts mehr gestellt haben. Auf gar Nichts, auf Nichts von Allem dem, was in der heutigen Welt Etwas heißt, auf Nichts von allem Schund, Metall, Kram und Dreck, an den wir heute Alle mehr oder weniger herangepeitscht werden. Auf Nichts! das heißt auf Alles, was wesentlich und wirklich ist, auf den Menschen, auf die menschliche Natur, auf das menschliche Bedürfniß, auf den menschlichen Genuß, auf sonst Nichts, auf gar Nichts!

Und mein gehört die ganze Welt! Wir werden die Herren über Alles sein, weil wir die Sklaven von Nichts mehr sind, wir werden Götter und Könige werden, weil von Königen und Göttern nicht mehr die Rede ist. Die Gesellschaft wird sein das große Gastmahl der Freude und der Liebe, wo wir alle Neigen austrinken, ohne einen Tropfen Wermuth, ohne Kopfschmerz und Nachwehen. Die letzte muß heraus!

Sein Sach auf Nichts stellen, das ist der Weg

zur menschlichen Freiheit, das ist die Freiheit selbst, denn die Freiheit besteht im Freisein. Kein König kann die Freiheit geben, was er gibt, verwandelt sich in seiner Hand in Knechtschaft, wie Alles, was Midas anrührte, in Gold. Die Freiheit hat man, oder man nimmt sie sich. Was aber ein so innerlich freier und sich unablässig weiter befreiender Mensch vermag, wie jedes redliche Bestreben dasselbe von sich rühmen kann, was Göthe von sich sagte: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle,“ das ist dargethan in dem größten Romane aller Literaturen, im Wilhelm Meister.

Wilhelm Meister hat sein Sach auch Nichts gestellt, und sein gehört die ganze Welt!

Mitten in der Staatlosigkeit Deutschlands, deren eigenthümliche Vorzüge endlich mehr und mehr eingesehen werden, mitten in der christlich-germanischen Domänenververwaltung, die aller Liberalismus bis heute noch nicht hat reformiren können, mitten in dieser providenziellen, sauberen, unpolitischen Wirthschaft stellte Göthe eines schönen Tages das Ideal der wahren Gesellschaft auf. Nur in Deutschland war der Wilhelm Meister möglich, nur in Deutschland, wo die Theorie die Noth, nicht wie in Frankreich, die Noth die Theorie belehren sollte. In Deutschland existirte niemals etwas Anderes, als die halb adlige, halb bürgerliche Gesellschaft; der Staat, der sich in Frankreich als Schein über die

Sphäre des gesellschaftlichen Egoismus wölbt, dieser Schein selbst, er existirt in Deutschland nur zum Scheine. Unmittelbar aus der egoistisch-verderbten Gesellschaft entsprang Göthe's künstlerisches Ideal von der wahren Gesellschaft, von dem humanen Verkehr, der den gebildeten und freien Einzelnen voraussetzt, der der Individualität kein Härchen krümmt, weil nur aus unbehinderten Individuen eine wahre Gesellschaft und Gemeinschaft auferbaut werden kann.

Der große, menschliche Grundsatz, der den ganzen Wilhelm Meister „mit segenduftenden Schwingen" durchzieht, heißt in der Kritik Göthe's von Diderot's Versuch über die Malerei: „Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns." Diese Kernworte sind das Todesurtheil aller Philosophie in ihrer abstrakten Selbstgenüge und hochmüthigen Entfremdung vom Leben. Die deutsche Philosophie wollte aus dem Menschen ein lehrendes Wesen machen. Göthe erwidert ihr, der Mensch ist kein lehrendes Wesen. Die ganze theoretische Welt war bis auf die letzte Konsequenz im Faust erschöpft. Der Mensch ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Wilhelm Meister ist dieser Mensch.

In den „Bekenntnissen einer schönen Seele" sagt der Oheim zur Nichte: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als

möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen: auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben." Der Mensch ist ein handelndes und wirkendes Wesen.

Natalie erzählt vom Abbé: „Er behauptete: das erste und letzte am Menschen sei Thätigkeit, und man könne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinkt, der uns dazu treibe. Man gibt zu, pflegte er zu sagen, daß Poeten geboren werden, man gibt es bei allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menschlichen Natur kaum scheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, so wird jede auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es gibt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweideutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß, sie erregt Wünsche statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen

aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein ganzer Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber, als manche, die auf fremden Wegen recht wandeln. Finden jene, entweder durch sich selbst oder durch Anleitung den rechten Weg, das ist der, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben." Der Mensch ist ein seiner Natur gemäß wirkendes Wesen.

Johannes von Müller in seiner Rede über Friedrich den Großen sprach die inhaltschweren Worte aus: „Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben, wer wird es läugnen? sehr große Vorzüge. Aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, kann jeden in seiner Laufbahn begleiten. In einer solchen Denkweise liegt die Möglichkeit, allgemein und fortschreitend vollkommener zu werden, so wie die Quelle der Entwürdigung des Menschen und des größten Unheils in der sogenannten weisen Mittelmäßigkeit zu finden ist. Der Mensch überhaupt, weit entfernt, Alles zu thun, was er vermag, wenn er seinem Streben zu nahe Gränzen setzt, was wird er je sein? Johann Chrysostomus, in seiner schönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (Muth-

faulheit) zu begreifen; denn nur die Anstrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in seiner Lage abhängt.“ Göthe pflegte das so zu übersetzen, daß Keiner dem Andern, aber jeder dem Höchsten gleich sein sollte; was dadurch zu bewerkstelligen wäre, daß jeder vollendet in sich sein müßte.

Für das wahre Wesen des Menschen, die Thätigkeit, finden sich hundert Stellen bei Göthe; sein ganzes Sein, sein ganzes Dichten war diese Thätigkeit. Er kann und weiß in seiner rein menschlichen Natur nicht anders: „Alles Theoretisiren deutet auf Mangel oder Stockung von Produkzionskraft hin.“ In seiner Biographie heißt es: „Im Leben komme Alles auf's Thun an, das Genießen und Leiden finde sich von selbst.“

Der Mensch aber, der seiner Natur gemäß, von innen heraus wirken und handeln will, hat sich mit der ganzen alten schlechten Welt zu zerkämpfen. Er ist wider Alles und Alles wider ihn. Sein nächster Feind, gemeiner oder heimtückischer Natur, ist die Moral, die gute Sitte. Wer aus dem Ganzen handeln will, der stößt jeden Augenblick auf die Altflickerei, wer sich selbst treu bleibt, der kann es den verfaulten Observanzen nicht recht machen. Das kümmert ihn aber nicht, und Göthe läßt seinen Wilhelm Meister, aller Moral zum Trotz, zum herrlichen Menschen sich heranbilden.

Sein Verhältniß zu Mariane, zu der ganzen Komödiantensippschaft: Wilhelm Meister ist in seinem Rechte. Er macht eine Geschäftsreise und kommt nicht wieder: er ist in seinem Rechte. Eine Reihe von weiblichen Individualitäten nimmt sich sein Herz der Reihe nach aus der Hand, er liebt und liebt immer wieder, der Eid der Liebenden ist in den Augen des Zeus keiner: er bleibt auch hier in seinem Rechte.

„Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.“

Die spätere Frau Melina war mit ihrem Manne durchgegangen, wurde von der Polizei brutaler Weise zurückgeholt und vertheidigte vor Gericht mit entschiedener Hartnäckigkeit das Recht ihres Herzens. Göthe sagt darüber: „Wilhelm faßte, als er ihr Geständniß hörte, einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens, indeß sie die Gerichtspersonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.“

Diese „gegenwärtigen Bürger“ sind ganz unbezahlbar. Wie Göthe aber auch sonst noch das entschiedene Beharren auf dem Rechte des Herzens zu würdigen verstand, das geht aus seinem plastischen

Gedichte hervor, wo er ein anderes Weib „vor Gericht“ schildert:

„Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
Pfui! speit ihr aus, die Hure da! —
Bin doch ein ehrlich Weib. — —

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.“

Man höre nur, wie selbst der zweideutigste Karakter, die alte Barbara nämlich, zu ihrem Rechte kommt, als Wilhelm sie über ihr Betragen gegen Mariane zur Rede setzt.

„Abscheuliche, niederträchtige Kupplerin! so hast Du das unglückliche Geschöpf geopfert? so hast Du sie Deiner Kehle, Deinem unersättlichen Heißhunger hingegeben?“

„Ihr thätet besser, Euch zu mäßigen und mit Schimpfreden inne zu halten, versetzte die Alte. Wenn Ihr schimpfen wollt, so geht in Eure großen vornehmen Häuser, da werdet Ihr Mütter finden, die nicht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebenswürdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der

reichste ist. Seht das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben, und nirgends Trost finden, als bis ihr irgend eine erfahrene Freundin begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person nach Gefallen disponiren zu können."

Die Kupplerin, die mit einer leichtsinnigen Schauspielerin ihr Geschäft treibt, wird nobel gegen die entwürdigte Kanaille in der sogenannten „guten Gesellschaft"!

Was ich thue und treibe, das will ich selbst verantworten, und wie meine That eine gegenwärtige, irdische That ist, so soll auch die Folge und Wirkung in diesem gegenwärtigen Leben Mein sein. Der Harfner singt:

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

In diesem Weltverhältniß zwischen That und Wirkung, Handlung und Folge, in diesem vernünftigen Organismus ist erst eine wirkliche, menschliche Sittlichkeit möglich.

Und hier sind Alle gleich, hier gibt es kein Vornehm und Gering, kein Hoch und Niedrig. Was Göthe von den Vorzügen der höheren Klassen der Gesellschaft sagt und rühmt, ist durchaus wahr und richtig, sobald man *höhere* Klasse mit *gebildeter* Klasse für identisch nimmt, und das ist bei Göthe

der Fall. Das Ziel seiner niederen, nach Bildung strebenden Menschen ist, in die höhere, d. h. gebildete Gesellschaft aufgenommen zu werden, auch vornehm, d. h. gebildet zu werden.

„Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaushebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens. Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir Alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anstatt daß Andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme bald mit erschöpften Kräften untergehen."

Wohlan, wir wollen Alle vornehm werden!

„Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Gränzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erschaffen kann; so darf er überall mit einem stillen Bewußtsein vor seines Gleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht, als das reine, stille Gefühl der Gränzlinie, die ihm gezogen ist. Er darf nicht fragen: was bist du? sondern nur: was

hast du? welche Einsicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person Alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit Nichts und soll Nichts geben, Jener darf und soll scheinen; Dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll thun und wirken; Dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachlässigen muß."

„An diesem Unterschiede ist nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, sondern die Verfassung der Gesellschaft selbst Schuld; ob sich daran einmal etwas ändern wird und was sich ändern wird, bekümmert mich wenig; genug, ich habe, wie die Sachen jetzt stehen, an mich selbst zu denken, und wie ich mich selbst und das, was mir ein unerläßliches Bedürfniß ist, rette und erreiche."

So schreibt Wilhelm an seinen Schwager Werner. Gut, wir wollen Alle Edelleute werden!

Wilhelm aber wurde ein Edelmann, ein gebildeter, tüchtiger Mensch, durch sein Lebensprinzip, das er in demselben Briefe an Werner ausspricht:

„Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriziren, wenn mein Inneres voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin? Daß ich Dir's mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht." Wir wollen die Verhältnisse so lange ändern, bis Jeder sich selbst, ganz wie er da ist, auszubilden vermag, so daß keine romanhaften Kombinazionen mehr nöthig sind, um unter tausend Menschen Einen wirklich zu erziehen.

Vom Staate ist bei dieser freien menschlichen Entwicklung überall keine Rede, der Staat existirt in der ganzen Sphäre dieser Anschauungen gar nicht, es ist keine Stätte für ihn da. Die untergeordneteren Karaktere, Laertes und Philine, beseitigen den Staat mit ein paar Einfällen.

„So viel ich, sagte Laertes, überall wo ich herumgeschwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehen, bis es schädlich wird: dann zürnt man und schlägt drein."

„Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg, sagte Philine, ich kann mir sie nicht anders als in Perücken vorstellen, und eine Perücke, es mag sie aufhaben, wer da will, erregt in meinen Fingern

eine krampfhafte Bewegung, ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunternehmen, in der Stube herumspringen und den Kahlkopf auslachen.“

Und wenn hier der alte Domänenstaat blos gemeint zu sein scheint, so erfährt der spätere Gesetzesstaat mit seiner Abstimmung und seiner Theorie der Majorität in den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“ nicht minder seine Kritik: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im Mindesten zu wissen, was sie will.“ Zum Beispiel in jeder beliebigen Deputirtenkammer.

Mit dieser Beseitigung aller Abstrakzionen entwickelt sich Wilhelm Jünger zum Wilhelm Meister, nur menschlich, nur natürlich, nur frei, nur aus sich, nur aus seiner Natur heraus. Er entwickelt sich, bis ihn die Mächte des Thurmes frei- und losgesprochen haben, bis er als fertiger Mann sich in dem Kreise der gleichfalls Fertigen zur That, zur wahren gesellschaftlichen Gemeinschaft herangebildet hat. Ihm gilt kein Gesetz, keine Sitte, keine Moral, kein Staat und keine Familie, es gilt ihm nichts, als er selbst, als seine eigenste Natur. Er hat sein' Sach' auf Nichts gestellt, und sein gehört die ganze Welt!

Was hier von Regel, von allgemeinem leitenden Prinzip übrig bleibt, was auch wir adoptiren, das ist jener Spruch aus dem Divan:

„Denn das wahre Leben ist des Handelns
Ew'ge Unschuld, die sich so erweiset,
Daß sie Niemand schadet, als sich selber."

Wilhelm Meister's Wanderjahre.

Die Wanderjahre, der zweite Theil des Wilhelm Meister, bleiben ein Fragment. Sie sind, wie der zweite Theil des Faust, im hohen Alter des Dichters geschrieben. Doch ist dieses Prosawerk unendlich klarer und faßlicher, und wir dürfen seine drei Theile kühn die Lehre von der Erziehung des Menschen und der Einrichtung der Gesellschaft benennen. Erzogen werden hier aber nicht nur die Kinder, die wir in der heutigen Gesellschaft mit einem gewissen Alter für frei und fertig erklären, und sie dann in ein Chaos hinausstoßen, wo grade das Gegentheil von dem praktizirt wird, was wir ihnen erst so mühsam beibrachten, wo die Unsittlichkeit an die Stelle der abstrakten Moral, Lug und Trug an die Stelle der kategorischen Wahrhaftigkeit, ein nichtswürdiges Sichgehenlassen an die Stelle der absoluten Selbstbestimmung treten. Sondern bei Göthe wird für das Leben gebildet und für die Bildung gelebt. Die Erziehung ist menschlich und die Menschheit

erzogen; die Entwicklung der eigensten Anlagen ist gesichert und diese Anlage kann jederzeit zur Bethätigung kommen. Göthe ist ein sozialer Systematiker, wie Plato, Morelly und Fourier; mit dem Ersteren hat er die größte Aehnlichkeit, weil auf Erden Anforderungen an selbstständig schöne Form in der Darstellung vollkommen genügt. In früheren Zeiten, ehe die fatale Julirevoluzion auch für Deutschland den Anstoß zum doktrinären Liberalismus gegeben hatte, als man wenigstens noch menschlich schwärmte und nicht bürgerlich, als man noch sentimental zu sein vermochte und die Millionen — Menschen umschlang, wurde der Vergleich zwischen Göthe's und Plato's Pädagogik wirklich angestellt; man schrieb und druckte über diesen Vergleich. Später erst erfuhren wir, die „Wanderjahre" seien trocken und prosaisch, langweilig und den Bestrebungen der Zeit fremd. Es ist wahr, von dem „Rechtsstaate" ist lästerlicher Weise in dem Buche keine Rede. Daß aber in diesem wunderbaren Werke das ewige menschliche Räthsel angefaßt und zum großen Theile seiner Lösung nahe gebracht worden, daß hier Andeutungen gegeben sind, die zu den entschiedensten Resultaten führen müssen: das soll unsere und der Zukunft Freude an den Wanderjahren sein.

Jeder entwickelt sich nach seiner Neigung, nach seiner innersten Eigenheit, sagen Morelly, Fourier und der Abbé bei Göthe. In der wunderbaren Provinz,

worin die Kinder erzogen wurden, herrschte „eine seltsame Mannigfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zöglingskleidung, obwohl kein Stufengang obzuwalten schien; denn solche, die verschieden grüßten, waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Ursache dieses scheinbaren Widerspruchs. Er löst sich, wurde ihm geantwortet, darin auf, daß er ein Mittel ist, die Gemüther der Knaben eigens zu erforschen. Wir lassen bei sonstiger Strenge und Ordnung in diesem Falle eine gewisse Willkür gelten. Innerhalb des Kreises unserer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, so auch innerhalb einer mäßigen Beschränkung Form und Schnitt wählen; dies beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt sich die Sinnesweise, an dem Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen. Doch macht eine besondere Eigenheit der menschlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewissermaßen schwierig; es ist der Nachahmungsgeist, die Neigung sich anzuschließen. Sehr selten, daß ein Zögling auf etwas fällt, was noch nicht dagewesen, meistens wählen sie etwas Bekanntes, was sie grade vor sich sehen. Doch auch diese Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar, durch solche Aeußerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partei, sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus, wir erfahren, wo jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleichstellt."

Die Eigenthümlichkeit, dieses unantastbare Heiligthum des Menschen herauszufinden, zu errathen, wo er sich auch nur in den leisesten Andeutungen kund gibt, das ist die Aufgabe jeder Pädagogik, während die unsrige, wie unsere ganze staatliche Maschinerie grade auf das Gegentheil hinausläuft, alle Persönlichkeit zu unterdrücken, alle Menschen über Einen Kamm zu scheeren. Der Uniform erklären sich die Vorsteher der Provinz durchaus abgeneigt, weil sie den Karakter verdecke und die Eigenheiten der Kinder dem Blicke entziehe. Unsere Kinder tragen sämmtlich Uniform, die französischen Internes in den Kolleges sogar wirkliche.

Die Musik, die Vokalmusik, ist der Grund der weisen Pädagogik in der Provinz. Aecht antik heißt es hier: Wer die Musik nicht versteht, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei. „Allerdings, bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt; andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich: denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anlaß dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wieder zu finden,

ferner den Text darunter zu fügen, so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge, und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben als man denkt, und da dieses Alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunst viel geschwinder, als auf jede andere Weise. Deßhalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten."

Wie Schiller im Tanze ein Bild des wahren Lebens entdeckte, so schildert hier Göthe alle wahre Entwicklung als rhythmisch bewegte und harmonisch geordnete, als musikalisch. Ist die Individualität erst gerettet, bleibt sie gerettet, so darf das reine Maaß nicht fehlen, innerhalb dessen sich das Hervorragendste, das Stärkste und Großartigste, wie nach ewigem Gesetze zu bilden hat. Dieses ewige Gesetz ist aber das Gesetz der Individualität selbst, ihr eigenes Wesen. Der wahre Mensch ist ein harmonisches Wesen, wie die wahre Vergesellschaftung eine Harmonie ist.

„Dreierlei Gebärde habt ihr gesehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen

Himmel, das ist was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sei, der sich in Aeltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweite, Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden, aber unverhältnißmäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigt, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl; denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unseren Zögling baldmöglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grades genügsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen sich richten. Nun steht er stark und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt."

In diesen drei Graden der Ehrfurcht erblicken jene Pädagogen den Inhalt aller Religionen, deren es überhaupt nur drei gebe: die ethnische, heidnische; die philosophische und die christliche. Die heidnische Religion sei die erste und kindlichste, sie

beruhe auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist; die philosophische ziehe alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf, und indem der Mensch so das Verhältniß zu Seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaue, lebe er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Die christliche Religion endlich, die Göthe hier, anders als bei den drei Zeremonieen, nicht mehr in die Mitte, sondern als letzte an's Ende stellt, beruhe darauf, daß der Mensch nicht allein die Erde unter sich liegen lasse und sich auf einen höheren Geburtsort berufe, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anerkenne, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als *Fördernisse* des Heiligen *verehre* und *liebgewinne*. Hier ist allerdings der wahre Inhalt der Dogmen, die strenge von Christi Lehre geschieden werden, tief und richtig begriffen: die Orthodoxen erhalten selbst von Göthe Recht wider die Razionalisten. Aber auch die anthropologische *Deutung* offenbart sich hier, wie bei den übrigen Religionen, auf das Klarste, indem Sünde und Verbrechen als *Fördernisse* des Heiligen angegeben werden, die man *liebgewinnen* müsse, d. h. Sünde und Verbrechen sind *Entwicklungsmomente*, in unserem heutigen Leben *nothwendige* Erscheinungen.

Nicht nur aber, daß der Inhalt der drei Religionen anthropologisch gedeutet wird, sondern es wird auch aus ihnen allen erst die vierte und wahre Religion gebildet, die Alles umfassende, sittlich-anthropologische Weltanschauung. „Aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder in's Gemeine gezogen zu werden. — Schon wird dieses Bekenntniß vor einem großen Theile der Welt ausgesprochen, doch unbewußt." Es ist das öffentliche Geheimniß der neueren Zeit.

Der Mensch ist die Hauptsache, der Mensch ist die Spitze der Erde und des für uns Vorhandenen, der Mensch soll Ehrfurcht vor sich selbst haben, er soll seiner Würde, welche das einzige Resultat aller Religionen ist, nichts vergeben; der Mensch soll seiner Würde gemäß handeln. Was wird von den vorhandenen Zuständen übrig bleiben, wenn der Mensch die Ehrfurcht vor sich selbst in Handlung setzt? Es ist dieselbe leicht zu beantwortende Frage, die wir einmal an den Feuerbach'schen Menschen richteten. Der ästhetische Idealist ist dasselbe Wesen wie

der philosophische. Die Erziehung aber, deren ideales Bild uns in diesen wenigen Zügen hingehalten wird, beruht auf Individualität, Harmonie der Fähigkeiten und Leistungen, und auf Ehrfurcht vor dem Wesen des Menschen, als dem ganzen Inhalte aller Dinge. Mit dieser Erziehung erklären wir uns einverstanden, sie soll nur aus dem Wilhelm Meister heraus, in die Wirklichkeit eingeführt werden.

Das Prinzip der Welt, welche sich für die so Erzogenen einzig eignet, hat Göthe sowohl in der Besitzung des Oheims der Hersilie, als auch in dem späteren Kolonisazionsplane deutlich genug ausgesprochen. Es ist der Sozialismus, der Kommunismus. Man darf dieses Wort mit der Zeit gebrauchen, da man in Deutschland allmählig Einsicht in die große Weltbewegung gewinnt, und da die Kritik über die Kasernensysteme einigen französischen sogenannten Kommunisten zu Gericht gesessen hat. Der Kommunismus mit dem Grunde der unverletzlichen Individualität, das ist der wahre Sozialismus; wir wollen dem plumpen Eigenthume nicht mehr die Ehre anthun, seinetwegen ein Ding nur einen Augenblick milder zu benennen. Die Wirklichkeit des Humanismus, der reale Humanismus ist der Kommunismus, die Gemeinsamkeit Aller in Arbeit und Genuß. Die Besitzung des Oheims ist sozialistisch im Allgemeinen; der Kolonisazionsplan durchaus kommunistisch.

Vom Nützlichen, durchs Wahre, zum Schönen! Heißt es in jener Besitzung des Oheims. Von unten herauf muß die Gesellschaft gebaut sein, auf der materiellen Grundlage der Bedürfnisse. Erst das Nützliche: Essen, Trinken, Wohnen, Schlafen, Kleidung und Heizung; dann das Wahre, die Durchdringung des Nützlichen mit menschlicher, sittlicher Lebensanschauung; und zuletzt als Krone das um seiner selbst willen bezweckte Schöne, die Kuppel auf dem Dome der Gesellschaft. Der Oheim sagt nicht: Vom obersten Prinzip des Schönen aus soll das Leben geleitet werden, das Schöne muß selbst das Nützliche und Wahre durchdringen. Er findet, die Hauptsache sei vielmehr, daß der Mensch existire, dann komme die Belehrung und jetzt erst die Schönheit. Es ist derselbe Rigorismus der Lebensanschauung, derselbe Dualismus, der Proudhon dazu vermochte, Moralität, Gerechtigkeit und Humanität zu trennen, die Gerechtigkeit befriedigt wissen zu wollen, ehe von Aequitas, von Humanität die Rede sein könnte.

Will man einen idealen Reformer der Gesellschaft erblicken, der den revoluzionnären Gang der Dinge zu vermeiden sucht, dafür aber auch alle möglichen Konzessionen macht, so betrachte man den Oheim selbst! „Er verhehlte uns nicht, wie er jenen liberalen Wahlspruch: „den Meisten das Beste“ nach seiner Art verwandelt und „Vielen das Erwünschte“ zugedacht.“ Natürlich Vielen, nicht Allen, denn der

Reformer hat immer nur die annäherungsweise Verwirklichung seines Ideals im Auge. Das Erwünschte aber statt des Besten ist ganz vortrefflich; man lasse doch Jeden nur selbst zusehen, was ihm das Beste zu sein scheint. „Die Meisten lassen sich nicht finden noch kennen, was das Beste sei, noch weniger ausmitteln. Viele jedoch sind immer um uns her; was sie wünschen, erfahren wir, was sie wünschen sollten, überlegen wir, und so läßt sich denn immer Bedeutendes thun und schaffen.“ In diesem Sinne ist Alles, was sie hier sehen, gepflanzt, gebaut, eingerichtet, und zwar um eines ganz nahen faßlichen Zweckes willen; alles dies geschah dem großen nahen Gebirg zu Liebe.

„Der treffliche Mann, Kraft und Vermögen haltend, sagte zu sich selbst: „Keinem Kinde da droben soll es an einer Kirsche, an einem Apfel fehlen, wornach sie mit Recht so lüstern sind; der Hausfrau soll es nicht an Kohl, noch an Rüben, oder sonst einem Gemüse im Topfe ermangeln, damit dem unseligen Kartoffelgenuß nur einigermaßen das Gleichgewicht gehalten werde. In diesem Sinne, auf diese Weise sucht er zu leisten, wozu ihm sein Besitzthum Gelegenheit gibt, und so haben sich seit manchen Jahren Träger und Trägerinnen gebildet, welche das Obst in die tiefsten Schluchten des Feldgebirges verkäuflich hineintragen.“

Wilhelm bemerkt dazu, die Gaben des Geistes

sind überall zu Hause, die Geschenke der Natur über den Erdboden sparsam ausgetheilt. — Der Oheim macht sein Besitzthum zum Mittelpunkte, um die Geschenke der Natur von hier aus weiter auszubreiten.

„Ferner hat unser Würdiger von entfernten Orten manches den Gebirgen näher gebracht; in diesen Gebäuden am Fuß hier finden sie Salz aufgespeichert und Gewürze vorräthig."

Der Grundsatz, seinen Besitz zum Mittelpunkte des allgemeinen Wohlergehens zu machen, wird vom Oheim so weit ausgedehnt, daß der Besitz nahe daran ist, sich aufzuheben, wozu er aber bei dem bloßen Reformer nicht kommen kann. Der Oheim hatte überall lakonische Inschriften angebracht. Unter diesen befand sich eine, die sich in sich selbst zu vernichten schien und von der Wilhelm die Hersilie fragt, ob sich diese beiden Begriffe nicht aufheben. „Besitz und Gemeingut!" Der gebildete Mensch, der sich zum Mitgliede einer gebildeten Gesellschaft fähig und tüchtig machen will, stößt schon ohne ökonomische Berechnung, ohne jene Selbstvernichtung der politischen Oekonomie, auf die Unsinnigkeit des Privatbesitzes, findet in dem Worte „Gemeingut" einen hohen Trost ausgesprochen, fragt sich alsdann aber natürlich: Kann das Eine mit dem Anderen bestehen? Julie findet diese Worte durchaus nicht so räthselvoll und umschreibt sie in folgender Weise:

„Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksale gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er Andere daran will Theil nehmen lassen. Denn nur in so fern werden die Vermögenden geschätzt, als Andere durch sie genießen."

Man suchte, wie das die Reformer immer zu thun pflegen, nach Analogie in der vorhandenen Welt, und sagte: „Warum verehrt man den Fürsten, als weil er einen jeden in Thätigkeit setzen, fördern, begünstigen, und seiner absoluten Gewalt gleichsam theilhaft machen kann? Warum schaut Alles nach dem Reichen, als weil er der Bedürftigste, überall Theilnehmer an seinem Ueberflusse wünscht? Warum beneiden alle Menschen den Dichter? weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist. Der Musiker ist glücklicher als der Maler, er spendet willkommene Gaben aus, persönlich unmittelbar, anstatt daß der letztere nur gibt, wenn die Gabe sich von ihm absonderte."

„Nun hieß es ferner im Allgemeinen: jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit

er spenden könne. Was soll das heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betragen. Dies ist der Sinn der Worte: Besitz und Gemeingut; das Kapital soll Niemand angreifen, die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon Jedermann angehören."

Gut, das Kapital soll Niemand angreifen! Gut, die Interessen sollen Jedermann angehören, aber auch Jedermann! Gut, wir wollen nicht, daß Besitz und Gut an die Armen gegeben werde, denn es soll gar keine Arme mehr geben. Betrachtet euch als Verwalter des Gemeingutes; aber laßt Rechenschaft von euch fordern. Und wenn die Kinder großjährig geworden sind, und Ihr betragt Euch rechtschaffen und einsichtig, so sollt Ihr Verwalter bleiben, auch von Euerem Verwalterposten leben können; wir wollen blos die Zinsen unseres Erbtheils genießen.

Wohlan, Euer Besitz werde Gemeingut, erweitert Eueren Mittelpunkt, so daß wir Alle daran Theil nehmen. Reformirt die Gesellschaft; aber reformirt sie wirklich und vollständig! Bildet Euch nicht ein, wir ließen uns Halbheiten oder gar Täuschungen gefallen! Macht Eueren Besitz zum Gemeingute, oder mit Erlaubniß der Göthe'schen, ganz objektiven Rede- und Denkweise — der Teufel soll Euch holen!

Der Oheim ist auch noch in einer anderen, sehr gewichtigen Sache ein radikaler Sozialist: „Er be-

hauptet: keine Erfindung des Jahrhunderts verdiene mehr Bewunderung, als daß man in Gasthäusern, an besonderen kleinen Tischchen, nach der Charte speisen könne; sobald er dies gewahr worden, habe er für sich und Andere dies auch in seiner Familie einzuführen gesucht. „Wenn er vom besten Humor ist, mag er gern die Schrecknisse eines Familientisches lebhaft schildern, wo jedes Glied mit fremden Gedanken beschäftigt sich niedersetzt, ungern hört, in Zerstreuung spricht, muffig schweigt, und wenn gar das Unglück kleine Kinder heranführt, mit augenblicklicher Pädagogik die unzeitigste Mißstimmung hervorbringt. So manches Uebel, sagte er, muß man tragen, von diesem habe ich mich zu befreien gewußt. Selten erscheint er an unserem Tische, und besetzt den Stuhl nur augenblicklich, der für ihn leer steht. Seine Feldküche führt er mit sich umher, speist gewöhnlich allein, andere mögen für sich sorgen. Wenn er aber einmal Frühstück, Nachtisch oder sonst Erfrischung anbietet, dann versammeln sich alle zerstreuten Angehörigen, genießen das Bescheerte, wie Sie gesehen haben. Das macht ihm Vergnügen; aber Niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt, Jeder muß aufstehen, der sich gelabt hat, und nur so ist er gewiß, immer von Genießenden umgeben zu sein.“

Der Onkel hat vollständig recht, er opponnirt aus Leibeskräften gegen das, was Fourier den Familismus nannte, und was eine der fatalsten Fatalitäten

unseres bürgerlichen Lebens ist. Dieses Gefachsystem, diese tödtlich langweilige Einrichtung, die immer dieselben Gesichter zu derselben Zeit an denselben Tisch führt, die es vollständig darauf anlegt, unsere besten Gefühle auf der Folterbank des Einerleis zu ruiniren, dieses Familienleben, mit seiner chinesischen Mauer umpfercht, ist wirklich für den gesunden, verkehrbedürftigen oder nach augenblicklicher Einsamkeit verlangenden Menschen der schrecklichste der Schrecken. Das Familienleben ist der Tod der wirklichen Liebe, der Tod jeder freimenschlichen Erziehung, der Tod der eigensinnig tüchtigen Persönlichkeit, und Göthe hat sich nicht umsonst bis zur Schlacht bei Jena gegen den Familismus so gewehrt. Man begibt sich hinein, weil man liebt, und wie Wenige bewahren ihre Liebe in dieser Sklaverei der Gewohnheit und dieser Gewohnheit der Sklaverei!

Der Oheim zieht übrigens hier nur die praktische Konsequenz des Freiheitsgrundsatzes, den Wilhelm Meister in seinen Lehr- und Liebesjahren befolgte. Wenn sich der rechte Mensch durch die Freiheit der Liebe gegen die Sklaverei der Ehe verwahrt, so muß das auf die Freiheit begründete Leben andere Einrichtungen treffen als die auf dem Familismus beruhenden. Und so zerstört denn der ganze Roman mit Hartnäckigkeit das engherzige Familienwesen, er protestirt im Namen der freien Persönlichkeit wider das, was nicht mit Unrecht die festeste Stütze des Staats

genannt worden ist. Lassen sich die Menschen erst in die Familie einkeilen, so hat der Staat, der große Patriarch, ein gar leichtes Spiel mit ihnen. — Aber könnte man einwerfen, wie verträgt sich diese Freiheit der Liebe mit der in den „Wahlverwandtschaften" entwickelten Theorie, die offenbar zu Gunsten der Ehe entscheidet, und nicht ganz mit Unrecht ihre Apotheose genannt worden ist? Diese beiden Theorieen widersprechen sich so wenig, daß sie sich vielmehr ergänzen. Und hier wollen wir unsere Ansicht über die „Wahlverwandtschaften" einschieben.

Dieser Roman, oder eigentlich diese Novelle, fällt in die Zeit, wo Göthe, durch Napoleon's festes Auftreten nach Außen beruhigt, sein thätiges Binnenleben wieder fortsetzte. Im Jahre 1809 ging er ernstlich an die Arbeit. „Niemand verkennt an diesem Roman, schreibt er in sein Tagebuch, eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet." „Der dritte Oktober befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können." Im folgenden Jahre 1810 arbeitet sich auch der Gedanke der Wanderjahre bei ihm heraus, so daß schon die Gleichzeitigkeit beider Werke uns jeden Gedanken an eine grundverschiedene Lebensansicht verleiden muß. Göthe unterschied zwischen Liebe und Ehe, und zwar so, daß ihm die Liebe das Suchen der Ehe war, die Ehe die gefundene, die vollendete Liebe.

Seine Ansicht ging dahin, der Mensch müsse vor allen Stücken sich selbst treu bleiben, niemals seiner Entwicklung Einhalt gebieten, wo ihn sein inneres Wesen weiter treibe; diese Selbsttreue, die allerdings etwas unendlich Heiligeres ist, als ein jugendliches, leichthin gegebenes Wort, das Recht dieser Selbsttreue, immer weiter und immer wieder auf's Neue zu lieben, sind gepredigt in dem Romane Wilhelm Meister. Der Roman ist die poetische Entwicklung, die künstlerische Dialektik eines ganzen Lebens. Die Novelle hat es mit einzelnen Empfindungen und einzelnen Zuständen zu thun, sie entwickelt nur Momente, wichtige, tiefgreifende Momente des Lebens. Die „Wahlverwandtschaften" stellen den Konflikt dar, der in einem endlich gefundenen, auf das Bedingniß der Dauer gegründeten ehelichen Verhältnisse möglich ist; sie läugnen die Freiheit der Jugendliebe nicht, sie haben es mit Menschen zu thun. welche diese Entwicklung bereits vollendeten. Dieses Schlußverhältniß der Liebe, die Ehe, wird von den Mächten der Liebe selbst, die sich als dämonische Gewalten in ihr Inneres drängen, in seiner Existenz bedroht und zerrissen; der Wechsel, den der Mensch in seiner Jugend freithätig herbeiführte, will sich hier wider seinen Willen geltend machen, und das Tragische besteht grade darin, daß Eduard sowohl als Charlotte etwas in sich vorgehen fühlen, was sie nicht wollen; ihr Wille ist und bleibt vielmehr ihre eheliche Verbindung. Um sich diesen Unter-

schied recht klar zu machen, denke man sich die Ehe zwischen Lothario und Theresen vollzogen, und nun zwei Personen dazwischentretend, welche die unwiderstehlichste Neigung des Einen und der Anderen in Anspruch nehmen, so wären die „Wahlverwandtschaften“ auch hier vorhanden. Hat der Mensch wirklich freie Wahl gehabt, wie Eduard und Charlotte es hatten, gründen zwei Menschen ihren Bund auf ihren beiderseitigen vernünftigen Willen: so hört die Weltansicht eines Libertins dazu, die Störung dieses Verhältnisses als eine Kleinigkeit, als nicht so leid- und unglücksvoll zu betrachten, wie es Göthe gethan hat. Von Libertinage aber kann bei Göthe keine Rede sein.

Er würdigte die Liebe wie die Ehe, er war ein großer Dichter und ein großer Mensch. Wilhelm Meister sucht von der Schauspielerin Mariane an bis zur hohen Natalie, die ihm für die Dauer seines Lebens angetraut ist, die niemals liebte, weil sie immer liebt. Lothario sucht von Aurelien bis zu Theresen; selbst der kleine Friedrich wächst für Philinen heran, die ebenfalls endlich ausgesucht hat. Die Entwicklung ist frei, wie sie frei sein muß, soll nicht jeder würdige Zustand als ein Geschenk des reinen Zufalls betrachtet werden. In dieser Weise hebt Göthe den Familismus energischer auf, als es je die Blutwallungen der Zerrissenen und der Weltstürmer vermochten. Aber Göthe lehrt auch die Heiligkeit der Ehe, die „Wahlverwandtschaften“ sind so rigoristisch

wie ein Konzilium; er will es anerkannt wissen, daß eine hohe Freundschaft zwischen Mann und Weib möglich ist, eine Freundschaft, die zarter und fester ist, als die zwischen gleichen Geschlechtern, und er hat diese Wahrheit mit einer tiefen Herzenswunde bezahlt, die sich im Heilen noch zu schließen fürchtete.

Nach Göthe's eigenthümlichster Lebensanschauung muß man die größere Zahl unserer heutigen guten Ehen für Liebesverhältnisse erklären, die das Recht ihrer Auflösung immer mit sich herumtragen — von den erfeilschten und erschlichenen Heirathen gar nicht zu reden, für die uns das bezeichnende Wort zu gebrauchen der Anstand verbietet. Ehen gibt es sehr wenige, und braucht es auch nicht viele zu geben; denn auch diese Maxime könnte Göthe ausgesprochen haben, obgleich sie nicht in seinen sämmtlichen Werken steht: „Die Liebe ist für Alle, nicht aber die Ehe."

Merkwürdig genug werden die Utopinen des Oheims an die Bekanntschaft mit nordamerikanischer Demokrazie angelehnt, wie denn die Reformversuche an der Gesellschaft in neuester Zeit großentheils aus der sterbenden Demokrazie hervorgehen, deren Gemüthsschwäche und Marklosigkeit sich so unwiderleglich in der Ohnmacht zeigen, mit welcher sie die Eigenthumsfrage — man kann nicht sagen behandelt, sondern umgeht. Die heutigen Fourieristen sowohl, als die republikanischen Arbeitsorganisirer, werden zum

kläglichsten Juste-Milieu, die Letzteren zumal höchst kläglich, da sie auf den Schultern des Konvents stehen. Göthe hat diesen Reformismus vor dreißig Jahren gezeichnet, und damit er keinen Augenblick zu verkennen sei, läßt er ihn seine religiösen Grundsätze proklamiren: „Religionsfreiheit ist in diesem Bezirke natürlich, der öffentliche Kultus wird als ein freies Bekenntniß angesehen, daß man im Leben und Tod zusammengehöre; hiernach aber wird sehr darauf gesehen, daß Niemand sich absondere.“ „Die eigentliche Religion bleibt ein Inneres, ja Individuelles, denn sie hat ganz allein mit dem Gewissen zu thun, dieses soll erregt, soll beschwichtigt werden. Erregt, wenn es stumpf, unthätig, unwirksam dahin brütet, beschwichtigt, wenn es durch reuige Unruhe das Leben zu verbittern droht. Denn es ist ganz nah mit der Sorge verwandt, die in den Kummer überzugehen droht, wenn wir uns oder andere durch eigene Schuld ein Uebel zugezogen haben.“

Endlich: „Da wir aber zu Betrachtungen, wie sie hier gefordert werden, nicht immer aufgelegt sind, auch nicht immer aufgelegt sein mögen, so ist hiezu der Sonntag bestimmt, wo alles, was den Menschen drückt, in religiöser, sitttlicher, geselliger, ökonomischer Beziehung zur Sprache kommen muß.“ Da haben wir das ganze glückselige Nordamerika, Rousseau und die bekannte Phrasenwirthschaft, die bis auf diesen Tag zu nichts in der Welt geführt haben. Göthe

hatte sich das für seine Person in Straßburg an den Schuhsohlen abgelaufen.

Der spätere Kolonisazionsplan, den der Dichter mit der pädagogischen Provinz in Verbindung setzt, denkt ganz anders über die Religion, er basirt auf jener vierten Religion der Ehrfurcht vor sich selbst, der Abbé schreibt in demselben Briefe, worin er mit Bezug auf die Provinz sagt: „Wir müssen thun und dürfen an's Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen ist unsere höchste Pflicht," Folgendes: „Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen: auf ihr gründet sich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Festigkeit und Würde beruhen mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsere redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug in's Weite setzen, und nicht nur unsere Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen."

Seine redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug in's Weite setzen, heißt: den Humanismus real machen. Das ist etwas Anderes als nordamerikanischer Reformismus. Das ist entschiedener Sozialismus und Kommunismus. Die utopische Besitzung des Oheims erleidet daran ihre Kritik, wird in den gehörigen Schatten gesetzt, und

die Aufmerksamkeit auf einen wirklich humanen Gesellschaftsverband hingelenkt.

Diejenigen Männer, welche mit dem Gedanken eines neuen Gesellschaftsbaues sich tragen, und welche so eben durch den Mund des Abbé's ihre theoretische Weltansicht verkündeten, sprechen nun ferner durch den Mund des praktischsten von allen, durch den Jarno's, ihre Grundmaxime über die Würde der Arbeit aus. Und hier ist es, wo sie durchaus und zwar von demselben Boden der Naturbetrachtung aus, mit dem Sozialisten Proudhon zusammentreffen, der ebenfalls die Gleichgültigkeit oder Aequivalenz jeder Beschäftigung in seiner „Schöpfung der Ordnung in der Menschheit" nachgewiesen hat. „Mache ein Organ aus dir, heißt es bei Göthe, und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlwollend zugestehen werde. Wer es nicht glauben will, der gehe seinen Weg, auch der gelingt zuweilen; ich aber sage: von unten herauf zu dienen ist überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beschränken ist das beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst, und der beste, wenn er Eins thut, thut er Alles, oder, um weniger parador zu sein, in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird." Proudhon sagt, jedes Werk von des Menschen Hand sei eine Produkzion einer künstlichen Serie,

ebenso werthvoll wie jede andere. Jede Beschäftigung sei in sich einer höchsten Vervollkommnung fähig, und so ruhe jede in der allgemeinen Wissenschaft, deren Boden jeder Arbeiter mit dem anderen theile, wie verschieden auch jene künstlichen Serien oder Produkzionen unter sich seien. „In dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird."

Diesem Rechte der heilig gesprochenen Arbeit, dieser Apotheose des Handwerks läßt sich kein Damm des Eigenthums mehr entgegensetzen, wie Proudhon bewiesen hat. Die Arbeit verschlingt das Eigenthum, die Arbeit ist allmächtig. Und wenn die natürliche Serie der Menschenseele in der pädagogischen Provinz zur Vollendung in sich gebracht worden ist, so daß sie nun unfehlbar die künstliche Serie der Arbeit vollbringen wird und muß; wenn alle Menschenseelen zu dieser Verschlingung des Eigenthums erzogen werden: wie will es da noch aufkommen oder sich gar eine Weile geltend machen?

Die Würde der Arbeit war Göthe'n angeboren, er selbst stammte aus einer Arbeiterfamilie. Sein Urgroßvater war Hufschmied, sein Großvater erst Schneider, dann Gastwirth zum Weidenbusch, sein Vater anfänglich einfacher Advokat. Die Geburt hatte also Göthe'n zwischen das Proletariat und den Adel in die Mitte gesetzt, und in seinem Blute lag der große Grundsatz, daß man durch die Arbeit etwas

wird, daß sie es ist, die den Menschen zum Menschen macht, daß jede Arbeit, dafern sie recht gethan wird, eine höchste Thätigkeit ist, die keinen äußerlichen Maßstab zuläßt.

Mit dieser Ansicht von der Arbeit, vom Handwerke, mit dieser redlich menschlichen Gesinnung ist man entschiedener Sozialist, man mag den Namen haben oder nicht. Es bleibt jetzt noch der letzte Schritt übrig, nämlich seinen entschiedenen Sozialismus zu verwirklichen, die Welt selbst kommunistisch zu gestalten. Dem Dichter ist dieses eine reine Unmöglichkeit, oder er muß ein Lehrgedicht machen, wie es jene edlen Schwärmer bis auf Cabet thaten, in denen der Geist oder die Gesinnung zwar willig, das poetische Fleisch aber schwach war. Der Dichter müßte nämlich eine ganz neue Welt, ein Reich der glückseligen Inseln, ein Utopien, eine Sonnenstadt, ein Felizien, ein Ikarien extemporiren, er müßte die ausschweifendste Phantasie, das tolle Kind einer ganz abstrakten Reflexion, in Thätigkeit setzen, um eine wirkliche, handelnde Menschenwelt sich in der blauen Luft bewegen zu lassen. Diese Reflexion wäre aber sogar einem minder realistischen Dichter, als Göthe, in innerster Natur zuwider. Göthe konnte ganz unmöglich den Boden der Wirklichkeit in dieser Weise unter den Füßen wegstoßen; das Aeußerste, wozu er es bringt, ist — eine Kolonisazion in Amerika. Die durchaus theoretische Natur der neueren Zeit

kommt hier abermals, in höchst belehrender Weise zum Vorschein, der Idealismus, von aller Wahrheit getränkt, innerlichst gesättigt vom menschlichen Wesen, wie weit bringt er es? — Bis zur Flucht aus der schlechten Gesellschaft, bis zur organisirten Flucht, bis zur kommunistischen Flucht. An dieser alleräußersten Gränze der Theorie, die darum nicht weniger Theorie ist, weil sie in unseren Tagen wirklich gemacht wird, läuft es uns wie eiskaltes Wasser den Rücken hinab, ein wahrer Schrecken durchzittert unsere Glieder ob des wahnwitzigen Dualismus, ob jenes klaffenden Zwiespaltes, durch welchen sich die arme Menschheit durcharbeiten muß. — Man braucht dieses Wandeln auf dem letzten Saume aber auch nur gründlich zu verstehen, so begreift man, daß und weßhalb aller Theorie der Abschied zu geben ist, daß und weßhalb weder Philosophen noch Dichter irgendwie weiter helfen können, daß und weßhalb an gar Nichts mehr zu appeliren bleibt, als an die Praxis der Massen. Göthe, der ästhetische Idealist, war schon zu Anfang des Jahrhunderts mit der Theorie zu Ende. Was läßt er seine Menschen, seine Kommunisten thun? Man kann ihm nicht den mindesten Vorwurf daraus machen, daß er sie nicht mehr thun läßt; was eigentlich zu thun wäre, können sie in Büchern und Romanen nicht vollenden. Ihr Reich ist nicht von jener Welt. —

„Und dein Leben sei die That.“

Diese Erkenntniß ist der eigentliche Schluß der Wanderjahre, die, so sehr sie auch auf praktischem Boden sich zu bewegen abmühen, es eben nicht weiter bringen können, als bis zur Theorie der Praxis. Unsere Humanisten sind sämmtlich Handwerker geworden: Wilhelm ist Chirurg, Jarno Bergmann, selbst Philine Schneiderin, jeder Einzelne ist also praktisch in sich vollendet; daß aber eben nur der Einzelne in sich vollendet ist, das ist die neue Abstrakzion, die durch kein Buch aufgehoben werden kann.

„Das ist nun, was aus den Menschen werden kann; eigentlich hängt so viel Unnützes um uns herum, aus Gewohnheit, Neigung, Zerstreuung und Willkür, ein Lumpenmantel zusammengespettelt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichste, was sie in uns gelegt, können wir deßhalb weder auffinden noch ausüben.“

„Das ist nun, was aus den Menschen werden kann.“ Aber was wird aus der Menschheit? „Allgemeine Betrachtungen über die Vortheile der geselligen Verbindung, die sich so glücklich zusammengefunden, eröffneten die schönsten Aussichten.“

Die Vortheile der geselligen Verbindung! Welcher Verbindung? Die sich so glücklich zusammen gefunden! Also einer Privatverbindung, einer Privatassoziazion, eines egoistischen Sozialismus! Wir sind beim Fourierismus angekommen.

Zwei Möglichkeiten stehen dem Dichter noch offen, da er die alte Welt nicht durch einen Machtspruch beseitigen, da er die Realisirung seines Humanismus nicht absolut durchzuführen vermag: eine praktische Freimaurerei und eine Kolonie. Eine Isolirung innerhalb des herrschenden Isolirungssystems, und eine Flucht aus der Gesellschaft und vor dem Kampfe. Göthe hat beide Wege verfolgt, er hat alle Möglichkeiten des theoretischen Sozialismus ausgebeutet, er hat mit der alten Welt abgeschlossen wie Keiner, er hat die ganze alte Welt erledigt.

Die praktische Freimaurerei. Lenardo leitet am Trennungsfeste der Wanderer, die sich in die Welt zerstreuen, und in dieser Zerstreuung in einem großen schützenden Bunde bleiben sollen, seine Rede folgendermaßen ein:

„Betrachten wir, meine Freunde, des festen Landes bewohnteste Provinzen und Reiche, so finden wir überall, wo sich nutzbarer Boden hervorthut, denselben bebaut, bepflanzt, geregelt, verschönt, und in gleichem Verhältniß gewünscht, in Besitz genommen, befestigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundbesitzes, und sind genöthigt, ihn als das Erste, das Beste anzusehen, was dem Menschen werden könne. Finden wir nun bei näherer Ansicht, Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenossen, somit auch das allgemeine patriotische Gefühl unmittelbar auf

den Boden gegründet, dann erscheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raumes, im Großen und Kleinen, immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, so hat es die Natur gewollt! Ein Mensch auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig, beide verwachsen mit einander und zugleich knüpfen sich die schönsten Bande. Wer möchte denn wohl die Grundfeste alles Daseins widerwärtig berühren, Werth und Würde so schöner einziger Himmelsgabe verkennen?"

Vollständige Anerkennung der alten Welt! Was soll der Sozialist thun, was bleibt ihm zu thun übrig?

„Und doch darf man sagen: wenn das, was der Mensch besitzt, von großem Werth ist, so muß man demjenigen, was er thut und leistet, noch einen größeren zuschreiben. Wir mögen daher bei völligem Ueberschauen den Grundbesitz als einen kleineren Theil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meisten und höchsten derselben bestehen aber eigentlich im Beweglichen, und in demjenigen, was durch's bewegte Leben gewonnen wird."

Dabei ist nun leider nicht bedacht, daß das Bewegliche eine noch weit größere Absorbzionskraft besitzt, als das Unbewegliche, daß das Bewegliche den Selbstgenuß der Arbeit grade zur puren Unmöglichkeit gemacht hat. Doch lassen wir die Verbündeten, jeder Einzelne eines Handwerks oder einer Kunst mächtig,

sich zerstreuen, schenken wir ihnen die Möglichkeit, das nöthige Bewegliche stets zu erwerben.

„Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen. Unsere Gesellschaft aber ist darauf gegründet, daß jeder in seinem Maße, nach seinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, wohin er seine Wünsche richtet, so suchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen, was im Ganzen seiner Einbildungskraft vorschwebte; uns wechselseitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, ist die angenehmste, höchst belohnende Unterhaltung. In solchem Sinne dürfen wir uns nun in einem Weltbunde begriffen ansehen."

Das heißt, es ist ein großes Zentralbureau der Arbeitsbeschaffung errichtet, welches für jedes Mitglied Adressen, Tarife, statistische Nachweise beschafft. Die Korporazion ist fertig. Von Assoziazion war keine Rede, wenn man eine Handelsgesellschaft nicht etwa auch mit diesem Titel beehren will.

„Und so ist denn Allen bekannt, wie und auf welche Weise unser Bund geschlossen und gegründet sei, Niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig seine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht versichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnte, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wieder hergestellt, finden werde."

Es ist ein höchst vorzügliches Institut. Aber es ist nur eine praktische Freimaurerei. Die Arbeitsbeschaffung der Gebildeten, der zum Handwerke im höchsten Grade Befähigten, wird zur fürchterlichen Konkurrenz wider die weniger Befähigten und Ungebildeten, der Egoismus tritt selbst in dieser edeln Sphäre nackt und blank auf. Die im „Weltbunde" Begriffenen haben ein Privilegium gegen die übrige Gesellschaft.

Die Kolonie. Die Tyrannei des Beweglichen, das Lenardo für die Hauptsache und für ein immer zu Erringendes hält, hatte sich ihm doch nach den Berichten seines eigenen Tagebuches in jener industriellen Gegend der Weber und Spinner genugsam aufgedrängt. Die neuen Maschinen drohen jenem friedsamen Stillleben, in welchem der Handarbeiter so lange Zeit sein eigenes Werk in stiller Umfriedung genossen hatte, den grausamsten Untergang. Merkwürdig, sogar die Poesie der Weber und Spinner, die Tragödie der freien Konkurrenz findet sich bei Göthe. Man lese nach den Vorpostengefechten unserer Tage jenes industrielle Tagebuch Lenardo's einmal wieder, über dessen Langweiligkeit und ermüdende Unbedeutendheit früher nur Eine Stimme war. Der Fluch des Beweglichen, des Geldes, ist die Tyrannei der Maschine über den Arbeiter, der Industrie über die menschliche Würde, des Kapitals über den Menschen, der Ehrfurcht vor sich selbst hat. Die Maschine

macht den Menschen überflüssig, macht ihn lästig, auf dem alten Kontinente wird sich keine Stätte mehr für ihn finden, denn die industrielle Pest findet ihren Weg in die verborgensten und verschlossensten Thäler. Was bleibt zu thun?

Odoard antwortet: Wir müssen auswandern; wir wollen nach Amerika ziehen; wir wollen eine Kolonie gründen!

„Aus meinen Eröffnungen geht hervor, daß in der alten Welt so gut, wie in der neuen, Räume sind, welche einen besseren Anbau bedürfen, als ihnen bisher zu Theil ward. Dort hat die Natur große weite Strecken ausgebreitet, wo sie unberührt und eingewildert liegt, daß man sich kaum zutraut, auf sie loszugehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch ist es leicht für den Entschlossenen, ihr nach und nach die Wüsteneien abzugewinnen und sich eines theilweisen Besitzes zu versichern. In der alten Welt ist es das Umgekehrte. Hier ist überall ein theilweiser Besitz schon ergriffen, mehr oder weniger durch undenkliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort das Gränzenlose als unüberwindliches Hinderniß erscheint, so setzt hier das Einfachbegränzte beinahe noch schwerer zu überwindende Hindernisse entgegen. Die Natur ist durch Emsigkeit der Menschen, durch Gewalt und Ueberredung zu nöthigen.

„Wird der einzelne Besitz von der ganzen Gesellschaft für heilig geachtet, so ist er es dem Besitzer

noch mehr. Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind, je verflochtener, je getheilter, desto schwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, indem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen nur durch Rück- und Mitwirkung auch Jenem wieder unerwartet zu Gute käme."

Es ist also in der alten Welt schwierig, das Allgemeine durchzuführen, das Allgemeine, das, indem es dem Einzelnen etwas nimmt, dem Ganzen und so auch wieder Jenem zu Gute käme. Sich deutlicher auszusprechen, ist fast nicht möglich; den nöthigen Kommentar hat Jeder von uns auf der Zunge. — Suchen wir also eine neue, einfache und jungfräuliche Welt!

Nicht unmöglich, nur schwierig ist es, in der alten Welt das Allgemeine durchzuführen; die Zeit und die Zukunft bringen viel: „Das Jahrhundert muß uns zu Hülfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen der höhere Vortheil den niederen verdrängen."

Aber die undenkliche Zeit wird durch die weitere Zeit noch undenklicher, das Recht noch geheiligter, als es schon ist; „je älter dergleichen Zustände sind, je verflochtener, je getheilter, desto schwieriger wird es ꝛc."

Ja, das Jahrhundert wird zu Hülfe kommen, und wenn sich die Herzen nicht von selbst erweitern, so wird man sie aufsprengen. Das wollen unsere Humanisten nicht, sie fliehen, sie wollen ihre Theorie **ex abrupto,** außer der Gesellschaft verwirklichen. Die kommunistische Kolonie kann weise sein, aber sie wird immer mit den Konzessionen behaftet bleiben, die sie der Gesellschaft macht, sie wird das Alte niemals ganz quitt, so viel sie davon auch über Bord wirft. Hören wir ihre Verwaltungsgrundsätze.

„Wir denken nicht an Justiz, wohl aber an Polizei. Ihr Grundsatz wird kräftig ausgesprochen: Niemand soll dem anderen unbequem sein; wer sich unbequem erweist, wird beseitigt, bis er begreift, wie man sich anstellt, um geduldet zu werden."

Daß die Justiz wegfällt, ist außerordentlich viel, das Eigenthum machte die Justiz erforderlich. Aber die isolirten Kommunisten können sich wieder unter einander unbequem werden, wie ihnen die alte Gesellschaft unbequem wurde; sie hatten Polizei.

„Die drei Polizeidirektoren haben das Recht zu ermahnen, zu tadeln, zu schelten und zu beseitigen; finden sie es nöthig, so rufen sie mehr oder weniger Geschworne zusammen. Sind die Stimmen gleich, so entscheidet der Vorsitzende nicht, sondern es wird das Loos gezogen, weil man überzeugt ist, daß bei gegen einander stehenden Meinungen es immer gleichgültig ist, welche befolgt wird. Wegen der Majorität

haben wir ganz eigene Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, im höheren Sinne haben wir nicht viel Zutrauen auf sie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslassen."

Die Lüge des gesetzlichen Zustandes wird erkannt, und durch den Zufall noch — kann man sagen verschlimmert? Der Zufall spielt hier die Rolle des Verzweiflers an der ganzen gesetzlichen Welt. Wir kommen zu keinem Resultat.

„Fragt man nach der höheren Obrigkeit, die Alles lenkt, so findet man sie niemals an Einem Orte, sie zieht beständig umher, um Gleichheit in den Hauptsachen zu erhalten, und in läßlichen Dingen einem jeden seinen Willen zu gestatten. Ist dies doch schon einmal im Laufe der Geschichte dagewesen: die deutschen Kaiser zogen umher und diese Einrichtung ist dem Sinne freier Staaten am allergemäßesten."

Die Obrigkeit wird unseren Blicken entzogen, sie soll Versteckens mit uns spielen, sie wird sich aber schon bemerklich zu machen wissen; und was wir schon eine Weile wittern, die freie Gesellschaft wird sich erweisen als „freier Staat".

„Wir fürchten uns vor einer Hauptstadt, ob wir schon den Punkt in unseren Besitzungen sehen, wo sich die größte Anzahl von Menschen zusammenhalten wird. Dies aber verheimlichen wir, dies mag nach und nach, und wird noch früh genug entstehen."

Diese Kommunisten verheimlichen uns das Entstehen einer Hauptstadt, die sie früh genug sich bilden sehen. Die ganze kommunistische Flucht löst sich in die Vereinigten Staaten auf. Sie wird zur Republik, zur Demokrazie.

„Den neuen Zustand, der aber dauern soll, spricht eigentlich das Gesetz aus. Unsere Strafen sind gelind, Ermahnung darf sich Jeder erlauben, der ein gewisses Alter hinter sich hat; mißbilligen und schelten nur der anerkannt Aelteste; bestrafen nur eine zusammenberufene Zahl.“

Das haben alle Staatengründer noch gesagt, und jedesmal nur eine Tyrannei damit gegründet: der neue Zustand solle dauern. Nichts darf dauernd sein als der Wechsel. Sonst wird unfehlbar eine Zeit eintreffen, in welcher mitten im kommunistischen Staate die Worte des Mephistopheles volle Geltung erhalten:

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!“

Wer durch ein Gesetz einen neuen Zustand aussprechen will, welcher dauern soll, der sei Anathema! Die kommunistischen Flüchtlinge aber können nicht anders.

„Und in eben diesem Sinne hält der Sammler und Ordner dieser Papiere mit anderen Anordnungen zurück, welche unter der Gesellschaft selbst noch als

Problem zirkuliren, und welche man vielleicht an Ort und Stelle nicht räthlich findet; um desto weniger Beifall dürfte man sich versprechen, wenn man derselben hier umständlich erwähnen wollte."

Und eben in diesem Sinne erklärt der Sammler und Anordner dieser Papiere, daß er sich die Freiheit genommen, jene verschwiegenen Probleme aus dem Geiste des Ganzen heraus bereits zu antizipiren, daß er aber der festen Ueberzeugung ist, die menschliche Wahrheit, die der große Dichter so rein und voll erkannte, lasse sich in keiner Kolonie, in keiner kommunistischen Isolirung jemals verwirklichen, ja eben diese Flucht der Kommunisten aus der alten Gesellschaft sei ein wesentliches Hinderniß an der allgemeinen Bewegung. Wüßten wir es nicht aus eigener Ueberlegung, durch Thatsachen dazu angeleitet, wir könnten auch das noch aus den Wanderjahren lernen, in denen alles Wesentliche mit der Parteilosigkeit der Geschichte selbst auseinandergelegt ist.

„Der Amtmann jenes Schlosses, das wir noch vor kurzem durch unsere Wanderer belebt gesehen, von Natur thätig und gewandt, den Vortheil seiner Herrschaft und seinen eigenen immer vor Augen habend, saß nunmehr vergnügt, Rechnungen und Berichte auszufertigen, wodurch er die seinem Bezirk während der Anwesenheit seiner Gäste zugegangenen großen Vortheile mit einiger Selbstgefälligkeit vorzutragen und auseinander zu setzen sich bemühte.

Allein dieses war nach seiner eigenen Ueberzeugung nur das Geringste; er hatte bemerkt, was für große Wirkungen von thätigen, geschickten, freisinnigen und kühnen Menschen ausgehen. Die einen hatten Abschied genommen, über das Meer zu setzen, die anderen, um auf dem festen Lande ihr Unterkommen zu finden, nun ward er noch ein drittes, heimliches Verhältniß gewahr, wovon er alsobald Nutzen zu ziehen den Entschluß faßte.

Beim Abschiede zeigte sich, was man hätte voraussagen und wissen können, daß von den jungen und rüstigen Männern sich gar mancher mit den hübschen Kindern des Dorfes und der Gegend mehr oder weniger befreundet hatte. Nur einige bewiesen Muth genug, als Odoardo mit den Seinigen abging, sich als entschieden Bleibende zu erklären; von Lenardo's Auswanderern war keiner geblieben, aber von diesen letzteren betheuerten verschiedene, in kurzer Zeit zurückzukehren und sich ansiedeln zu wollen, wenn man ihnen einigermaßen ein hinreichendes Auskommen und Sicherheit für die Zukunft gewähren könne.

Der Amtmann, welcher die sämmtliche Persönlichkeit und die häuslichen Umstände seiner ihm untergebenen kleinen Völkerschaft ganz genau kannte, lachte heimlich als ein wahrer Egoist über das Ereigniß, daß man so große Anstalten und Aufwand machte, um über dem Meere und im Mittelland sich frei und thätig zu erweisen, und doch dabei ihm, der auf

seiner Hufe ganz ruhig gesessen, grade die größten Vortheile zu Haus und Hof bringe, und ihm Gelegenheit gebe, einige der vorzüglichsten zurückzuhalten und bei sich zu versammeln. Seine Gedanken, ausgeweitet durch die Gegenwart, fanden nichts natürlicher, als daß Liberalität, wohl angewendet, gar löbliche, nützliche Folgen habe. Er faßte sogleich den Entschluß, in seinem kleinen Bezirke etwas Aehnliches zu unternehmen. Glücklicherweise waren wohlhabende Einwohner dießmal gleichsam genöthigt, ihre Töchter den allzufrühen Gatten gesetzmäßig zu überlassen. Der Amtmann machte ihnen einen solchen bürgerlichen Unfall als ein Glück begreiflich, und da es wirklich ein Glück war, daß grade die in diesem Sinne brauchbarsten Handwerker das Loos getroffen hatte, so hielt es nicht schwer, die Einleitung zu einer Meubelfabrik zu machen, die ohne weitläuftigen Raum und ohne große Umstände nur Geschicklichkeit und hinreichendes Material verlangt. Das letzte versprach der Amtmann; Frauen, Raum und Verlag gaben die Bewohner, und Geschicklichkeit brachten die Einwandernden mit."

Je mehr Eurer nach Amerika ziehen, desto länger behält die freie Konkurrenz Zeit, ihr mörderliches Spiel weiter zu treiben.

Die Hauptfiguren des Göthe'schen Romans ziehen nach Amerika; ihr Ideal kann in Europa nicht realisirt werden, weil sie die bestehenden Zustände als

heilig anerkennen. Sie fliehen. „Nun gleitete der Kahn, beschienen von heißer Mittagssonne, den Fluß hinab, gelinde Lüfte kühlten den erwärmten Aether, sanfte Ufer zu beiden Seiten gewährten einen zwar einfachen, doch behaglichen Anblick.“

Lassen wir den Kahn gleiten! Bleiben wir hier!

„Hier oder nirgends ist Amerika!“

Die Göthe'sche Praxis des Humanismus bleibt wieder in der Theorie stecken, die Praxis wird ästhetisch idealisirt, sie wird nicht praktisch ausgeübt, sie kann es nicht werden. Der Dichter schreibt Zustände ab, nur die Geschichte erfindet neue. Der Dichter wie der Philosoph lehren uns das bisherige Leben kennen, sie geben Zeugniß von seinen Theoremen, die sich höchstens als Fühlfäden in die Zukunft hinein strecken. Wir aber müssen die Zukunft machen, wir müssen kommenden Dichtern erst wieder Stoff bereiten, denn der alte ist verbraucht. Dem verwirklichten Sozialismus werden die Dichter nicht fehlen.

Die praktische Freimaurerei, wie die kommunistische Flucht lehren uns nun, daß in dieser Weise kein Heil zu suchen ist. Was uns bleibt, was uns Muth zuspricht, was die Garantie der Wahrheit und des Glückes auf Erden in sich enthält, das ist das Prinzip,

die Theorie des Humanismus, welche wirklich werden muß, weil sie wahr ist. Und der ganze Wilhelm Meister ist nichts, als das Aussprechen dieses Satzes.

Göthe nahm in die „Fragmente aus Makariens Archiv" jene herrlichen Verse auf, die ihm die Schädelbildung Schiller's eingeflößt hatte, und diese Verse bilden auf höchst bezeichnende Weise den Schluß des letzten Bandes der „Wanderjahre":

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre."

Allerdings, das ist theoretisch das Höchste; aber in diesem theoretisch Höchsten liegt die unzerstörbare Garantie eines praktisch Höchsten, das erst die Wahrheit jener Theorie selbst ist. Allerdings, die Schädelbildung Schiller's verbürgt uns, daß das Edelste und Reinste zur Wirklichkeit, zur irdischen Gegenwart zu werden vermag.

Muth! der Schädel Schiller's ist unsere Konstituzion, unser verbrieftes Recht, unser sozialer Kontrakt. Wir brauchen keinen anderen und wollen keinen anderen haben.

Göthe und die Weltliteratur.

Göthe war der Dichter des rein Menschlichen. Wem es seine sämmtlichen Produkzionen nicht sagen, der kann es aus seinen Aeußerungen über verwandte Geister herauslesen. Drei Dichter, und in den Dichtern natürlich die Menschen, liebte Göthe mit aller Wärme seines reichen Herzens: Schiller, Sterne und Shakespeare.

Schiller war ihm ein wunderlich großer Mensch, er gewahrte in ihm eine Christustendenz, die Alles adelte, was sie angriff. Und erst Göthe hat den Schlüssel zur richtigen Würdigung seines großen Freundes gegeben, indem er ihn für den Dichter der Freiheit erklärte. Schiller war Alles, was man sein kann, dafern man nicht Göthe ist. Wir wissen das jetzt; es kann darüber kein Streit mehr aufkommen.

Von Sterne rühmt Göthe, er habe das Menschliche im Menschen auf das Zarteste entdeckt. Auch Sterne hatte, der englischen Nachtliteratur gegenüber,

jene hohe Freiheit bewahrt, die Göthe'n in noch viel stärkerem Maße eigen war, weil er die Nacht und ihre Greuel erst ruhig in und um sich herbergen ließ, und sich dann kühn und siegesgewiß aus ihren Schleiern hervorhob. Wenn ich aber von dem vortrefflichen Verfasser des vortrefflichen Landpredigers von Wakefield nicht besonders rede, so geschieht es, weil Goldsmith als ein Erzeugniß, als ein Sohn des humoristischen Yorick betrachtet werden muß. Kein Buch hat vielleicht so auf Göthe'n gewirkt, wie dieser Landprediger von Wakefield, der die zartesten Fäden rein menschlichen Gefühles zu den anmuthigsten Räthseln verwebt und glücklich zur Ehre des Menschlichen wieder löst.

Ueber Shakespeare, zu dessen Verständniß in Deutschland der Wilhelm Meister zuerst die Bahn brach, sagte Göthe im Sommer 1813, es sei die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anrege. Shakespeare geselle sich zum Weltgeist, er durchdringe die Welt wie jener, beiden sei nichts verborgen; aber wenn des Weltgeistes Geschäft sei, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so sei es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwätzen. „Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich M e n s c h e n sind es, M e n s c h e n von G r u n d aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga."

Als nach dem Sturze Napoleon's die physischen Waffen ruhten, und der alte unbeendigte Geisterstreit wieder begann, als die Forderungen nach neuem, gründlichem Kampfe allmählig wieder laut wurden, als Byron seinen Laokoonsschmerz in die Welt hinausstöhnte, der herausfordernde Märtyrer der erbärmlichsten und verlogensten Verhältnisse, als in England, Frankreich und Italien die Poesie sich mit dem Leben vermählte, und die olympische Ruhe der Zopfzeit nicht mehr heuchelte, als Victor Hugo jung war und Alexander Manzoni seine Romane schrieb: wer erkannte sie an, selbst in ihren ästhetischen Mängeln, wer reichte dem Lord Byron die warme Hand, wer weinte menschliche Thränen an seiner Urne; wer knüpfte die Verbindung mit Frankreich und den dortigen jüngsten Regungen an; wer ermunterte Manzoni, wer horchte auf die neuen griechischen Volkslieder; wer that Alles dies vom reinsten menschlichen Gefühl, von jener unverkennbaren Sympathie der Humanität getrieben; wer drückte sein großes Staatskanzlersiegel im Reiche der Poesie unter alle diese Betheiligungen? Wer anders als Göthe.

Der Gedanke einer Weltliteratur, einer gegenseitigen Annäherung und geistigen Befruchtung der gebildeten Völker, dieser Gedanke von der Erstürmung der Völkerbarrièren im Namen des Schönen und des Wahren, der in theoretischer Beziehung bereits wirklich geworden ist, trotz aller Pfaffen, aller Polizei und

der ganzen moralischen Douane, dieses ideale, auf reine gegenseitige Hochachtung gegründete Völkerrecht: wer hat es geschaffen, promulgirt, bestätigt? Wer anders als Göthe. Er sah die Weltliteratur heranrücken und er proklamirte die Weltliteratur. Diese Weltliteratur ist schon lange kein Ideal mehr. Göthe's und Schiller's Werke, Byron und Walter Scott, viele einzelne Produkzionen der jüngeren Lyriker, Eug. Sue's Geheimnisse von Paris, sein ewiger Jude, Thomas Carlyle's Schriften, sogar Bulwer, Boz und Marryat, der schwedische Tegner, sind Weltliteratur geworden.

So weit wir nur die ideale, theoretische Seite des Humanismus verfolgen mögen, alle Möglichkeiten dieses so unendlich fruchtbaren Gedankens, überall knüpft sich Göthe's Name und Göthe's Einfluß daran. Und er war nicht blos Humanist, er wußte nicht blos die humanistische Bestimmung des deutschen Volkes instinktmäßig zu ehren; er hatte auch ein deutliches Bewußtsein von diesem Wesen. Die „ethisch-ästhetischen Bestrebungen" nennt Göthe einen besonderen Karakterzug der Deutschen, den die anderen Völker endlich anerkännten. Vermöge dieser ethisch-ästhetischen Bestrebungen sah er die Deutschen eine große Rolle spielen — wenn auch freilich nur in der Weltliteratur. Er erklärte deutlich von seinem Standpunkte aus die Bestimmung der jetzigen Welt, indem er schrieb: „Offenbar ist das Bestreben der besten

Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nazionen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen wird man durch Nazionalität und Persönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchscheinen sehen."

Er grade hat vor Allen zur Vollendung dieser humanistischen Theorie beigetragen, und wenn in den Augen der blödsinnigen Politiker die deutsche Nazion während der Revoluzion Frankreichs blos ausgegangen war, ihres Vaters Eselinnen zu suchen, so gehört keine übernatürliche Einsicht mehr dazu, um jetzt zu wissen, daß sie ein Königreich gefunden hat.

Dieses Königreich besitzen wir — im Gedanken. Es ist keine Chimäre, eine Idee ist nicht: „Alles dumme Zeug, was Einem in den Kopf kommt;" sie ist etwas Wesentliches, Großes, Erhabenes. Sie muß ihre Herrschaft geltend machen in immer größeren Kreisen, sie muß öffentliche Meinung werden, sie muß sich zum Seufzer aller Kreatur gestalten, die nach ihres Leibes Erlösung seufzt. Sie ist noch Idee, nur noch Idee, ergreift sie, durchdringt Euch mit ihr, nehmt sie in die Faust, macht, daß wir die Feder wegwerfen können.

Ein zweiundachtzigjähriger Greis ist der Meister von uns gegangen. Wer ihn auf dem Todtenbette gesehen hat, war erstaunt über die plastisch vollen

Formen dieses unverwelkten Körpers. Göthe's äußere Erscheinung war die Verwirklichung seines ästhetischen Ideals, und Ihr zweifelt, ob sich das Ideal jemals verwirklichen lasse?

Kurzer Kanon aus Göthe.

Die Welt steht vor einer Krisis. Alles Leben und Denken ist fortan unwürdig, wenn es nicht Vorbereitung auf diese Krisis ist. Vor einer Krisis muß Jeder schlagfertig sein. Wollte man einen Kanon bilden, ein kurzes Credo von Schlagsätzen, die man sich einander zuriefe, und an denen man sich in dem großen Freimaurerorden der Menschheit erkännte: diese Schlagsätze wären bei Keinem entschiedener und prägnanter zu finden, als bei Göthe. Die ganze neue Welt ist bei ihm fertig, wenn auch nur in der transzendenten Aesthetik. Auf Vollständigkeit soll es uns nicht ankommen, aber wir wollen einmal auf's Gradewohl in dieses Göthe'sche Arsenal hineingreifen.

Göthe betete den heiligen Geist der fünf Sinne an.

Alles was existirt war ihm ein sinnlich Erscheinendes. Das Unsinnliche war ihm nur die feinste

Blüthe der Sinnlichkeit. Das Uebersinnliche war ihm unsinnig. Die Natur war ihm Alles; aber wiederum hatte er in ihr nicht den Götzen vieler Naturforscher gefunden, nach deren Meinung man hinter jede Beobachtung ein dickes Ausrufungszeichen machen und, anbetend vor dem unbegreiflichen Naturzusammenhange, in die Kniee sinken soll; sondern er wußte, daß in dem Beobachtenden selbst, im Menschen, der Gipfel und Kern der Natur enthalten ist, der die Natur begreift, und nur vor sich selbst, vor der Gattung Ehrfurcht haben kann. Der Kern der Natur war, nach ihm, Menschen im Herzen.

Im west-östlichen Divan heißt es:

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine geh'n wie and're Christen.

Die Unseren auch. Schon Göthe kannte die Uebersetzung des religiösen Prinzips in die praktische Sphäre des Lebens. Nicht wider die lebendigen Religiösen haben wir uns zu wappnen, vor ihnen uns zu wahren; sondern wider das religiöse Leben, wider die Kutten, die wie andere Christen gehen.

Er wußte aber auch:

— Gegen die obskuren Kutten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.

Auch uns nicht; die ganze Macht des gesunden Lebens steht mit uns im Bunde wider die Verkehrung des Lebens; das erwachende Leben wird den lebendigen Tod niederkämpfen. Was da lebendig ist, voll wahren Lebensdranges: das ist nichts als Ulrich Hutten und Franz von Sickingen.

Den Schildkröten des Fortschrittes, die auch zu Göthe's Zeiten schon prahlten, wie sie nun bereits dreißig Jahre auf demselben Flecke opponnirten, und auch noch fernere dreißig Jahre dort stehen würden — um zu opponniren; diesen rief er zu:

Das ist doch nur der alte Dreck,
Werdet doch gescheiter!
Tretet nicht immer denselben Fleck!
So geht doch weiter!

Es ist zweifelhaft, ob sie gescheiter werden, der alte Fleck und der alte Dreck machen ihnen ein unendliches Vergnügen. Lassen wir sie treten.

Thöricht auf Bess'rung der Thoren zu
harren,

Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's ge-
bühret.

Was er wollte, was wir Alle wollen, unsere Persönlichkeit retten, die Anarchie im wahren Sinne des Wortes, darüber spricht Göthe also:

Warum mir aber in neuster Welt
Anarchie gar so wohl gefällt?
Ein Jeder lebt nach seinem Sinn,
Das ist nun also auch mein Gewinn.
Ich laß einem Jeden sein Bestreben,
Um auch nach meinem Sinn zu leben.

Bei dieser Selbstständigkeit der Person, die aber nur möglich ist, wenn die Assoziazion Aller mit Allen erst den Gattungsmenschen möglich gemacht hat, bei dieser eigentlichen Erschaffung des Menschen durch die Assoziazion, geht das bisherige Eigenthum in Rauch auf.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grundaus läßt genießen.

Wir haben dann nichts mehr als unser Wesen und die Bethätigung dieses Wesens als Genuß. Göthe weiß das sehr real auszudrücken:

Und wer nicht richtet, sondern fleißig ist
Wie ich bin und wie du bist,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er blicket nicht mit stumpfem Zahn
Lang' Gesott'nes und Gebrat'nes an,
Das er, wenn er noch so sittlich kaut,
Endlich doch nicht sonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt, und wischt das Maul wohl nicht einmal. —

Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

In Göthe ist es rücksichtslos ausgesprochen, daß Alles das seine vollständige Berechtigung hat, was wir uns heute unter dem Deckmantel der Verschwiegenheit vertrauen, oder mit dem Aushängeschilde der Frivolität erzählen, und was nur zum Unrechte dadurch wird, daß wir es dafür halten. Wir thun das Rechte mit bösem Gewissen, was um nichts besser ist, als wenn die Fanatiker das Unrechte mit

gutem Gewissen thun. Im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben: damit hat es Göthe die Zeit seines Lebens gehalten. Er spürte nirgends die Sünde und die Verworfenheit aus; ohne Reue wie er war, war er auch ohne Sünde, und das sollten wir Alle sein. Es freute sein rein menschliches, sauberes und heiteres Wesen, wenn er den Funken der Liebe und der aufopfernden Hingebung selbst in der Bajadere erblickte; er wußte, daß das Menschliche in kranken Herzen immer nur verdeckt ist; daß der rechte, lockende Sonnenstrahl nur zu kommen braucht, so blüht es plötzlich und gewaltig empor.

Und wenn wir uns im Namen dieser menschlichen Natur gegen alles bestehende Unmenschliche empören, wenn wir es nicht länger dulden wollen, daß das Leben unserem Wesen widerspreche: so ist der Ausgang nicht zweifelhaft.

Am Flusse kannst du stemmen und häkeln,
Ueberschwemmung läßt sich nicht mäkeln.

Wer sollte sie auch mäkeln? Die Ueberschwemmten? Die sind besorgt und aufgehoben. Ja, der Alte hat uns schließlich ein Wort hinterlassen, mit dem wir getrost in den Kampf gehen können, wenn die Stunde schlägt, und das wir im Kampfe selbst nicht vergessen mögen:

„Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; denn höflich Recht will gar nichts heißen."

Wir haben das Recht auf unserer Seite; treten wir also derb auf!

Staatliche Bibliothek Bamberg

SBB013400040614

Einband fleckig

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grün, Karl,

Ueber Göthe vom menschlichen Standpunkte

Darmstadt 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.372
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413049-7